



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









**DIE  
LITTERATUREN DES OSTENS  
IN EINZELDARSTELLUNGEN.**

**Band III.**

---

---

**GESCHICHTE  
DER  
UNGARISCHEN LITTERATUR**

VON

**Dr. J. KONT,**  
PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT PARIS

UND

**GESCHICHTE  
DER  
RUMÄNISCHEN LITTERATUR**

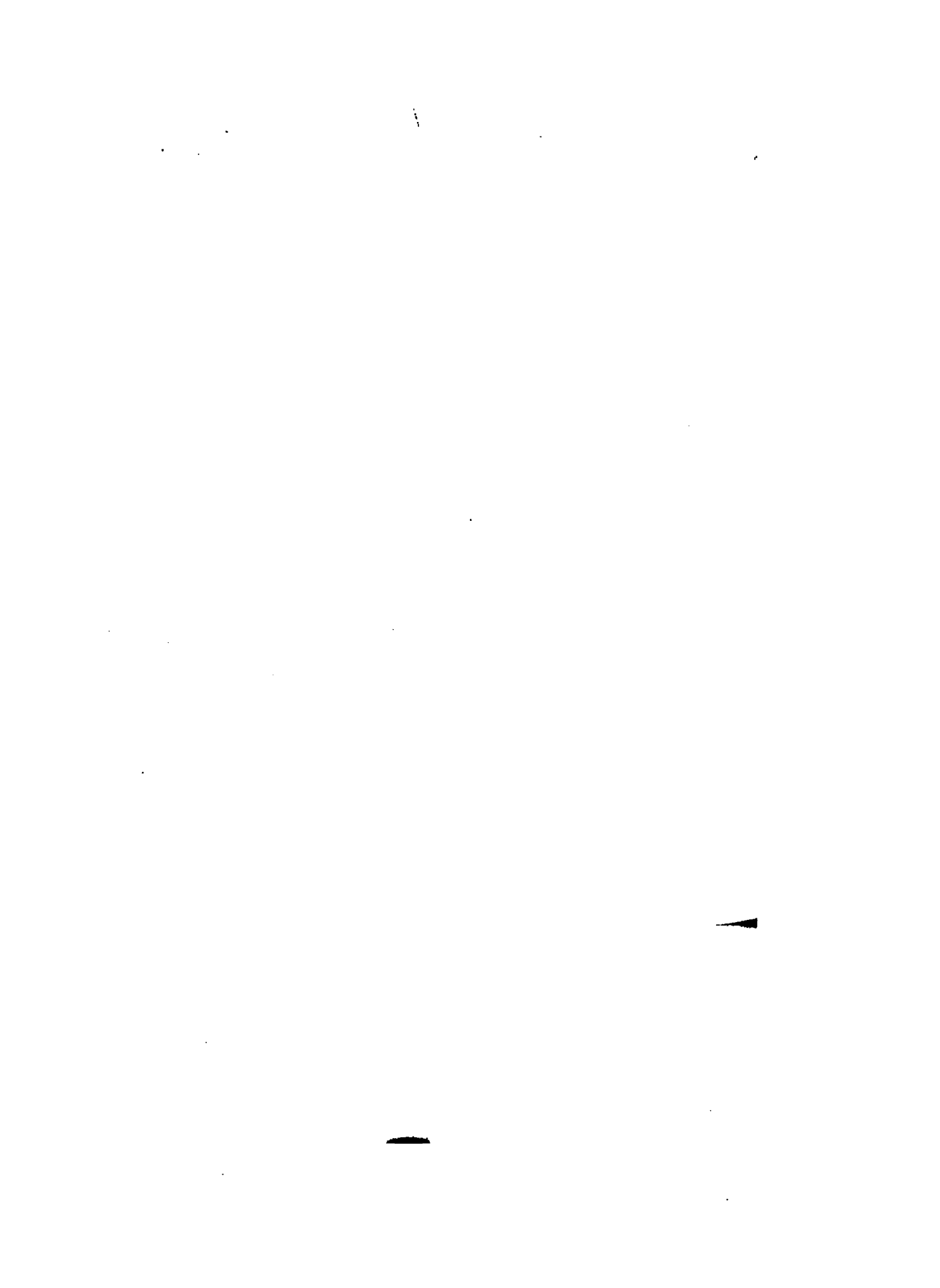
VON

**Dr. G. ALEXICI,**  
PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT IN BUDAPEST.

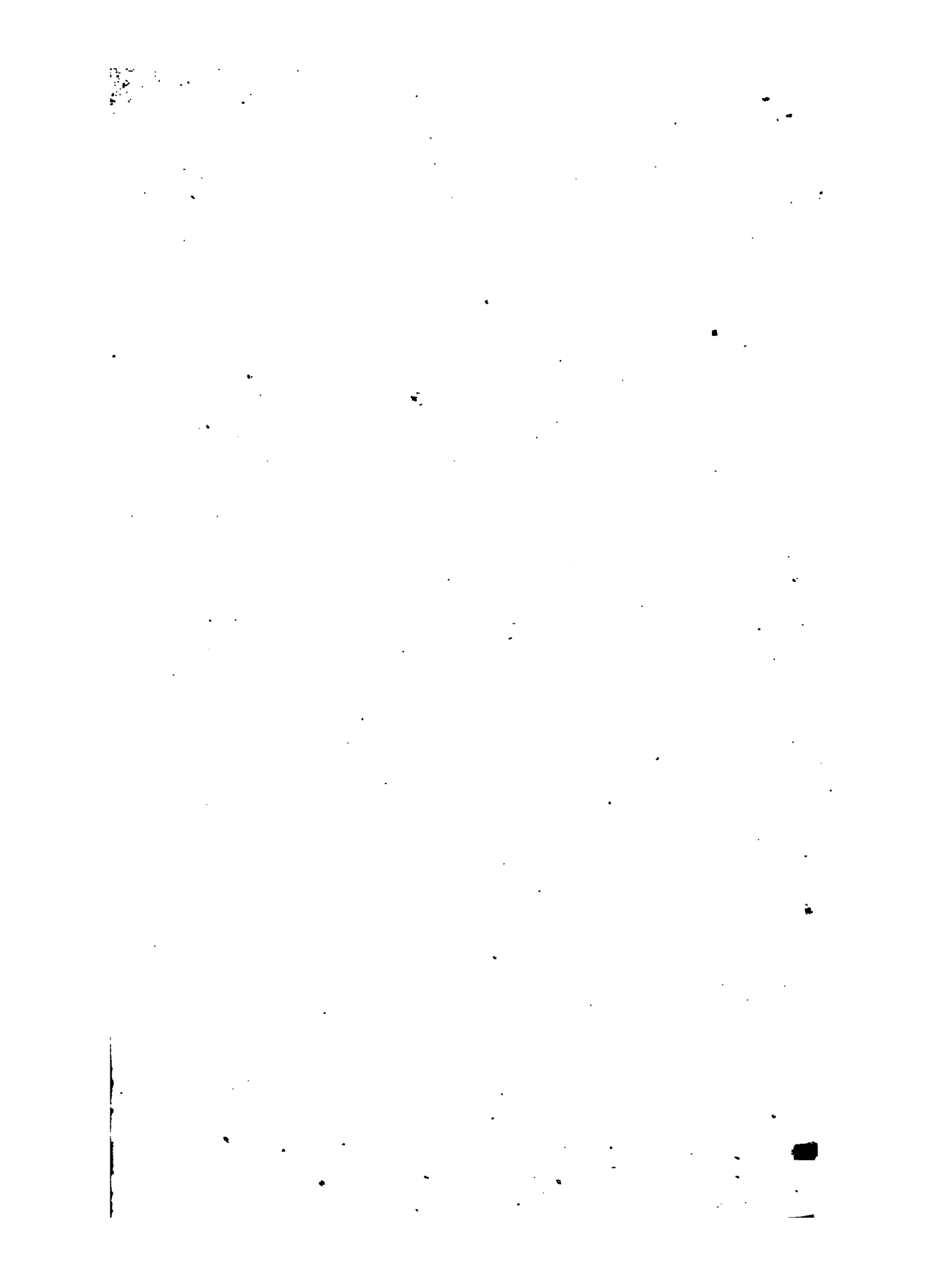


**LEIPZIG,  
C. F. AMELANGS VERLAG.**

1906.







Die  
**Litteraturen des Ostens**

in Einzeldarstellungen.

Bearbeitet

von

Dr. G. Alexici, Budapest; Prof. Dr. C. Brockelmann, Königsberg; Prof.  
Dr. A. Brückner, Berlin; Prof. D. K. Budde, Marburg; Dr. K. Dieterich,  
Leipzig; Prof. Dr. K. Florenz, Tokyo; Prof. Dr. W. Grube, Berlin; Prof. Dr.  
P. Horn, Straßburg; Prof. Dr. J. Jakubec, Prag; Dr. I. Kont, Paris; Prof. Dr.  
M. Murko, Graz; Prof. Dr. M. Winternitz, Prag.

---

**Dritter Band:**

**Erster Halbband:**

**Geschichte der ungarischen Litteratur.**

Von

**Dr. I. Kont.**

---

**Zweiter Halbband:**

**Geschichte der rumänischen Litteratur.**

Von

**Dr. G. Alexici.**

---

Leipzig,

C. F. Amelangs Verlag.

1906.

**Geschichte**  
der  
**ungarischen Litteratur.**

---

Von

**Dr. I. Kont.**

//



STANFORD LIBRARIES

Leipzig,  
C. F. Amelangs Verlag.  
1906,

*AK*

PH3012  
K596

## Vorwort.

---

Die Magyaren haben sich von jeher bemüht, dem benachbarten Deutschland Kunde von ihrem geistigen Leben zu geben. Sie wußten, daß ihre Sprache und Litteratur daselbst wenig gepflegt wird, weniger als entlegene orientalische Idiome oder als die slawischen Sprachen. Schon im Jahre 1711 fühlte David Czvittinger, der in Altdorf studierte, diesen Mangel und veröffentlichte sein »Specimen Hungariae literatae«, worin er in patriotischer Begeisterung ungefähr 300 Namen aufzählt. Nach ihm schrieben noch andere lateinische Kompendien, bis mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts die ungarischen Kulturbestrebungen in deutscher Sprache bekannt gemacht wurden. Von Ludwig Schedius' »Zeitschrift von und für Ungern« (1802—1804) bis zu der von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich redigierten »Ungarischen Revue« (1881—1895) finden wir eine lange Reihe von Schriften und Übersetzungen, welche dem deutschen Nachbar zeigen sollten, was Ungarn auf dem Gebiete der Litteratur und Wissenschaft geleistet hat.

Der Zweck des vorliegenden Werkes ist es, in knappen Zügen, ohne gelehrten Apparat, das geistige Leben der Magyaren, wie es sich in der Litteratur offenbart, darzustellen. Das Hauptgewicht ist aufs 19. Jahrhundert gelegt, da bis gegen Ende des 18., einige sporadische Erscheinungen ausgenommen, die Litteratur mehr gelehrtes als belletristisches Interesse gewährt. Der Leser findet in diesem Bande bloß das Nennenswerteste; wer mehr Namen, Büchertitel, Übersetzungsproben sucht, den verweisen wir auf die im Anhang gegebene Bibliographie. Viele Schriftsteller der früheren Perioden mußten übergangen werden, auch solche, die die ungarischen Litteraturgeschichten seit Toldys pietätvollem Forschen wie einen toten Ballast fortschleppen, die jedoch selbst für Ungarn von geringerer Bedeutung sind. Im Gegenteil haben wir uns bestrebt, dem Wirken Jung-Ungarns, das heißt der litterarischen Strömung der letzten dreißig Jahre gerecht zu werden. In den ungarischen Litteraturgeschichten ist es schon sozusagen Sitte geworden, die Darstellung mit dem Ausgleich zu schließeln. Das Jahr 1867 hat wohl eine große Bedeutung

in politischer Hinsicht, es darf jedoch nicht für immer die Grenze der litterarischen Forschung bleiben. Viele Schriftsteller, die nach 1867 auftraten, sind heute schon tot, andere nähern sich dem Greisenalter; ihr Wirken kann demnach gewürdigt werden. Wir konnten bloß die bedeutendsten Vertreter nennen; aber selbst aus diesem kurzen Abriss wird der Leser sehen, welche reiche Fülle an schönen Werken die Generation nach dem Ausgleich hervorgebracht hat.

Seit Jahren bemühen wir uns, die ungarischen Geistes-schöpfungen französischen Lesern zu erklären und durch Vergleiche aus den abendländischen Litteraturen mundgerecht zu machen. Möge auch dieser Versuch, wenn auch in einer uns fremden Sprache verfaßt, dazu beitragen, ungarisches Geistesleben in den Ländern deutscher Zunge bekannt zu machen und besonders jüngere Kräfte anspornen, sich dem eingehenden Studium einer Sprache und Litteratur zu widmen, die das gelehrte Interesse in eben so hohem Maße verdienen wie die anderen osteuropäischen und asiatischen Litteraturen. Jede derselben ist in den großen Kulturstaaten unvergleichlich besser vertreten als die magyarische. Hört man doch noch heute, nach einem mehr als hundertjährigen Schaffen, von gebildeten Leuten die Frage aufwerfen: »Gibt es denn eigentlich eine ungarische Litteratur?«

Paris, am 8. April 1906.

I. K.

---

### Aussprache.

---

Zwei oder mehrere nebeneinander stehende Selbstlaute müssen getrennt ausgesprochen werden. a = tiefes a, ungefähr wie im Englischen »fall«; á = a, e = kurzes e; é = langes e; o = kurzes o; ó = langes o, ebenso u, ú, ö, ő, ü, ű; ew, eö in Eigennamen = ø; y in Eigennamen = i; c und cz = z; ch in Eigennamen tsch; cs = tsch; gy = verschmolzenes dj; ny = wie das französische gn; ly wie das italienische gl; ty = verschmolzenes tj; s = sch; sz = fs, z = weiches s, wie das französische z; zs = wie das französische gé (Genie). — Der Wortton liegt immer auf der ersten Silbe.

---

## Inhaltsübersicht.

	Seite
<b>Erstes Kapitel. Mittelalter und Renaissance</b> . . . . .	1—15
Einleitung. — Das heidnische Magyarentum 3. Kulturzustände. — Spielmänner. — Die Sagenkreise 4. Die Arpaden. Ihre Bestrebungen auf kulturellem Gebiete 5. Die Chroniken. — Die Sprachdenkmäler 6. Ludwig der Große 7. Mathias Corvin 8. Die Klöster 9. Ihre Litteratur 10. Hussitenbewegung 11. Weltliche Poesie 12. Die Renaissance 13 ff. Thuróczy und Werbőczy 15.	
<b>Zweites Kapitel. Religions- und Freiheitskämpfe. — Der Verfall</b> .	16—57
Historische Einleitung 16 ff. Die Reformation 18. Die Litteratur des 16. Jahrhunderts. Die Bibelübersetzungen 20. Streitschriften 21 ff. Lyrik. Balassa 24 ff. Märchen und Erzählungen 26 ff. Der Humanismus 28. Das 17. Jahrhundert. Historisches 29. Die katholische Reaktion. Pázmány 30 ff. Albert Molnár 33 ff. Liturgische Dichtung 35. Epik. Zrinyi 36 ff. Gyöngyösi 39 ff. Die Kurutzenpoesie 41 ff. Schul- und gelehrtes Wesen 43. Cseri 44 ff. Geschichtsforschung 46. Der Verfall im 18. Jahrhundert. Historisches 47 ff. Poesie 51 ff. Prosa. Mikes 52. Schuldrama 55. Historiker 56.	
<b>Drittes Kapitel. Die Wiedergeburt</b> . . . . .	58—106
Historische Einleitung. Maria Theresia. Joseph II. Franz I. 58 ff. Die verschiedenen Schulen. Einfluß der Franzosen. Die ungarische Leibgarde. Bessenyei 64 ff. Báróczy 69. Barcsay, Orczy 70. Teleki, Fekete 71. Péczeli 72. Ányos, Dayka 73. Die liberale Bewegung. Bacsányi 75 ff. Verseghy 76. Szentjóbi Szabó 77. Alexander Kisfaludy 78 ff. Einfluß der römischen Litteratur. Die Theoretiker 82. Virág 83. Berzsényi 84 ff. Die volkstümliche Richtung. Dugonics 87. Palóczy Horváth 88. Gvadányi 89. Die Debreczener 91. Csokonai 92 ff. Deutscher Einfluß. Kazinczy. Sprachreform 95 ff. Kármán 101. Kazinczys Schüler 102. Kőlcsey 103 ff.	

	Seite
<b>Viertes Kapitel. Romantisch und National</b> . . . . .	107—181
Historische Einleitung 106 ff. Einfluß der Juli-Revolution und des französischen Romantizismus 108. Stephan Széchenyi 110 ff. Ludwig Kossuth 113 ff. I. Die Poesie. Vörösmarty 115 ff. Die Epiker. Székely, Horváth, Czuczor, Garay 125 ff. Lyriker. Bajza, Vachott, Kerényi 130 ff. Volkspoesie 133 ff. Petöfi 137 ff. II. Das Theater. Die Anfänge 148. Karl Kisfaludy 149 ff. Katona 153. Das romantische Drama 157 ff. Szigligeti 160 ff. Czákó 164. Obernyik 165. Teleki 166. Hugo Bernstein 168. III. Roman und Novelle. Fáy, Peter Vajda 170. Jósika 171 ff. Kuthy 174. Eötvös 175 ff.	
<b>Fünftes Kapitel. Reaktion und Ausgleich</b> . . . . .	182—259
Historische Einleitung. Franz Deák 183. Andrassy, Tisza. Der Unabhängigkeitsdrang 184. I. Poesie. Johann Arany 186 ff. Tompa 194 ff. Gyulai 197 ff. Szász 200 ff. Lévay 202. Tóth 203. Johann Vajda 205 ff. Ladislaus Arany 207. Emil Ábrányi 208. Endrödi 209. Kiss 210. Tolnai 211. Kozma, Vargha, Szabolcska 212. Jakab. Bartók. Reviczky 213. II. Das Theater, Kövér 216. Szigeti, Dobsa 217. Madách 218 ff. Eugen Rákosi 222. Dóczi 223. Berczik 224. Stephan Toldy 225. Csiky 226 ff. Herczeg 228. Das Volksstück. Eduard Tóth. Das Urania-theater 230. III. Roman und Novelle. Kemény 231 ff. Jókai 234 ff. Vas Gereben, Pálffy, Degré, Vadnai 239. Abonyi. Baksay. Vértesi. Die Humoristen 240. Mikszáth und die Dorfnovelle 241. Gárdonyi 243. Herczeg 244. Victor Rákosi, Benedek, Bársony 245. Karl Eötvös 246. Justh, Bródy, Ambrus, Malonyay, Pekár 247. Kabos, Werner 248. IV. Geschichte und Kritik. Jászay. Teleki 249. Michael Horváth, Szalay, Csengery 250. Salamon. Szilágyi, Szabó 251. Thaly, Fraknoi 252. Pauler 253. Die Denkmäler. Pulszky, Ipolyi, Henszlmann, Römer, Hampel 254. Publizisten 255. Kritik und Ästhetik. Toldy 256. Gyulai, Greguss, Beöthy 257. Heinrich 258. Péterfy 259.	
Schluss . . . . .	259—261
Bibliographie . . . . .	262—265
Index . . . . .	266—272



## Erstes Kapitel.

# Mittelalter und Renaissance.

---

Obwohl die Magyaren ihr Land schon vor tausend Jahren in Besitz nahmen, so kann von einer ungarischen Litteratur erst im Laufe des 16. Jahrhunderts, als die Reformation die Geister weckte, die Rede sein. Und noch dauerte es ungefähr drittehalb Jahrhunderte, bis es zu einer fortwährenden, sich auf die ganze Nation erstreckenden litterarischen Tätigkeit kam. Dies erklärt, warum das ungarische Mittelalter fürs Ausland blofs ein kulturhistorisches, die meisten Leistungen der drei folgenden Jahrhunderte mehr ein gelehrtes Interesse bieten.

Die Gründe dieser Zurückgebliebenheit sind mannigfaltig. Der asiatische Stamm, der sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts zwischen Donau und Theifs niederliefs, gehörte zur grofsen uralaltaischen Familie, und zwar zu deren finnisch-ugrischem Zweige. Auf seinen langen Wanderungen vom Ural und Kaspischen Meer, in Berührung mit Türken und Kabaren, wurde aus dem Nomadenvolk ein tüchtiges Kriegervolk, das lange Jahrhunderte mehr Sinn für Politik, Staatseinrichtung und Freiheit als für Litteratur und schöne Künste besafs. Die Scheidewand, welche die Sprache zwischen diesem Stamm und den in Ungarn ansässigen Völkern sowie den Germanen, Welschen und Franken zog, trug viel dazu bei, dafs der magyarische Geist sich erst sehr spät in seiner Landessprache offenbarte. Die durch die Annahme des Christentums eingeführte lateinische Kultur beleckte ihn schon im 11. Jahrhundert; Schulen, Klöster und Abteien impften den höheren Klassen die Anfangsgründe der westeuropäischen Bildung ein, aber die ausländischen Mönche, welche aus Italien, Deutsch-

land und selbst aus Frankreich herbeiströmten, weit entfernt, sich die ungarische Sprache anzueignen, führten das lateinische Idiom ein und erklärten dem nationalen Genius den Krieg. Die abendländischen Epen des Mittelalters, die, von der bretonischen Küste ausgehend, sich über ganz Europa verbreiteten, der Minnegesang, der bis Österreich drang, blieb an den Grenzen Ungarns stehen. Als endlich ein mächtiger König, Mathias Corvin, bewußt der Rolle, die sein Land in der Kultur Osteuropas zu spielen hat, der italienischen Renaissance die erste Heimatstätte diesseits der Alpen bot, sich mit großen Humanisten umgab und eine Bibliothek gründete, die noch heute seinen Namen verkündet: da war das nationale Idiom noch nicht genügend entwickelt, um vom Geiste der Neuzeit den notwendigen Impuls zu empfangen und ungarische Werke hervorzubringen. Erst der religiöse Streit im 16. Jahrhundert löst die Zunge, denn man wollte auch dem Volke die Bibel erklären, ihm einige geistige Nahrung bieten. Jedoch war dies mehr Erbauungs- als schöne Litteratur. Die Herrschaft der Türken, die über 150 Jahre im Lande hausten, die zahlreichen Kämpfe gegen Österreich waren auch nicht dazu geeignet, die litterarische Strömung zu befördern. Wäre das kleine Fürstentum Siebenbürgen, die einzige Stätte nationaler Kultur während zwei Jahrhunderte, nicht gewesen, so hätte tiefe Finsternis geherrscht. Mit der Niederlage des letzten Fürsten dieses selbständigen Landes trat in der That eine solche Erschlaffung des nationalen Geistes ein, daß es heroischer Kämpfe bedurfte, um gegen die Wende des 18. Jahrhunderts dem erstarrten Körper neues Leben einzuflößen. Und dies geschah eben in der Zeit, als Herder in seinen »Ideen« das baldige Verschwinden der magyarischen Sprache und Rasse prophezeite.

Sind demnach im Mittelalter bloß einige Spuren, in den drei folgenden Jahrhunderten nur vereinzelte Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur zu bemerken, so dürfen wir dennoch diese Perioden des geistigen Lebens der Nation nicht übergehen. War die Bildung auch lateinisch, so erklärt sie die spätere Blüte. Selbst in den ältesten Chroniken, obwohl die Sage vom Mönch verstümmelt und zerbröckelt wurde, fühlen wir einen Hauch jener alten magyarischen Volkspoesie, die die Eroberer wohl aus ihrer asiatischen Heimat mitgebracht hatten. Denn so ungeschlachtet und roh, als die deutschen Annalisten die Magyaren des 9. und

10. Jahrhunderts darstellen, waren dieselben nicht. Furcht und Schrecken vor den fortwährenden Einfällen beeinflussten das Urteil dieser Annalisten. Befragen wir jedoch die gleichzeitigen byzantinischen Geschichtschreiber, so finden wir, daß dieses kriegerische, freiheitsliebende und energische Volk sich treu seinen Stammhäuptlingen unterwarf. Es kannte die Polygamie nicht, war mäßig in Speise und Trank, ertrug geduldig die schwersten Kämpfe, verzagte nie und war gegen seine Verbündeten stets treu. Seine Religion stand dem Monotheismus nah; es verehrte den Genius des Guten und des Bösen, einen besonderen Kriegsgott und schuf keine zahlreichen Mythen. Es war in Glaubenssachen tolerant; hörte anfangs gleichgültig die Predigten der Bekehrer, aus denen es keine Märtyrer machte, und widerstrebte ein Jahrhundert lang der Bekehrung mehr aus politischen als aus religiösen Gründen.

Die geistige Bildung dieses Volkes, als es das heutige Ungarn eroberte, das damals ein Tummelplatz von Awaren, Slowenen und Morawen war, war gewiß auf der Höhe dieser Stämme, denn die Magyaren hatten sich auf ihren langen Zügen, im Kontakt von Byzantinern und Khazaren, viele Bildungselemente angeeignet. Sie waren schon damals auf eine höhere Stufe geistiger Kultur gelangt als die ihnen verwandten Stämme der ugrischen Familie: Wogulen, Ostjaken, Mordwinen, Tschere-missen und Finnen, von denen bloß die letzteren bis heute eine Litteratur haben, und unter dem russischen Joch ihre nationale Eigentümlichkeit immer mehr einbüßen. Die Berührung der Magyaren mit geistig überlegenen Völkern verursachte, daß sie nach der Besitznahme des Landes, obwohl ihre Zahl im Verhältnis der ansässigen Völkerschaften verschwindend klein war, die herrschende Rasse wurden und es bis zum heutigen Tage geblieben sind. Ihnen allein gelang es, im Lande der Karpathen die seit dem Sturze der Römerherrschaft hin und her wogenden Volksmassen in einen Staat zu verschmelzen und durch Annahme des Christentums — nicht der starren orientalischen Orthodoxie, sondern des abendländischen Katholizismus — in die große Familie Westeuropas einzutreten.

Dem Zeugnis der alten Chroniken gemäß, gab es schon in den ältesten Zeiten eine Klasse von Sängern, die bald *igriczek*, bald *hegedösök*, bald *regösök* genannt werden und von den

Königen gewisse Privilegien erhielten. Ihr Ansehen sank erst im 13. Jahrhundert vor der immer fortschreitenden lateinischen Kultur. Diese Spielmänner oder Jongleurs verfaßten die Gesänge für die großen Festgelage, bei denen sie die Heldentaten der Ahnen besangen; ferner liessen sie bei Geburt, Hochzeit und Begräbnis ihre Leier ertönen. Ihr Gesang hat sich nicht erhalten; jedoch finden wir in den Chroniken einige Anhaltspunkte für zwei Sagenkreise, von denen der eine als Mittelpunkt Attila, der andere Almos, den Vater des Eroberers Arpad, hat. Almos führte, wie Moses, sein Volk aus den Steppen Rußlands bis an die Grenze Ungarns; hier mußte er jedoch sterben, und sein Sohn vollbrachte das Werk. Die hunnisch-magyarische Sage hat ihre volle Ausbildung wohl erst im 12. und 13. Jahrhundert gewonnen; der germanische Einfluß kann heute nicht mehr bezweifelt werden, jedoch der magyarische Geist hat auch das Seinige beigetragen. Ein anderes Zeugnis vom ungarischen Volksgesang ist uns in der »Vita« des heil. Gerhard, der im Jahre 1047 den Märtyrertod starb, erhalten. Hier ist es eine an der Mühle arbeitende Dienstmagd, welche die »symphonia Ungarorum« in der Stille der Nacht ertönen läßt, um ihre Arbeit zu erleichtern. All dies beweist, daß das ungarische Lied im Zeitalter der Arpaden noch nicht verstummt war; jedoch gibt es keine Überreste desselben. Die Spielmänner schrieben nichts auf, und die Mönche waren immer Gegner dieser mit heidnischen Reminiszenzen versetzten Lieder und verspotteten die *igriczek* als lügenhafte Schwätzer.

Aus dieser Zeit blieben demnach bloß die Legenden der Heiligen und Chroniken. Von den ersteren ist diejenige des heil. Gerhard, Bischofs von Csanád, eines Venezianers von Geburt, ferner die Lebensbeschreibungen der zwei heiligen Könige aus dem Arpadenhouse, Stephan und Ladislaus, bekannt. An die Namen dieser zwei Könige knüpft sich die Begründung des Christentums in Ungarn. Stephan wurde im Jahre 1001 mit der vom Papste Sylvester II. (Gerbert) gesandten Krone als erster ungarischer König gekrönt. Cluny, das damals den höchsten Einfluß auf Europa übte, versah den König mit Ratschlägen in Kirchensachen. Wenn auch das Heidentum noch hie und da das Haupt erhob, so wurde es bald von der königlichen Macht unterdrückt. Unter Ladislaus war, gegen Ende

des 11. Jahrhunderts, die christliche Religion im ganzen Lande angenommen, und selbst der heidnische Stamm der Cumanier wurde gezwungen, sich zu bekehren.

Kulturhistorisch bedeutend ist eine Stiftung dieses Königs aus dem Jahre 1091: die Abtei in Somogyvár, an der Grenze Ungarns und Kroatiens; in dieselbe durften bloß französische Benediktiner aufgenommen werden. Ladislaus' Nachfolger, Coloman, der Bücherfreund, mit einer normännischen Prinzessin verheiratet, brachte Ordnung in die Finanzen und in die Justiz, schaffte die Hexenprozesse ab, was die große Toleranz der Magyaren in Glaubenssachen beweist. Béla III. (1173—1196) der die Schwester Philipp Augusts, Margarete aus Frankreich, zur Frau hatte, zeigte viel Sinn für abendländische und byzantinische Kultur, so wie Béla IV. (1235—1270), unter dessen Regierung die Mongolen Ungarn verwüsteten.

Schon unter den Arpaden blühten viele Mönchsschulen. Die Theologie, die Anfangsgründe der Geschichte und der exakten Wissenschaften wurden in Pannonhalma (Martinsberg) und in Esztergom (Gran), der kirchlichen Metropole des Landes, gelehrt. Einige der besten Schüler wurden an die Universitäten zu Paris und Bologna gesandt; sogar Kirchenfürsten begaben sich dorthin, um ihren Wissensdurst zu stillen. Béla III. gründete in Veszprém eine Hochschule; die Lehrpläne des Okzidents wurden in den von Benediktinern, Zisterziensern und Prämonstratensern geleiteten Schulen angewandt. Außer diesen Orden ließen sich noch Johannitter, Karthäuser, Franziskaner und Dominikaner im Lande nieder, welche nicht bloß geistige Nahrung boten, sondern auch Waldungen urbar machten. Während vier Jahrhunderten bleiben die Klöster dieser Orden die geistigen Mittelpunkte des Landes; sie nahmen am nationalen Leben teil und dienten als Vermittler der europäischen Bildung.

Der ungarische Hof mußte im Abendlande schon eine gewisse Bedeutung haben, denn gegen Ende des 12. Jahrhunderts kommen Troubadoure, wahrscheinlich in Gefolge der französischen Prinzessinnen, die ungarische Könige heirateten. So singt Peire Vidal, einer der berühmtesten Lyriker Frankreichs, daß er am Hofe des Königs Emerich (1196—1205) gastfreundlich empfangen wurde, und kurz nach dem Rückzuge der Mongolen kommt der französische Architekt Villard de Honnecourt nach Ungarn und

erbaut den Dom von Kassa (Kaschau); ausländischen Kräften sind auch die Kathedrale von Pécs (Fünfkirchen), die Basilika von Esztergom und die Kirche zu Jaak zu verdanken. All diese Berührungen mit dem Abendlande bilden den Geist des jungen, damals noch unabhängigen Königreichs und geben ihm einen ehrenwerten Platz unter den Staaten Europas.

Das Schrifttum war jedoch noch wenig entwickelt. Wir besitzen aus dieser Periode bloß zwei lateinische Chroniken: diejenige des Anonymen Notars Béla III., aus dem Ende des 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts, welcher die Geschichte der Besitznahme des Landes erzählt, ferner die Chronik Kézais, des Kaplans Königs Ladislaus IV. (1272—1290), der die Ereignisse bis zu seiner Zeit, oft in sehr alberner Weise, darstellt. In diesen Kompilationen finden wir die einzigen Überreste der alten Volkssagen und mit ihnen die halb fabelhafte, halb sichere Kunde der Eroberung und der ersten Jahrhunderte der Arpaden. Trotz des lateinischen Textes fühlt man das nationale Gefühl, das die Eroberung als eine gerechte Sache verteidigt, da das Land früher den Hunnen gehörte und die Abstammung der Hunnen und Magyaren von Nemrod, dem Sohne Japhets, der erste Glaubensartikel dieser Chroniken ist. Wir finden in denselben auch heftige Ausfälle gegen das fremde Element: Italiener und Germanen, welche die höchsten Stellen im Lande einnehmen und nur selten im Dienste des nationalen Interesses stehen; ferner den Ausdruck der fortwährenden Furcht, vom nahen Österreich unterjocht zu werden.

Diese Chroniken zeigen die Bildungsstufe des Klerus; der Ungar selbst betrachtet zu dieser Zeit noch die »Kunde der Schrift«, das gelehrte Wesen als unnötig für den Adeligen und den Ritter. Das Volk begnügte sich mit der mündlichen Tradition, die seine Spiel männer von Generation zu Generation überlieferten. Sprachdenkmäler sind demnach bloß durch den Zufall erhalten. Das wichtigste, die aus 274 Wörtern bestehende Grabrede, befindet sich in einer lateinischen Handschrift aus dem 13. Jahrhundert. Der Text scheint aus dem Jahre 1228 zu stammen. Die Königsberger Fragmente — auf dem Einbanddeckel einer Handschrift der Königsberger Bibliothek — über die Jungfrau Maria und die jüngst entdeckten Glossen aus Gyula-Fehérvár (Karlsburg), endlich mehrere Wörter in den

lateinischen Urkunden dieser Periode genügen, den Scharfsinn der Philologen zu üben, die aus diesen spärlichen Überresten das Leben der Sprache zur Arpadenzeit herzustellen versuchen.

Das Aussterben der Arpaden (1301) schließt für die Magyaren die erste Epoche ihrer nationalen Existenz. Als die Mongolen im Jahre 1241 das Land verwüstet hatten, glaubten die deutschen Annalisten schon, daß Ungarn aus der Zahl der europäischen Staaten verschwunden sei, und daß es fortan einen ergänzenden Teil Österreichs bilden werde. Jedoch die Energie der Arpaden und des hohen Adels, die zähe Widerstandsfähigkeit des Volkes hatten bald die von den Tataren geschlagenen Wunden geheilt, und als es zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar zum Kampfe kam, konnte Ungarn sein Schwert zugunsten des ersteren in die Wagschale werfen. Jedoch der letzte König der Arpaden hatte schon mit den Anjou von Neapel um den Thron zu kämpfen. Dante trat in seinem bekannten Verse: *O beata Ungheria, se non si lascia piu malmenare*, für ihre Rechte ein, und vom Papste unterstützt, konnte Karl-Robert im Jahre 1308 den ungarischen Thron besteigen. Das 14. Jahrhundert, besonders die Regierung Ludwigs des Großen (1342—1382) wird als der Glanzpunkt der nationalen Geschichte betrachtet. Noch im 19. Jahrhundert, wenn die Dichter die alte Herrlichkeit dem traurigen Zustande des Landes in der Neuzeit entgegensetzen wollen, erzählen sie von der Pracht der Visegráder Burg, wohin die Ritter des Abendlandes strömten, um an den glänzenden Turnieren teilzunehmen. Der größte Epiker, Arany, ruft die Erinnerung an das magyarische Heldentum wach, indem er seinen Toldi an Seite Ludwigs kämpfen läßt. Sämtliche Chroniken des Mittelalters — den anonymen Notar und Kézai ausgenommen — erhalten ihren Abschluß unter den Anjou; die berühmteste, die prachtvoll ausgestattete Wiener Bilder-Chronik stammt aus der Bibliothek Ludwigs. Die Reim-Chronik nennt ihn *den Felsen des Christentums, den Mast, an dem das Banner des Glaubens flattert, den heldenmütigen Makkabäer, dessen Herz voll Milde und Barmherzigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit ist*. Eine bessere Organisation im Justiz- und Finanzwesen tritt ein, und das Königreich wird durch die Eroberung Dalmatiens, den Anschluß der polnischen Krone von drei Meeren umspült. Der

Heereszug Ludwigs nach Italien, um den Mord seines Bruders an Johanna von Neapel zu rächen, ist ein wahrer romantischer Zug ins fabelhafte Land. Dieser Zug hat unauslöschliche Spuren im Geiste und Herzen der Magyaren gelassen. Die italienisch-ungarischen politischen und künstlerischen Verbindungen, welche jahrhundertlang dauern, beginnen mit demselben, während die Kreuzzüge, an denen doch auch viele Magyaren teilnahmen, keine Spuren im Bewußtsein des Volkes gelassen haben. Es hängt dies mit der nüchternen Auffassung der Rasse in religiösen Dingen zusammen, welche von jeder krankhaften Begeisterung für den Glauben fern bleibt, sich jedoch für militärischen Ruhm, für große Kriegstaten begeistert, da ihr Leben ein fortwährender Kampf gegen auswärtige Feinde war.

Diese auswärtigen Feinde waren unter den Arpaden die österreichischen Herzoge und die byzantinischen Kaiser, später die Mongolen; unter den Nachfolgern Ludwigs die Türken, welche schon vor der Eroberung Konstantinopels sehr oft ins Land einfielen und dasselbe nach dem Jahre 1453 noch mehr bedrohten. Ungarn war damals dank dem Feldherrngenie Johann Hunyadis und seines Sohnes Mathias das Bollwerk des zivilisierten Westens gegen die Einfälle der Türken. Diese Dienste scheint Europa in den folgenden Jahrhunderten vergessen zu haben, und erst im 19. erinnerte sich Michelet ihrer, indem er seinen Landsleuten zurief: »Wann werden wir die Schuld des Westens an diese ritterliche Nation bezahlen, die unsere Kultur vor den Türken bewahrt hat!« Trotz der vielen Kämpfe gelang es Mathias Corvin (1458—1490), durch italienische Gelehrte und Künstler die Hauptstadt, Buda, zu einem geistigen Mittelpunkt, wie es damals Florenz, Ferrara oder Padua war, zu machen. Diese Kulturströmung blieb aber auf ungarischem Boden eine fremde Pflanze, die keine Wurzeln fassen konnte; jedoch die Dithyramben der Dichter, die Werke der Humanisten, die Paläste und Statuen, besonders die weltberühmte Corvina, welche damals einen ehrenvollen Platz neben der Marciana und Vaticana einnahm, beweisen, daß die Ideen Petrarca's und Niccolis außerhalb Italiens zuerst bei Mathias Anklang fanden. Nach dieser Glanzepoche sank das Königreich immer mehr. Übergewaltige Oligarchen, welche während des ganzen Mittelalters ihre Macht dem herrschenden König fühlen ließen und, wenn dieser keine



Energie besaß, die Königswürde zu einer Schattenherrschaft erniedrigten, wählten einen unfähigen Jagellonen als Nachfolger des tatkräftigsten Monarchen, des einzigen ungarischen Sprossen, der in dieser Epoche auf dem Thron saß. Das Reich, welches noch vor einigen Jahrzehnten im Rate Europas einen bedeutenden Platz einnahm, um dessen Allianz Ludwig XI., König von Frankreich, warb, wurde in einer einzigen Schlacht von den Türken derart zu Boden geschmettert, daß es die Beute einer fremden Dynastie und des Sultans wurde und seine nationale Selbständigkeit auf Jahrhunderte einbüßte.

Auch in dieser Epoche ist noch das lateinische Schrifttum maßgebend. Neben einem Michael de Hungaria oder einem Pelbárt aus Temesvár, dessen »Stellarium Coronae Benedictae Mariae« und »Sermones Pomerii« in der ganzen katholischen Welt gelesen und in Deutschland und Frankreich mehrmals gedruckt wurden, neben einem Humanisten wie Janus Pannonius oder Johannes Vitéz kommen die spärlichen Reste der nationalen Sprache kaum in Betracht. Die Klöster sind noch immer die Orte, wo das geistige Leben gepflegt wird. Jedoch unter dem Einfluß der Franziskaner werden die alten Klassiker der Hölle preisgegeben und die Hymnen und Schriften eines Ambrosius, Sedulius, Venantius Fortunatus, Gregorius' des Großen, Rabanus Maurus und des heil. Thomas von Aquino fleißig gelesen und exzerpiert. Die Legenden der Heiligen werden in eine schwerfällige Prosa umgeschrieben, und es entstehen die Codices, von denen eine große Zahl sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie bilden neben den Fragmenten aus der Arpadenzeit die ersten zusammenhängenden ungarischen Texte. Dieselben sind für die Verzweigung und Wanderung der verschiedenen Legenden durch die abendländische Litteratur sowie als Sprachdenkmäler bemerkenswert. Litterarisch ragen bloß einige eingeschaltete Hymnen, als erste Früchte der lyrischen Poesie, hervor. Die Verfasser dieser Codices schöpfen alle aus der Goldenen Legende des Jacobus de Voragine, aus Pelbárt oder aus ältern Sammlungen. Spezifisch magyarisch sind in ihnen bloß die Lebensbeschreibungen der Heiligen aus dem Hause der Arpaden: Stephan, dessen Sohn Emerich, Ladislaus, dieses Sinnbild des mittelalterlichen Helden, der Frömmigkeit mit starker Faust verband, und besonders die heil. Margareta, deren Leben und Wunder

einen ganzen Kodex füllen. Sie war die Tochter Bélas IV., unter dessen Regierung die Mongolen das Land verwüsteten. Viele Prinzen warben um ihre Hand; sie zog es jedoch vor, sich in ein Kloster auf einer Insel zwischen Buda und Pest — der heutigen Margareteninsel — zurückzuziehen und dort allen Nonnen das Beispiel einer Kasteiung und Askese zu geben, von denen noch die späteren Jahrhunderte erzählten. Die Nonne Lea Ráskai hatte diesen Kodex verfaßt; jedoch reicht die Legende bis ins 13. Jahrhundert zurück, als die Legaten des Papstes im Jahre 1276 nach Ungarn kamen um die Zeugnisse für die Heiligsprechung zu sammeln. Wir finden in dieser Handschrift die charakteristischen Züge des ungarischen Nonnenlebens bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts.

Andere Handschriften aus dieser Epoche erzählen das Leben des heil. Franz von Assisi, dessen Anhänger auf ungarischem Boden sehr zahlreich waren. An die Legenden aus den westlichen Kulturländern reihen sich mit der Zeit einige orientalische Blumen an, welche die Apokalypse liefert. Es sind Früchte der orientalischen Phantasie. Die nüchternen Mönche bekämpfen sie vergebens; sie dringen trotz des Verbotes in die Klöster. Der Sündenfall Adams und Evas wird zu einer reizenden Legende. Das *Speculum exemplorum* und *Promptuarium* des *Discipulus* finden ihre ungarischen Ausbeuter im Buche der Beispiele, wo so manche burleske Sage dem realen Leben entnommen ist. Diese Sagen werden mit der Zeit volkstümlich; nach Jahrhunderten erzählt sie noch das Volk, ohne ihren Ursprung zu kennen. Die Legende von Josaphat und Barlam, ein echt buddhistischer Stoff, schon im 8. Jahrhundert in Europa bekannt, wird auch in den ungarischen Klöstern notiert. Sie will den Einsiedler, der sich von der menschlichen Gemeinschaft zurückgezogen, von Eltern und Freunden Abschied genommen hat und nur für den Himmel lebt, verherrlichen; denn am Grabe verlassen uns Freunde und Bekannte, nur die Gottesfurcht, die Tugend begleiten die Seele ins Jenseits. — Eine der längsten Legenden, über 400 versifizierte Zeilen, ist diejenige der heil. Katharina aus Alexandrien, jener wunderschönen Tochter des Königs Costus, welche sich zum Christentum bekehrt und durch ihre Gelehrsamkeit alle heidnischen Gelehrten, welche mit ihr disputieren, besiegt. Sie stirbt den Märtyrertod, denn sie ver-

schmäht die Liebe des Kaisers Maxentius. Sie wurde im Mittelalter die Schutzgöttin so mancher Hochschulen, auch derjenigen von Pécs, die Ludwig der Große gegründet hat (1367).

In diesem Kreise bewegte sich die Tätigkeit der ungarischen Mönche und Nonnen. Jedoch mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts verbreiten sich die Lehren Wycleffs und Hus' immer mehr in Ungarn. Der nordwestliche und südliche Teil des Landes war in Gärung; deshalb sandte der Papst seinen Inquisitor Jakobus de Marchia aus der Provinz Bosnien nach Ungarn, wo sich der Bewohner ein wahrer Schrecken bemächtigte. Mit Schwert und Feuer wurden die Anhänger der neuen Religion verfolgt und selbst die Asche der Toten in die vier Winde gestreut. Zahlreiche Hussiten flüchteten sich ins benachbarte Moldawien, und dort übersetzten zwei Priester, Thomas Pécsi und Valentin Ujlaki, einige Teile der Bibel in Ungarische. Sie wollten dem Volke, das kein Latein verstand, die göttliche Nahrung bieten. Der Gottesdienst wurde ungarisch abgehalten; die Beispiele Judiths, der Makkabäer und Eleazars sollten den Flüchtlingen Mut und Ausdauer verleihen. Die Übersetzungen, sprachlich ebenso schwerfällig und barock wie die Legenden, übten dennoch einigen Einfluß aus und bereiteten das Volk für die Reformation des nächsten Jahrhunderts vor.

Nur in der Kirche und in den Klöstern können wir in dieser Periode die Spuren einer litterarischen Tätigkeit finden. Die weltliche Dichtung, obwohl wir bestimmte Zeugnisse darüber haben, daß die *regösök* und *hegedösök* die Begebenheiten der bewegten Zeit in Verse brachten, hat nur spärliche Fragmente aufzuweisen; denn die Klöster bewahrten bloß dasjenige auf, was ihrem Geiste entsprach. Das profane Fabulieren und Singen verbreitete sich eine Zeitlang von Mund zu Mund, und nur dem Zufall verdanken wir es, daß einige Krümchen bis auf den heutigen Tag geblieben sind. Die Spielmänner verloren mit dem Aussterben der Arpaden ihr Ansehen; die lateinische, aber auch die italienische Kultur, welche mit den Anjou und später mit den Humanisten ihren Einfluß übte, drängte die nationalen Spielmänner in den Hintergrund. Sie wurden immer mehr verachtet; sie mußten nun Fiedler und Tausendkünstler sein, um ihr Brot sozusagen zu erbetteln. Sie besangen das traurige Schicksal der Familie Zách, deren Oberhaupt, Felizian, sich eines Tages mit

gezücktem Schwerte auf die Familie Karl-Roberts stürzte, weil der Bruder der Königin, Kasimir, die schöne Klara geschändet hatte; sie besangen die Qualen, welche König Sigismund — vom Volke mißverstanden, weil er die Oligarchie im Zügel hielt — in der Unterwelt ausstand; die Siege Hunyadis über die Türken; Mathias Corvins erhabene Taten; die Sage von Toldi, welcher am Hofe Ludwigs des Großen gelebt hatte und durch seine außerordentliche Stärke und Tapferkeit berühmt war. Von allen diesen Gesängen blieb bloß das Andenken. Nur vom Ende des 15. Jahrhunderts hat sich das Lied von der Eroberung Pannoniens, das Werk eines anonymen Dichters, erhalten. Eine Strophe zeigt die Alliteration, wahrscheinlich eine Reminiszenz an die Volkspoesie; im übrigen diente eine lateinische Chronik als Vorlage. Das historische Lied über die Eroberung von Sabácz ist eine zeitgenössische Chronik, welche die Einnahme dieser an der Save gelegenen Festung, die Sultan Mohammed erbaut hatte, ohne Schwung besingt (1476). Noch einige Bruchstücke aus der Zeit Mathias Corvins, ein satirisches Gedicht gegen die Pfaffen von Franz Apáthi, welches schon die heranahende Reformation einflößt, sind alles, was vom nationalen Idiom erhalten ist. Die schönsten Schöpfungen der Volkspoesie, die sogenannten Blumenlieder, d. h. Liebeslieder, fielen der religiösen Orthodoxie zum Opfer.

Das Bild dieser Epoche wäre nicht vollständig, wenn wir neben der Klosterlitteratur und den spärlichen Resten der weltlichen Poesie nicht der Anfänge des Humanismus und der Blütezeit der Renaissance in Ungarn gedächten. Diese geistige Bewegung ist eine eigentümliche Erscheinung auf ungarischem Boden. Sie bildet einen Lichtpunkt inmitten der Nacht. Während es in den andern Ländern Europas, wohin der neue Geist drang, schon eine gebildete Klasse gab, welche fähig war, ihn aufzunehmen, so daß er befruchtend wirken konnte, sehen wir in Ungarn plötzlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Aufblühen der lateinischen Poesie, des klassisch lateinischen Stils, ein Bewundern der alten Kunstwerke in einer Gesellschaft, welche diesen Genüssen noch so ziemlich fernstand. Die lateinische Kultur der Klöster und ihrer Schulen darf mit dem ungarischen Humanismus in keine Verbindung gebracht werden. Die lateinische Kultur der Mönche war bloß auf den Gottesdienst

gerichtet; die Schriftsteller des Altertums kamen hier gar nicht in Betracht; ja, man wandte sich von ihnen mit einer gewissen Scheu ab, und ein Pelbárt von Temesvár verbannt sie in die Hölle. Hier galt das Latein der Kirchenväter, dasjenige der heiligen Legenden, und man schwor bei Christus, doch nie »per Deos immortales«. Kirchenfürsten wie Johannes Vitéz, der Kanzler Mathias Corvins, an dessen Namen sich der ungarische Humanismus knüpft, Männer wie Johannes Csezmicei, genannt Janus Pannonius, der berühmteste lateinische Dichter der ungarischen Renaissance, waren nicht in den Klöstern, sondern in Italien von den besten Humanisten erzogen worden. Sie atmeten von früher Jugend an eine andere Luft und standen dem heimischen Klerus, der aus den Klosterschulen hervorging, so ziemlich fremd gegenüber. König Mathias selbst, der seinen Hof wie denjenigen der Medicäer einrichten wollte, zahlreiche Humanisten nach Ungarn berief, überall Handschriften und alte Kunstwerke ankaufen liefs, in Italien und in Ungarn mehrere Kopisten hatte und, wie sein italienischer Biograph sagt, Pannonien zu einem zweiten Italien umwandeln wollte, glaubte durch die Humanisten, durch die Stiftung einer neuen Universität, welche riesige Dimensionen annehmen sollte, sein Land in die Reihe der europäischen Kulturstaaten zu stellen. Damit jedoch die nach Ungarn versetzte zarte Pflanze zu einem Baume heranwache, damit der antike Same befruchtend auf die nationale Litteratur wirke, wie in Italien und Frankreich: dazu fehlte es an Zeit. Die ungarische Renaissance bildet einen glänzenden Moment in der Regierung Mathias Corvins, sie bildet aber keine Epoche in der ungarischen Kultur. Es fehlte eben an Kontakt. Die Humanisten bildeten einen abgeschlossenen Künstlerkreis, der hier auf fremdem Boden weder die Bedürfnisse noch das Streben der Volksseele kannte; er konnte demnach blofs auf einzelne, jedoch nicht auf die Masse wirken. Wie aber jede geistige Anstrengung, blieb auch der ungarische Humanismus nicht ganz ohne Erfolg. Ihm, aber auch der Reformation, verdanken wir, dafs das geistige Leben in den zwei Jahrhunderten, welche der Schlacht bei Mohács folgten, unter der Türkenherrschaft nicht ganz versiechte; dafs der Funke, wenn auch oft in tiefer Asche verborgen, nicht erlosch und später, vom nationalen Geist und Gefühl angefacht, dennoch eine Art Litteratur hervorbrachte, die nicht ganz un-

beachtet bleiben darf. Ohne die Humanisten, ohne den lateinischen Geist wäre Ungarn vielleicht in diesen Jahrhunderten schwerer Kämpfe und Unterdrückung aufs Niveau einer türkischen Provinz, ungefähr wie die Länder der unteren Donau, gesunken, wo erst das Abschütteln des türkischen Joches, spät im 19. Jahrhundert, den nationalen Geist erweckte. In Ungarn war er weder im 16. noch im 17. Jahrhundert gänzlich erblasst.

Eine Beschreibung des Hofes Mathias Corvins gehört mehr in eine Geschichte als in eine Litteraturgeschichte. Es kann hier nur hervorgehoben werden, daß während der Renaissance Künste und Wissenschaften einen bis damals nie geahnten Grad erreichten. Der König gründete in Pozsony (Prestsburg) die Academia Istropolitana (1467), damit die Jugend, die nach Paris, Wien, Bologna, Ferrara und Padua strömte, im Lande selbst ihre höhere Ausbildung bekäme. Die Nähe Wiens wirkte befruchtend auf diese Hochschule. Regiomontanus lehrte daselbst hundert Jahre vor Galilei die Bewegung der Erde. Jedoch nach dem Tode Johannes Vitéz' und Janus Pannonius' sank diese Hochschule und verschwand bald nach dem Tode des Königs. Die italienischen Humanisten Brandolini, Ugoletti, Bonfini, Galeotti wetteiferten, um aus dem Hofe Mathias' einen Mittelpunkt der Renaissance zu bilden. In den herrlichen Bauten, in der Pracht der Kunstwerke, in zahlreichen litterarischen Leistungen, in schönen lateinischen Lobgedichten kam dies auch zum Ausdruck.

Gutenbergs Erfindung wurde ebenfalls unter Mathias in Ungarn eingeführt. Auf Veranlassung des Probstes Ladislaus Karai kam der Deutsche Andreas Hefs nach Buda, wo er das erste in Ungarn gedruckte Werk, das »Chronicon Budense«, herausgab (1473). Ungarn nahm demnach die sechste Stelle unter den europäischen Staaten ein, wo die Buchdruckerkunst eingeführt wurde. Aber Hefs konnte nicht lange wirken, denn der Hof wie der hohe Adel fanden mehr Gefallen an den schönen, von den besten italienischen Miniaturisten — unter ihnen Gherardo und Attavante — verzierten Handschriften als an den einfachen Drucken. Als dann am Anfang des 16. Jahrhunderts die Reformation der neuen Erfindung bedurfte, mußten die ersten magyarischen Werke in Krakau gedruckt werden, und erst nach und nach errichteten protestantische Adelige Pressen auf ihren

Domänen, während die in Deutschland gebildeten Reformatoren größere Offizine gründeten.

Unter Mathias verfasste Johannes Thuróczy seine berühmte Chronik (1488), worin er die Geschichte bis zum Jahre 1468 darlegt; der König selbst, der sich um die Rechtspflege unsterbliche Verdienste verschaffte — das geflügelte Wort: »Mathias ist gestorben, die Gerechtigkeit ist dahin«, beweist dies genügend — liefs in Leipzig ein ungarisches Rechtsbuch herausgeben (1488), und am Ende dieser Periode veröffentlicht der weltberühmte Jurist, Stephan Werbóczy, der als Politiker und Mensch schwere Sünden beging, aber als Kodifikator einen hervorragenden Platz einnimmt, sein »Opus tripartitum juris consuetudinarii incl. regni Hungariae« (1517), ein Werk, welches drei Jahrhunderte lang den Adeligen ihre Privilegien sicherte und die Bibel der ungarischen Politiker wurde.

Thuróczy für die Geschichte, Werbóczy fürs Recht bilden während der hereinbrechenden Türkenherrschaft, als beinahe jedes Komitat sich selbst verteidigen mußte, das Band, welches das Magyarentum zusammenhält. In dem einen Werke las man die Heldentaten der Ahnen, im andern war dem hohen wie dem kleinen Adel, dem hohen Klerus wie dem Dorfpfarrer durch den neunten Paragraph des ersten Teiles (primae nonus) dasselbe unverletzbar Recht für persönliche Sicherheit gegen etwaige Usurpation der Könige, aber auch Steuerfreiheit für die Kriegsdienste gesichert. Um diesem Magyarentum Widerstandsfähigkeit zu geben, sowohl gegen die Rechtsverletzungen der Habsburger als gegen die Herrschaft der Pascha; um nicht nur einigen Ausgewählten, sondern dem ganzen Volk geistige Nahrung zu geben, bedurfte es nur noch eines Stofses, der die Seelen in Bewegung versetzte. Diesen Stofs gab die Reformation.

---

## Zweites Kapitel.

# Religions- und Freiheitskämpfe. Der Verfall.

---

Das ungarische Mittelalter endigt mit der Schlacht bei Mohács (1526); die Neuzeit beginnt mit der Reformation. Mohács wurde das Grab der Unabhängigkeit für mehr denn drei Jahrhunderte; die Reformation gab dem Lande die geistige Waffe, um gegen die Eingriffe des Absolutismus und die mannigfaltigen Rechtsverdrehungen auf politischem Gebiete zu kämpfen. Selten hat eine verlorene Schlacht solchen Einfluss auf die Geschicke eines Landes geübt wie die von Mohács. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnern sich die Dichter ihrer mit Schwermut; sie sehen in ihr den Ausgangspunkt aller Leiden, die über das Land hereinbrachen. Die Türken nahmen nach und nach den fruchtbarsten Teil desselben in Besitz; die Habsburger, die es schon längst unter ihr Zepter bringen wollten, machten nach dem Tode des letzten Jagellonen, Ludwig II., der in der Schlacht gefallen war, ihre Verwandtschaftsansprüche geltend, und Ferdinand I. wurde von einem Teile des Landes zum König gewählt, während die nationale Partei dem Johannes Zápolya huldigte. Ferdinand schwor wohl, dem Lande die alten Vorrechte und Freiheiten zu belassen, im Laufe des Jahrhunderts sah man aber ein, dass der Zweck der Wiener Politik eine einfache Einverleibung in die Gesamtmonarchie war. Jedoch was diese Politik mit Böhmen nach der Schlacht auf dem Weissen Berge tun konnte, gelang ihr nie in Ungarn. Der Adel, der damals allein in den Landtagen zu Worte kam, protestierte immer, wenn es sich um eine Rechtsverletzung handelte. Oft



verklungen die Protestationen in der Luft, aber da kam ein dritter Teil Ungarns den Bedrückten zu Hilfe. Es gab nämlich außer dem türkischen und österreichischen Ungarn noch ein drittes — und dies war das Heil des Magyarentums — das siebenbürgische Fürstentum, das damals außer Siebenbürgen noch einen Teil des nordöstlichen Ungarn umfaßte.

Dieses Fürstentum wurde im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert der Herd der ungarischen Kultur. Glaubensfreiheit herrschte hier im reinsten Sinne des Wortes zu einer Zeit, wo sich im Mutterlande Protestanten und Katholiken feindlich gegenüberstanden und man in den andern Ländern Europas durch blutige Bürgerkriege und Inquisitionen die Glaubenseinheit aufrecht erhalten wollte. Schon im Jahre 1571 erklärte der Fürst Johann Sigismund die Gleichberechtigung der katholischen, lutheranischen, kalvinischen und unitarischen Religion auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. So oft das katholische Österreich die Protestanten Ungarns hart bedrängte, stand Siebenbürgen, als Hort der Glaubensfreiheit, den Unterdrückten bei. Man denke bloß an die bedeutende historische Rolle, die ein Bocskay, ein Bethlen und die Rákóczi spielten, und man wird begreifen, daß während zweier Jahrhunderte Siebenbürgen das Magyarentum vertrat. Hier war die Sprache der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Justiz magyarisch; mit den türkischen Paschas, mit den Hospodaren der Walachei und der Moldau wurde in dieser Sprache verkehrt.

In Ungarn selbst hatte Ferdinand I. zuerst den Gegenkönig, Zápolya I., den Verbündeten Franz' I., Königs von Frankreich, zu bewältigen. Es gelang ihm nach und nach, und der minderjährige Sohn mußte sich mit dem Fürstentum Siebenbürgen begnügen. Wenn die Waffen nicht genügten, wurde nach damaligem Gebrauch der Mordstahl und das Gift der Condottieri angewandt, um Männer wie Martinuzzi oder andere Vertreter der nationalen Idee aus dem Wege zu räumen. Unbeschränkte Gebieter eines Teiles von Ungarn, wandten die Habsburger dann ihre ganze Macht zur Unterdrückung der Reformation an. Der neue Glaube hatte daselbst schnelle Fortschritte gemacht. Schon unter den letzten Jagellonen predigten mehrere aus Deutschland zurückgekehrte Mönche, welche Luther persönlich kannten, die neue Lehre, jedoch das strenge Wort Werbőczys: Die Lutheraner

müssen verbrannt werden, erschwerte anfangs ihre Verbreitung. Nach der Schlacht bei Mohács, wo der größte Teil des hohen Klerus gefallen war, wodurch zahlreiche Bistümer ohne Besitzer blieben, stand dem Fortschritte der neuen Religion nichts mehr entgegen. Viele Mitglieder des hohen Adels, teils um die herrenlosen Güter in Besitz zu nehmen, teils um ihre feindliche Gesinnung gegen das katholische Österreich zu zeigen, nahmen den Protestantismus an, und ihre zahlreichen Leibeigenen taten dasselbe. Diese massenhafte Bekehrung findet jedoch ihre Ursache nicht allein in der Habgier der Oligarchie und des Adels. Von jeher war die ungarische Seele jedem Mystizismus abhold. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Korruption des Klerus immer mehr überhand nahm, als das Volk von den Mönchen sagte: »Sie arbeiten nicht und verzehren alles, was wir haben«, als man das göttliche Wort in der heimatlichen Sprache hören wollte, da erlitt der Katholizismus einen herben Verlust, den er erst im Laufe des 17. Jahrhunderts teilweise wiederersetzen konnte.

Die Reformation mußte, da sie hauptsächlich aufs Volk wirken wollte, auch für dessen geistige Bedürfnisse sorgen. Ihr verdankt man die große Anzahl der Schulen, die damals gegründet wurden, nicht bloß für den höheren Unterricht oder für künftige Geistliche bestimmt, wie dies im Mittelalter der Fall war, sondern fürs ganze Volk. Der protestantische Adel errichtete ihrer viele auf seinen riesigen Besitzungen, und die Buchdruckerei trat ebenfalls in den Dienst der Reformation. Nach dem Versuche des Andreas Hefs wurde sie fünfzig Jahre vernachlässigt; jetzt sehen wir sie wieder erstehen in Nagy-Szeben (Hermannstadt, 1529), dann in Brassó (Kronstadt), ferner in Kolozsvár (Klausenburg) und Debreczen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts gab es achtundzwanzig protestantische Druckorte, ohne von den Handpressen zu sprechen, mit denen Lehrer und Pastoren von einer Stadt zur andern wanderten. Der deutsche Stamm, der, in der Szepesség (Zips) und im Sachsenlande in Siebenbürgen ansässig, schon seit Jahrhunderten die Fühlung mit dem Reich aufrechterhielt, trug ungemein viel zum Aufschwung dieser geistigen Tätigkeit bei.

Zu Hunderten wanderten die ungarischen Jünglinge nach Wittenberg, nach Krakau, später nach Genf, Basel, Heidelberg

und Straßburg. In ihre Heimat zurückgekehrt, verbreiteten sie die neue Lehre. Jedoch nicht bloß der deutsche Protestantismus fand im Lande Aufnahme. Der echt ungarische Stamm wandte sich, um sich vom Deutschtum, das besonders durch den Bürger- und Handelsstand vertreten war, zu unterscheiden, dem Calvinismus zu; Debreczen, der Hauptort der magyarischen Tiefebene, wurde ein zweites Genf, so daß das geflügelte Wort: »Ungarischer Glaube, calvinischer Glaube«, im Laufe dieses Jahrhunderts entstand. Und noch weiter drang die Bibelforschung in Siebenbürgen, wo Franz Dávid die Unitarische Konfession gründete, welche in letzter Konsequenz bei den Sabbatariern auslief, eine echt magyarische Sekte, die sich stark dem Judentum zuneigte.

Welchen Charakter wird nun die Litteratur haben, die unter solchen Umständen zutage tritt? Unbedingt einen spezifisch religiösen. Nicht nur die Hauptvertreter des Streites zwischen Katholiken und Protestanten schreiben ihre Flugschriften in diesem Sinne, sondern auch die historischen Erzählungen, die Fabeln, die Anfänge der dramatischen Dichtungen haben jenen didaktisch-moralisierenden Zug, welcher die Werke der Lehrer und Prediger von jeher kennzeichnet. Selbst in den Schriften, welche romantische Stoffe, die im Westen Europas schon längst bekannt waren, behandeln, in den Gesängen, welche die Kämpfe zwischen Türken und Magyaren oder andere Begebenheiten ihrer Zeit besingen, fehlt der poetische Geist. Sie sind nüchtern wie ein kalvinischer Theolog und wollen ebenfalls belehren und unterrichten. Nur in den Werken eines Dichters erklingt ein noch nie gehörter Ton, ein wahres dichterisches Gemüt, das auch im religiösen Liede sein eigenes Herzeleid besingt. Es ist der erste ungarische Minnesänger: Valentin Balassa. Da jedoch das streng religiöse Jahrhundert von Liebesliedern nichts hören wollte, blieben die schönsten Früchte seines Geistes, die sogenannten »Blumenlieder«, unedierte, bis ein glücklicher Zufall sie im Jahre 1874 ans Tageslicht brachte.

Ist demnach die Litteratur dieses Jahrhunderts mit ihrem archaischen Stile für heutige Leser größtenteils ungenießbar, so ist sie dennoch bemerkenswert als Grundstein eines Gebäudes, das sich in den nächsten Jahrhunderten, wohl mit vielen Unterbrechungen, erheben sollte; sie ist auch be-

sonders charakteristisch für die Glaubensfreiheit auf ungarischem Boden.

In der religiösen Litteratur dieser Epoche nehmen die Bibelübersetzer, Prediger und Polemiker die erste Stelle ein. Die Hauptaufgabe der Reformation war, dem Volke statt der lateinischen die ungarische Bibel in die Hand zu geben. Da der neue Glaube sich hauptsächlich aufs Wort Gottes stützte, so mußte dem Volke der unverfälschte Text vorgelegt werden. Dies war schon das Bestreben jener zwei hussitischen Prediger, die im 15. Jahrhundert einen Teil des heil. Testaments übertrugen. Jetzt folgten die Übersetzungen rasch nacheinander. Benedikt Komjáthi übersetzt die Briefe des heil. Paulus und läßt dieselben in Krakau drucken (1533). Es ist dies das erste ungarische Werk, welches im Druck erschien. Die hochadelige Katharina Frangepán, Witwe Gabriel Perényis, bestritt die Kosten. Die Sprache ist noch schwerfällig, voller Latinismen. — Gabriel Pesti Mizsér gab die vier Evangelien (Wien, 1536) in einem schon knapperen, klareren Stil; Johann Sylvester (latinisiert aus Erdössi) gibt das ganze Neue Testament, das im Jahre 1541 in Ujsziget, Nea-Insula, einer jener Druckereien erschien, welche die Magnaten auf ihren Gütern errichteten. Nea-Insula gehörte dem berühmten Thomas Nádasdi. Sylvester ist mehr Humanist als Theologe. Schon im Mannesalter ging er nach Wittenberg, um Luther und Melanchthon zu hören. Später verließ er das entlegene Nea-Insula, um an der Wiener Universität, im Kreise der Humanisten zu bleiben. Er lehrte daselbst zehn Jahre hindurch die hebräische Sprache. Ihm verdankt man die erste ungarische Grammatik (1539) sowie einige klassische Distichen, welche schon damals bewiesen, daß die ungarische Sprache fähig ist, die alten Rhythmen nachzuahmen.

Nach einigen speziellen Übersetzungen ging dann der auf sächsischem Boden gebürtige Kaspar Heltai, den die Reformation, wie so viele Deutsche, zum Magyaren gemacht hatte, mit mehreren Genossen an die Übersetzung der ganzen Bibel und vollendete dieselbe zwischen 1551 und 1565 — mit Ausnahme einiger Teile des Alten Testaments. Das Werk zeigt keinen einheitlichen Charakter, da mehrere an demselben teilnahmen; Heltai verleugnet hie und da nicht seinen deutschen Ursprung, jedoch seine große Stilsfähigkeit, die prägnanten, der Volkssprache ent-

lehnten Wendungen, sein Sinn für Poesie räumen dieser Übersetzung einen ehrenvollen Platz ein.

Der Ruhm, dem Protestantismus seine Bibel für Jahrhunderte gegeben zu haben, gehört Kaspar Károli, dessen Übersetzung, was den Erfolg anbelangt, mit derjenigen Luthers verglichen werden kann. Er konnte sich auf Heltai stützen, und da letzterer sich später zum unitarischen Glauben bekehrte, so nahm die protestantische Kirche mit Freuden Károlis in echt volkstümlichem Stile gehaltene Bibel als die ihrige an. Die Schreibart ist einfach, klar, ohne Schwung, nicht frei von fremden Wendungen, oft umschreibend. Die Bibel erschien mit Unterstützung mehrerer Adelligen im kleinen Orte Vizsoly (1590), unweit von Göncz, wo der Übersetzer, nach seinem Aufenthalt in Wittenberg, über dreißig Jahre Pastor war. Im folgenden Jahrhundert wurde diese Übersetzung von Gelehrten teilweise verbessert und dient noch heute als Grundlage in der protestantischen Kirche. Ihr Einfluß auf die Entwicklung des ungarischen Geistes ist unberechenbar.

Neben diesen Übersetzern kommen die Prediger und Polemiker in Betracht. Riesig war die Zahl der dicken Bände, in denen die Priester der verschiedenen Glaubensbekenntnisse ihre Predigten und Streitschriften veröffentlichten. Dieselben wurden meist mit Unterstützung des Adels gedruckt und fleißig von den Schloßdamen gelesen, während ihre Männer an den Grenzposten gegen die Türken kämpften. Jugendliches Feuer durchströmt alle diese Schriften. Neben der Erklärung der Bibel und der Worte der Apostel finden wir hier die heftigsten Angriffe gegen die katholische Kirche, ihre Zeremonien und ihre Priester. Später, als der Protestantismus selbst in mehrere Konfessionen zerfiel, brach der Streit zwischen dem ungarischen Genf, Debreczen, und dem unitarischen Siebenbürgen aus.

Der erste Angriff auf die bestehende Religion findet sich in der Schrift Emerich Ozorais: »Über die Kirche Christi und die Kirche des Antichristen« (1535); drei Jahre später trat Mathias Dévai mit seinem »Kurzgefaßten Kommentar der zehn Gebote« auf. Dévai war, nach dem Zeugnisse Bods, des berühmten Kirchenhistorikers, der erste, der das göttliche Licht nach Ungarn brachte und es den Menschen, die in der Finsternis lebten, zeigte. Von Luther und Melanchthon hochgeschätzt,

wandte er sich später dem Calvinismus zu. In diesen Werken sehen wir die ersten Versuche, den ungarischen Geist aus seinem fünfhundertjährigen Schlummer zu wecken, die Kritik auf Dogmen anzuwenden, welche bis dahin unverletzlich schienen. Die protestantische Kirche wird durch den ungarischen Calvin, Peter Melius (latinisiert von Juhász), »einen kräftigen Athleten, eines ewigen Andenkens würdig«, wie Theodor von Bèze ihn nennt, organisiert. Er war ein Gotteshirt, der aber aus seinem Stabe oft eine Peitsche machte. Ebenbürtiger Schüler des Genfer Reformators, hat er so manche Züge mit ihm gemein. Es wohnte eine wahre Apostelseele in diesem gebrechlichen Körper. Er predigte mit Feuer, veröffentlichte ein Werk nach dem andern, bis er endlich die Debreczener Kirche nach seinem Ebenbild gemodelt hatte, und dieses Bild hat er ihr auf lange Jahrhunderte eingeprägt. Diese Kirche erstreckte sich auf die Distrikte der großen ungarischen Ebene, wo das echte Magyarentum, frei von jeder Mischung, wohnte. Es hat den strengen puritanischen Glauben bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Melius hatte den Katholizismus siegreich bekämpft, als ihm im Schoße der reformierten Kirche ein kühner Gegner erstand: Franz Dávid, der Begründer der Unitarischen Konfession. Er war liberaleren Geistes als Melius, ebenso gelehrt, in der Dialektik nicht minder gewandt und mit einer außerordentlichen Eloquenz begabt. Auf sächsischem Boden geboren, hatte die Reformation aus ihm, wie aus Heltai, einen echten Magyaren gemacht. Er verteidigte anfangs die Lehren Luthers, dann bemühte er sich, als Superintendent von Kolozsvár, das ungarische und sächsische Element in Siebenbürgen, das in Glaubenssachen getrennt war, zu vereinigen. Er wirkte im Sinne des Melius, wurde jedoch durch den Leibarzt und Berater des Fürsten Johann Sigismund Zápolya, den Italiener Blandrata, zum Unitarismus bekehrt. Er wollte nun die Kirche noch mehr zu ihren Anfängen zurückführen. Der Streit entbrannte heftig und unbarmherzig zwischen Melius und Dávid. Der erstere, den eine dialogisierte unitarische Streitschrift dieser Zeit den »Papst Petrus« nennt, schleuderte seinen Fluch »gegen die Hunde, die den Spuren des Servet folgen«. Mehrere öffentliche Disputationen fanden statt. Derjenigen zu Nagy-Várad (Großwardein, 1569) wohnten der Hof, die Vertreter der Armee und die höchsten Gelehrten

bei. Dávid blieb Sieger; der Fürst wurde sein Anhänger, und im Jahre 1571 wurde die unitarische Konfession mit den andern drei in Siebenbürgen geübt als gleichberechtigt erklärt. Jedoch starb der Fürst in demselben Jahre, und sein Nachfolger beschützte den kühnen Reformator nicht mehr. Er wurde eingekerkert und starb als Märtyrer.

Während die verschiedenen protestantischen Sekten sich derart organisierten, sank das Ansehen der katholischen Kirche immer mehr. Auf litterarischem Gebiete von der Reformation heftig angegriffen, auf materiellem durch die Türkenherrschaft zugrunde gerichtet, konnte sie in den ersten fünfzig Jahren der Umwälzung gegen die Athleten des neuen Glaubens nicht ins Feld ziehen. Erst nach dem Trienter Konzil scheint einige Energie in den Klerus zu dringen. Der Erzbischof von Esztergom, Nikolaus Oláh, nimmt, mit Unterstützung des Wiener Hofes, von seiner Diözese Besitz, vertreibt die protestantischen Gutsherren und führt den Jesuitenorden ein (1561), dem er die Schule von Nagy-Szombat (Tyrnau) überließ, die sich im nächsten Jahrhundert zu einer Universität entwickelte. Hier wurde die erste katholische Druckerei errichtet (1577), und die Stadt blieb bis spät ins 18. Jahrhundert die Zitadelle der Reaktion und die feste Burg des westungarischen Katholizismus. In diesem Teile des Landes erhob sich die katholische Kirche, von den Jesuiten beraten und unterstützt, zuerst. Dieser Erfolg ermutigte das erste ungarische Mitglied des Ordens, Stephan Szántó, sich in den östlichen Teil des Landes zu begeben, um gegen den Protestantismus zu kämpfen. Trotz der Sympathien der Báthori konnten sich dennoch die Jesuiten in Siebenbürgen nicht festsetzen; der Landtag verbannte sie für immer aus dem Lande. Desto mehr verbreiteten sie sich in dem Gebiete der Habsburger.

Die katholische Kirche fand einen tüchtigen Polemiker in Nikolaus Telegdi, der von den Reformatoren gelernt hatte, wie man die Waffen im Religionsstreite führen muß. In den drei riesigen Bänden seiner Predigten (1577—1580) verteidigt er mit viel Geschick die Einheit der Kirche, den Felsen des Glaubens. Er fand aber auch hier, im Westen, einen heftigen Gegner in Peter Bornemisza, einem der seltenen Reformatoren, die nicht aus dem Volke, sondern aus dem Adel hervorgingen. Bornemisza besitzt aber mehr Feuer, mehr Wut als Überzeugungs-

kraft, und die sechs Bände seiner Predigten zeigen schon bedauerliche Verirrungen. Der Sieg blieb hier dem katholischen Fechter, den später Andreas Monoszlói ersetzt. Gegen diesen treten wieder Nikolaus Gyarmathi und Stephan Magyari auf. Jedoch diesem letztern antwortet schon ein junger Jesuit, der spätere Kardinal Petrus Pázmány, der im nächsten Jahrhundert den Triumph der katholischen Kirche und der Reaktion herbeiführte.

In dieser Epoche religiösen Streites und politischer Unterdrückung, wo sämtliche Geister sich mit dem Bibelworte nähren, ist auch die lyrische Poesie von der Bibel beeinflusst. Nicht bloß die Theologen nahmen das Alte und Neue Testament als einzige Quelle ihrer Diskussion, sondern auch die zahlreichen Sänger, welche meist im Dienste der Reformation stehen. Sie empfangen die ersten Eindrücke noch vom Kirchenlied des Mittelalters; die Hymnen der katholischen Kirche bieten die Form der neue Glaube, die Unglücksfälle, oft die Verbannung bilden den Gegenstand. Diese Dichter vergleichen die Magyaren mit den Juden, welche in die babylonische Gefangenschaft wandern sie klagen über die verwilderten Sitten, welche den Ruin des Landes bewirkt haben. Manchmal ersetzt den weichen, lyrisch Akkord die strenge puritanische Gesinnung, die bloß Sünden Kämpfe, Zerstörung, Verfolgung, Blut, Haß und Elend sind. Nur die göttliche Barmherzigkeit kann in diesem Dunkel die Führerin sein. Besonders rührend sind die Bruchstücke, welche uns die Sekte der Sabbatarier in Siebenbürgen hinterlassen haben. Es drückt sich in ihnen die Sehnsucht nach dem großen Sabbat aus, wenn endlich der Messias kommen und die errettete Seele der Treuen ihre Ruhe finden wird.

Hymnen, Psalmen, Jeremiaden, Satiren findet man in den Werken dieser wandernden Theologen, deren Gedichte teils in die Gesangbücher der protestantischen Kirche übergingen. Andere, nicht vom religiösen Gefühl beseelte Lieder wurden damals keine Kirche. Einzelne Bruchstücke zeigen wohl, daß das Liebeslied gepflegt wurde, aber die Sänger verbreiteten selbe nicht durch den Druck, wahrscheinlich die Verfolgung der Theologen befürchtend. Der einzige wahrhaft begabte Dichter dieser Epoche, Valentin Balassa (1551—1594), ist bekannt durch seine göttlichen Gesänge. Es war eine geistliche



angelegte Natur; der erste ungarische Minnesänger, voll Anmut und Reiz, dessen Gedichte, ob sie das Soldatenleben oder die Schönheiten der Natur besingen, uns inmitten der Werke der Theologen und Schulmeister wie frische Blumen zwischen dürrer Laub anmuten. Von einer hochadeligen Familie abstammend, die dem Lande im 16. Jahrhundert viele Helden gab, streng religiös von Bornemisza erzogen, wird er zu einem tapfern Krieger, der oft die Türken bekämpfte und auch seinen Tod unter den Mauern Esztergoms fand. Verheiratet, jedoch in Uneinigkeit mit seiner Frau, von deren Familie verfolgt, immer für schöne Damen schwärmend, endlich von seinen Verwandten in arge Prozesse verwickelt, suchte der Dichter außerhalb seines Landes Linderung für seinen Schmerz. Er kam auf seiner Flucht bis nach Danzig kehrte wieder zurück, um den Heldentod zu sterben.

In seinen religiösen Gedichten lebt ein fester Glaube an Gott und das Bewußtsein, daß die Sünde die Ruhe der Seele stört. Aber unter diesen Gedichten finden sich auch patriotische Mahnrufe, Gesänge an den Frühling, an das Erwachen der Natur. Bedeutender als diese Sammlung ist die im Jahre 1874 entdeckte. Diese »Blumenlieder« zeigen uns in Balassa einen Minnesänger ersten Ranges. Hier herrscht nicht mehr die religiöse Inspiration, sondern der Geist des Humanismus vor. Jedoch hatte der Dichter, obwohl er die Sprachen der damals Ungarn durchziehenden Heere und Söldner — Türken, Deutsche, Italiener, Polen und Walachen — kannte und auch die lateinischen Dichter der Renaissance, besonders Marullus und Angerianus gelesen hatte, meist aus seinem Innern geschöpft. Er ist der erste Dichter, der auf der Volkspoesie fußt, und die Litteratur sollte über zwei Jahrhunderte warten, bis ein Dichter wieder aus dieser reinen Quelle schöpfen konnte. In den meisten dieser Lieder wendet er sich unter fingiertem Namen an die Damen seines Herzens und gibt seinem Liebesschmerz einen bezaubernden Ausdruck. Solche Töne waren für die Epoche noch fremd; deshalb blieben diese schönsten Früchte der ungarischen Renaissance und des Volksgeistes ungedruckt.

Balassa war auch ein Künstler der poetischen Sprache und des Rhythmus. Der schwerfällige Alexandriner, die kindischen Reime, deren sich seine Zeitgenossen bedienten, verschwinden bei ihm. Wie die Minnesänger schmiedet er sich seine Strophe

— die Balassa-Strophe — leicht und anmutig, in der sich das dichterische Gefühl wie eine Lerche in die Höhe schwingt. Diese wohlklingenden Rhythmen zeigen ebensoviel Eleganz als der Inhalt derselben Anmut und Grazie.

Die übrigen poetischen Erscheinungen dieses Jahrhunderts sind weit entfernt von dieser harmonischen Dichtung. Es sind in Verse gebrachte Geschichten, teils aus der nächsten Gegenwart, welche die Lautenschläger (lantosok) bei Festgelagen an den adeligen Höfen vortrugen, teils fürs Volk geschriebene Märchen und Erzählungen, welche die Legenden der Heiligen, die mit der Reformation verschwanden, ersetzen sollten. Der berühmteste Lautenschläger, dessen Werke noch erhalten sind, ist Sebastian Tinódi (um 1505—1557), ein Krieger, den eine Wunde an der Hand vom Soldatenstand fernhielt. Er wanderte von Schloß zu Schloß und sang seine Melopeen, welche heute eine sehr schätzenswerte Quelle für die Geschichte sind, da Tinódi bloß das besang, was er selbst zwischen den Jahren 1540 und 1552 sah und erlebte. Obwohl er von der Gnade der Adeligen lebte, schmeichelte er ihnen nie; er wirft ihnen im Gegenteil ihren Zwist und Streit vor, welche den Verfall des Landes herbeiführten. Er hat zu seinen Historien selbst die Musik verfaßt und aufgezeichnet, so daß seine Sammlung auch in dieser Hinsicht bemerkenswert ist.

Seine Nachahmer besingen fast ausschließlich nationale Stoffe. In ihren Werken ist die Form barock, es pulsiert aber frisches Leben in ihnen. Sie gewinnen einige Bedeutung durch den Umstand, daß die größten Dichter des 19. Jahrhunderts dieselben Stoffe behandelten und diese archaischen Reste als Grundlage nahmen. Der Anonymus von Szendrő benannte Dichter besang in »Szilágyi und Hajmási« (1571) die Gefangenschaft dieser zwei Helden in Konstantinopel, ihre Flucht mit der Tochter des Sultans, ihren Zweikampf um die schöne Türkin und den Tod des Hajmási, der, obwohl verheiratet, in sündhafter Liebe für Leila entbrannte. Paul Gyulai hat eine prachtvolle poetische Erzählung aus diesem Stoffe gebildet (1881). Berühmt war auch die Historie von den Heldentaten des Nikolaus Toldi (1574) vom Reimschmied Peter Ilosvai, aus welcher der große Epiker Johann Arany seine glänzende Trilogie zog. Toldi ist keine pure Fiktion; er soll am Hofe Ludwigs des Großen gelebt und

Heldentaten verrichtet haben. Er wird in seiner Jugend von seinem Bruder verfolgt, jedoch findet er Gelegenheit, am Hofe seine Riesenkraft zu zeigen; er besteht mehrere Abenteuer, und noch in seinem Alter befreit er des Landes Wappen von grofs-sprecherischen fremden Rittern.

Aufser diesen nationalen Sagen wurden die heroisch-romanischen Stoffe des Abendlandes ausgebeutet und in eine sehr mittelmäßige Versform gebracht. Das Altertum liefert die Geschichte von Paris und Helena, von der Eroberung Trojas, von Ajax und Ulysses, von Aeneas; Boccaccio und andere Humanisten wurden geplündert (Volter und Griseldis, Gismunda und Giscardo), die Gesta Romanorum (Prinz Apollonius, Jovenianus) und das Buch der sieben Weisen benutzt. Enea Sylvio Piccolominis schlüpfrige »Euryalus und Lucretia« wird übersetzt und erweitert; die südslawische Berührung gibt die »Geschichte vom tapfern Francisco« und diejenige von der »Tochter Bankós«; aus unbekannter Quelle schöpft Albert Gergei seine »Geschichte vom Prinzen Argyrus«, aus der Vörösmarty das schönste dramatische Märchen der ungarischen Litteratur (1831) und Ödön Jakab eine epische Erzählung bildete (1895).

All diese versifizierten Erzählungen, wie der in Prosa abgefalste »Poncianus«, die lustigen »Gespräche Salomons und Markalfs« mit ihren echt ungarischen Wendungen, wurden vielfach fürs Volk verlegt und finden sich noch heute in zahlreichen billigen Ausgaben verbreitet. Zu diesen Prosaschriften können auch die Äsopischen Fabeln des Pesti und Heltai gerechnet werden. Eine dramatische Litteratur entwickelte sich in diesem Jahrhundert noch nicht, obwohl Mysterien aufgeführt wurden. Das ungarische Volk hatte eine eigentümliche Abneigung gegen den Mummenschanz und das Schauspielwesen. Die Osterpassion wurde blofs in solchen Städten vorgestellt, wo die Bürgerschaft deutschen Ursprungs war. In magyarischen Distrikten sah man vielmehr die Weihnachtsspiele. Jedoch die Texte, die erst heute gesammelt werden, bieten wenig Sicheres fürs 16. Jahrhundert. Weit mehr wurde das Schuldrama gepflegt, meist in den von Jesuiten geleiteten Schulen und auch hier anfangs blofs lateinisch; aber auch bei den Protestanten finden wir Spuren desselben. Der theologische Streit nahm in diesem Jahrhundert zuweilen eine dialogisierte Form an, jedoch wäre es verfrüht, von den An-

fängen einer Komödie zu sprechen, wenn von Stücken eines Sztárai gegen den katholischen Klerus, oder von der unlängst veröffentlichten »Debrezener Disputation«, in der Melius verspottet wird, die Rede ist. Es ist dieser in Zwiegespräche eingekleidete theologische oder politische Streit zum Vergnügen derjenigen geschrieben, die zur selben Sekte wie die Schriftsteller gehören. Jedoch die »Komödie vom Verrate des Melchior Balassi« (1569), obwohl auch nicht zur Aufführung bestimmt, zeigt Lebendigkeit im Dialog und ist eine beissende Satire gegen solche Adelige, die es bald mit den Habsburgern, bald mit den nationalen Fürsten halten.

Der Humanismus, der nach dem Tode Mathias Corvins in der von Conrad Celtes gegründeten »Sodalitas litteraria Hungarorum« fortwirkte, zeigt im 16. Jahrhundert noch einige Vertreter, die sich besonders auf epischem und elegischem Gebiete betätigten, denen der Hof oft den Titel eines poeta laureatus gab, die aber in diesem protestantischen Zeitalter keinen Einfluß mehr üben konnten. Einige dieser Humanisten lebten am Hofe Sigismund Báthoris in Siebenbürgen; ihre Werke sind jedoch von geringer Bedeutung. Die Geschichte Bonfinis hingegen wurde im 16. Jahrhundert das Vorbild der Geschichtsschreiber. Heltai übersetzte dieselbe, und Stephan Székely, der die erste ungarische Weltchronik schrieb (1559), hatte sie vor Augen. Die meisten Werke dieses Jahrhunderts, die auch heute noch als schätzbare Quellen dienen, blieben teils im Manuskript und wurden erst im 19. Jahrhundert veröffentlicht, wie die Werke des Anton Verancsics und die Memoiren (Gyulafi, Szamosközy, Illésházy), oder sie wurden in lateinischer Sprache abgefalst. Unter diesen letzteren ragen besonders die Schriften Franz Forgács und diejenigen des ungarischen Livius, Nikolaus Istvánffy, hervor.

Steht das 16. Jahrhundert im Zeichen des siegreichen Protestantismus, so kann das 17. als die Epoche der katholischen Reaktion, der heroischen Aufstände zur Verteidigung der Glaubensfreiheit und der nationalen Unabhängigkeit betrachtet werden. Wohl wurde im Wiener Frieden (1606) die Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen anerkannt, aber die Verträge schützten nicht vor Verfolgung. Je stärkere Positionen

der Katholizismus einnahm, desto intoleranter wurde er. Der hohe Klerus, Kardinal Pázmány an der Spitze, gehen an ihre Proselytenmacherei; zahlreiche Magnaten, deren Voreltern im 16. Jahrhundert den Protestantismus teils aus Habgier, teils aus Überzeugung, teils aus Patriotismus angenommen hatten, werden nach und nach in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt. Während der schwierigen Lage Österreichs im Dreißigjährigen Kriege werden, dank dem energischen Eingreifen der siebenbürgischen Fürsten (Gabriel Bethlen, Georg Rákóczi I.), die Protestanten noch als gleichberechtigte Mitbürger betrachtet. Pázmány ist trotz seines großen Bekehrungseifers noch Patriot genug, um der Wiener zentralisierenden Politik nicht in allem nachzugeben; er ist überzeugt, daß das siebenbürgische Fürstentum eine politische Notwendigkeit ist; denn wenn dasselbe nicht existierte, so würde Wien keine Grenzen mehr kennen. Als aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Fürstentum sank, die Türken schwere Niederlagen erlitten, da entstanden neue Gefahren sowohl für den Protestantismus als auch für die nationalen Bestrebungen. Unter Leopold I. hausten gewissenlose Politiker und Generäle im Lande, als ob es eine eroberte Provinz gewesen wäre. Die Protestanten wurden grausam verfolgt, der nationalgesinnte Adel verlor seine besten Vertreter auf dem Schafott. Die Lage des Landes war noch trauriger als unter der Türkenherrschaft, denn die Paschas kümmerten sich wenig um die religiösen Anschauungen ihrer Untertanen; diese konnten ihre Glaubenspflichten erfüllen, wenn nur die Steuern pünktlich einliefen. Österreich wollte jedoch nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist knechten. Deshalb brachen in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die nationalen Aufstände unter Emerich Thököly und dem letzten Fürsten Siebenbürgens, Franz Rákóczi II., aus. In diesen Kämpfen handelte es sich um die Unabhängigkeit des Landes und um die Glaubensfreiheit. Frankreich leistete wohl, um die Habsburger zu schwächen, Hilfe: Ludwig XIV. war der Alliierte Rákóczis. Jedoch gebrauchte die französische Politik die ungarischen Aufstände bloß als »Flankenangriff«, bis endlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Unheil hereinbrach. Rákóczi und seine treuesten Anhänger mußten in die Verbannung ziehen und starben als Emigranten in der Türkei. Sein Name wurde jedoch das Losungswort des

Widerstandes, so oft es sich um die Verteidigung der Rechte Ungarns handelte. Unter den Klängen des Rákóczi-Marsches zog man im Jahre 1848 ins Feuer, und heute ist er Gegenstand einer wahren Anbetung.

Trotz des Kriegsgetümmels, der mannigfaltigen Verfolgungen, der zahlreichen Aufstände entwickelt sich die Litteratur immer mehr. Sie ist nicht mehr ausschliesslich von theologischem Geiste erfüllt, obwohl die religiösen Streitigkeiten noch an der Tagesordnung sind. Das Epos wird durch Zrinyi geschaffen; Gyöngyösi wird durch seine romantischen Erzählungen berühmt; die Lyrik findet in den Kurutzenliedern, das heisst den Liedern der Soldaten der nationalen Aufstände, eine bisher ungeahnte Kraft und Wärme; die Prosa erreicht in den Werken Pázmánys Nerv und Seele. Besonders charakteristisch ist für dieses Jahrhundert die grosse Teilnahme des hohen Adels an der Litteratur; während dieselbe früher fast ausschliesslich vom Volke, von armen Predigern und Schulmeistern gepflegt wurde, sehen wir jetzt Magnaten, selbst Fürsten zur Feder greifen.

Die Kanzel, die Schule und der Buchdruck hatten im 16. Jahrhundert dem Protestantismus die Hegemonie verschafft; das Bestreben Peter Pázmánys (1570—1637) und seiner Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Esztergom war, die verlorene Oberherrschaft wieder zurückzugewinnen. Der Wiener Hof, die Armee und die wieder zum Katholizismus bekehrten Adelligen waren die Hauptstützen und leisteten Beistand. Jedoch trug auch die litterarische Tätigkeit des Kardinals das Ihrige dazu bei. Als Protestant geboren, bekehrte er sich im zwölften Lebensjahre und trat in den Jesuitenorden. Er studierte in Kolozsvár, Krakau, Wien und Rom. Sehr bewandert in der thomistischen Philosophie, holt er seine Waffen aus diesem Arsenal; von seinem römischen Meister Bellarmin, ebenfalls einem Kämpfer der katholischen Kirche, gebildet, unternimmt er die Restauration seines Glaubens. In diesem Kampfe läst er seinen scharfen Geist, seine Beredsamkeit und besonders seine echt ungarische Natur glänzen. Obwohl von einem italienischen Lehrer gemodelt, bleibt er Stock-Ungar, gebraucht mit Vorliebe die Sprache des Volkes, dessen bildliche Ausdrücke und Parabeln und weist den Weg zum Herzen seiner Hörer zu finden. Unter diesem Gewande scheinen selbst die Argumente, die er dem Bellarmin entlehnt, spezifisch ungarisch.

Zuerst antwortete er auf eine Streitschrift Stephan Magyaris, der die damalige Meinung ausdrückte, daß der Protestantismus nicht bloß der wahre Glaube sei, sondern auch die nationale Unabhängigkeit bedeute. Pázmány antwortete in einem Werke, dessen Stil und Dialektik dasjenige des Gegners übertraf (1603). Er kehrt den Spiels um. So lange Ungarn katholisch war, waren auch die Sitten rein und patriarchalisch; seitdem die neue Religion gesiegt hat, sind alle Übel gekommen, welche den Verfall des Landes verursacht haben. Jedoch behielten die Protestanten durch den Wiener Friedensvertrag noch die Oberhand. Pázmány konnte auf dem Landtage zu Pozsony (1608) bloß die Rechte der Katholiken verteidigen, aber schon begriff er, daß seine Kirche mehr Schutz bei den Siebenbürger Fürsten als bei den Paschas finden werde. Unterwirft er sich jedoch politisch dem Protestantismus, so weicht er keinen Schritt auf dogmatischem Gebiete zurück. Sein *Kalauz* (»Der zur göttlichen Wahrheit leitende Führer«, 1613), das originalste Werk, welches achtzig Jahre theologischer Diskussion hervorgebracht hat, wird mit Recht von der katholischen Kirche als eine Streitschrift ersten Ranges, von den Litteraturhistorikern als das erste klassische Werk der ungarischen Prosa betrachtet. Es richtet sich mehr an die Laien, besonders an die Adeligen, von denen Pázmány an fünfzig Familien bekehrte. Das Werk behandelt alle Streitpunkte, von der Existenz Gottes bis zur Organisation der Kirche. Alles, was die reformierten Prediger angriffen, wird hier verteidigt, aber in einer viel genießbareren Form. Ein starker polemischer Zug weht durch dasselbe, denn Pázmány kennt seine Leser. Es sind Männer, welche im Kriege aufgewachsen sind und die Gemächlichkeit des Lebens nicht kennen; tapfer und stark, schrecken sie vor einem barschen Ausdruck nicht zurück. Jede Seite des Werkes zeigt den dialektischen Geist, die Stärke der Überzeugung und eine kernige Sprache. Kein protestantischer Schriftsteller wagte es, den Handschuh aufzunehmen. Man übersetzte das Werk ins Lateinische und sandte es dem Wittenberger Professor Balduinus, dessen Antwort jedoch erst dreizehn Jahre später erschien (*Phosphorus veri Catholicismi*, 1626).

Im Jahre 1616 wurde Pázmány Erzbischof von Esztergom, und als solcher Ratgeber der Krone. Bis zu seinem Tode blieb er die Stütze seiner Kirche. Er gründete nicht bloß die Uni-

versität zu Nagy-Szombat, welche später nach Pest verlegt wurde, sondern auch das Pazmaneum in Wien, wo noch heute die Elite des ungarischen Klerus gebildet wird. Er gewann besonders Ober-Ungarn und den Distrikt zwischen der Donau und Österreich dem Katholizismus, bekämpfte die Wortführer des Protestantismus, welche gegen die Verfolgungen und gegen die Rechtsverletzungen ihre Stimme erhoben. Jedoch das heroische Zeitalter der Reformatoren war zu Ende; an ihre Stelle traten Politiker und einfache Theologen. Pázmány gebrauchte besonders die Jesuiten, um seinem Werk Fortdauer zu verschaffen, und wenn ein großer Teil Ungarns heute katholisch ist, so verdankt man es ihm.

Ein Jahr vor seinem Tode veröffentlichte er in drei Bänden seine Predigten, in denen er die Erfahrungen eines langen Lebens mit tiefem theologischen Wissen gepaart zeigt. Er richtet sich selten an die Einbildungskraft oder ans Herz, sondern meist an den Verstand. Er will durch die Idee wirken und lehren. Als Argumentator hat ihn sein beredter Biograph, Fraknói, mit Bourdaloue verglichen. Mit Meisterhand zerlegt er die schwierigsten Probleme der Dogmatik; er ist einfach und klar, und obwohl er zum Volke spricht, wird er nie trivial.

Die theologische Fakultät der Budapester Universität ediert jetzt seine lateinischen und ungarischen Werke, die eines der schönsten Monumente des geistigen Lebens dieses Jahrhunderts sind.

Den Bestrebungen Pázmánys ist es auch zu verdanken, daß die Katholiken ihrerseits eine tüchtige Übersetzung der Bibel durch Georg Káldi erhielten. Sie erschien in Wien (1626) und steht, nach dem Urteile der heutigen Sprachforscher, an Genauigkeit und angenehmer Darstellung über denjenigen des 16. Jahrhunderts. Sie wurde von der katholischen Kirche während zweier Jahrhunderte gebraucht, jedoch kann sich ihr Einfluß auf die litterarische Sprache mit demjenigen der Károlischen Bibel nicht messen. Während die Káldische Übersetzung nicht bloß von Pázmány und der königlichen Schatzkammer, sondern auch vom Protestanten Gabriel Bethlen unterstützt wurde, sehen wir sechzig Jahre nachher die Übersetzung des Georg Csipkés, der nicht wie seine Vorgänger nach der Vulgata, sondern nach dem Urtexte arbeitete und sein Werk in Leyden drucken ließ,



durch die Behörden in Beschlag nehmen, die den größten Teil der Exemplare verbrennen ließen, da die Übersetzung zur Zeit der protestantischen Verfolgungen erschien.

Trotz der epochemachenden Wirkung eines Pázmány, dessen schriftstellerische Tätigkeit mit derjenigen der großen Kanzelredner Frankreichs im 17. Jahrhundert verglichen werden kann, haben die Protestanten, besonders in der ersten Hälfte dieser Periode, die ehemalige Hegemonie nicht eingebüßt. Die Werke eines Albert Molnár von Szencz und Stephan Katona von Gelej können noch als Beweise einer großen Tatkraft betrachtet werden. Sie bilden den Schlufsstein einer hundertundzwanzigjährigen, äußerst fruchtbaren theologischen Tätigkeit und haben dem Protestantismus seine endgiltige kirchliche Dichtung gegeben.

Albert Molnár (1574—1634) erscheint uns in seinem äußerst bewegten Leben als der große wandernde Humanist dieses Jahrhunderts. Vom Wissensdurst getrieben, verschmäht er die Bequemlichkeiten des Lebens, kämpft mit Not und Elend und ist der erste Märtyrer des ungarischen Schriftstellertums. Die vaterländischen Schulen genügen ihm nicht; er geht nach Deutschland, kommt bis Straßburg, wo er den Baccalaureatstitel erlangt. Sein Kranz wird noch in der ungarischen Akademie aufbewahrt; er trägt die Aufschrift: »Corona mea laurea, multis aerumnis et sollicitudinibus in Argentinensi lyceo parta« (1595). Aerumna und sollicitudo, Not und Pein waren sein Schicksal; sein ganzes Leben lang hatte er mit ihnen zu kämpfen. Die Grabschrift, die ihm Bisterfeld setzte: »Musa mihi favit, sed non Fortuna; fuitque Teutonia auxilium, sed Patria exilium«, will durchaus nicht sagen, daß Ungarn dazumal Gelehrsamkeit nicht ehrte. In beiden Lagern des Landes, bei Protestanten wie Katholiken, wurde Molnárs Tätigkeit hochgeschätzt, doch schienen ihm die heimatlichen Verhältnisse zu eng; er strebte ins Weite und verkam.

Als Sohn eines Müllers geboren, lebte er in nächster Nähe des Bibelübersetzers Károli; er sah die Mühe, welche die Bibel von Vizsoly ihrem Verfasser kostete. Er studiert zunächst in Ungarn, aber schon im Alter von sechzehn Jahren geht er nach Wittenberg; dann finden wir ihn in Dresden, Heidelberg und Straßburg. In Genf sucht er, wie alle ungarischen Theologen, Theodor von Bèze auf, kehrt nach Deutschland zurück, tritt in

Frankfurt in eine Druckerei ein und wird später Lehrer. Gabriel Bethlen hätte ihn gern für die Schule in Gyula-Fehérvár gewonnen; nach kurzem Aufenthalte verließ er jedoch seine Heimat und ging nach Oppenheim. Bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges zog er sich nach Heidelberg zurück; dort plünderten die Soldaten Tillys seine Wohnung und folterten ihn. Endlich ging er nach Siebenbürgen, wo er im Elend starb.

Molnár ist kein Polemiker; er will als Gelehrter seinem Vaterlande dienen, besonders auf dem Gebiete der Grammatik und Übersetzung. Man verdankt ihm das erste lateinisch-ungarische Wörterbuch in alphabetischer Ordnung (Nürnberg, 1604); die früheren gaben die Vokabeln nach dem Sinne gruppiert. Dieses Wörterbuch wurde in Ungarn bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gebraucht. Bedeutender ist seine »Ungarische Grammatik« für Ausländer (Hanau, 1610), worin er die Methode des französischen Philosophen Ramus anwandte. Als Übersetzer hat er die Károlische Bibel, besonders in stilistischer und orthographischer Hinsicht, verbessert; er übertrug auch die »Postilla« des Scultetus, Hofpredigers zu Heidelberg, das Gebetbuch der Züricher Reformierten und auf Anregung Bethlens die »Unterweisung in der christlichen Religion« Calvins (Hanau 1624), welche er für die höchste Schöpfung des menschlichen Geistes hielt. Dieser Riesenband von mehr als 1600 Quartseiten ist eines der schönsten Denkmäler der ungarischen Übersetzungskunst dieses Jahrhunderts. Jedoch hatten alle diese Werke nicht den riesigen Einfluß auf das geistige Leben der Protestanten wie seine Übersetzung der Psalmen, die schönste poetische Leistung dieser Epoche. Sie erschien in Herborn (1607) und ist eine Nachahmung der Psalmen des Marot und de Bèze der Goudimelschen Musik angepaßt, wie dies Melissus und Lobwasser für Deutschland taten. Molnár gab der Liturgie die ersten schönen Hymnen; denn früher hatten die Kirchenlieder keinen oder einen höchst primitiven Reim. Die Rhythmen der französischen Psalmen dienten als Muster; zu 130 Arien verfaßte er den poetischen Text. Dies war nach Balassa der erste Versuch, das ungarische Idiom in kürzere Rhythmen zu bringen. Die alten, höchst monotonen Melodien verschwanden nun aus der Kirche; Protestanten wie Katholiken bedienten sich dieser Psalmen. Es ist dasjenige ungarische Werk, das die meisten Auflagen erlebte.

Die liturgische Dichtung, welche im 16. Jahrhundert bei den Protestanten eine große Freiheit genoss, da die Kirche viele Gesänge sowohl der Geistlichen als der Laien aufnahm, sank im 17. Jahrhundert. Es handelte sich nun darum, auch auf diesem Gebiete zu einem Abschluss zu gelangen. Dies tat der siebenbürgische calvinische Bischof Stefan Katona von Gelej (1589–1649) ein Vertrauensmann Bethlens und Georg Rákóczis I. Er hielt nicht bloß die Einheit und Oberherrschaft des Calvinismus in Siebenbürgen aufrecht, indem er die Unitarier und Sabbatarier bekämpfte, sondern er stritt auch gegen die Katholiken in seinen dickleibigen Werken (»Das Geheimnis der Geheimnisse«, »Das Geheimnis der Erlösung«), die jedoch nicht mehr so viel Leser fanden wie die Streitschriften der früheren Periode. Sie wären heute gänzlich vergessen ohne den kleinen Anhang, den Katona einem dieser Bände beifügte. Es ist dies eine »Kleine ungarische Grammatik« (1645), worin der für die Einheit des Glaubens, der Kirche und des Kirchengesanges schwärmende Mann auch die Einheit der Rechtschreibung durchführen wollte. Er gründete seine Lehre auf die Kenntnis des Ursprungs und der Wurzeln. Sein Werkchen ist demnach der erste etymologische Versuch in der ungarischen Philologie. Um auch die Einheit im Kirchengesang und in der kirchlichen Lyrik zu erreichen, bewog er seinen Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle, Johann Kesertü Dajka, alle Hymnen sammeln zu lassen, sie zu sichten und in einem Corpus zu vereinigen. Das neue Graduale legte er dem Fürsten Bethlen vor, der dasselbe abschreiben ließ. Später arbeitete es Katona um, und durch die Munifizenz Georg Rákóczis wurde es in 200 prachtvollen Exemplaren abgedruckt und den reformierten Gemeinden zugesandt. Dieses sogenannte »Alte Graduale« (1636) wurde der Kanon des protestantischen Kirchengesanges, und mit ihm schließt die Lyrik auf diesem Gebiete.

Auf weltlichem Boden hat sie im Laufe dieses Jahrhunderts nichts Selbständiges hervorgebracht. Balassas Geist beherrscht noch die wenigen, meist adeligen Dichter, welche hier auftraten. Der Freund Balassas und Herausgeber seiner göttlichen Gesänge, Johann Rimay (1573–1632), gab die seinigen mit denjenigen seines genialen Meisters heraus. Diese Ausgabe erlebte im Laufe des Jahrhunderts zahlreiche Auflagen. Rimays sämtliche Werke, unter denen sich auch Liebeslieder, Lehrgedichte, freie Über-

setzungen aus Catos Distichen finden, sind erst neulich (1904) herausgegeben worden und zeigen keine Originalität. Beniczki und Kohári sind bloß Versschmiede. Eine charakteristische Erscheinung ist die Gräfin Sidonia Katharina Petröczy, Gemahlin des Generals Pekry, der zu den Österreichern überging. Sie suchte ihren Trost in der Dichtung. Sie hatte alles ihrem Gemahle geopfert, so lange er in der Gefangenschaft lebte; als er jedoch abtrünnig wurde und die nationalen Bestrebungen bekämpfte, beweinte sie in wehmütigen Liedern ihre Verlassenheit. Es sind wahre Herzenergießungen in einer Zeit, wo bloß die Mache herrschte.

Bietet jedoch die weltliche Lyrik nur wenig, so kann diese Periode das erste große nationale Epos aufweisen. Es ist die Zrinyiade. Ihr Verfasser war einer der größten Kriegshelden, den die fortwährenden Kämpfe gegen die Türken in Ungarn hervorbrachten, Graf Nikolaus Zrinyi (1618—1664). Er ist der sprechendste Beweis dafür, was der kroatische Stamm, wenn er magyarisch fühlt, fürs Vaterland leisten kann. Sein Vorfahr, Nikolaus Zrinyi, hatte sich durch die heldenmütige Verteidigung der Festung Sziget einen europäischen Namen gemacht. Sein Vater war Banus von Kroatien und fiel als Opfer der Rache Wallensteins. Der junge Zrinyi wurde von Pázmány erzogen, der die Familie zum Katholizismus bekehrt hatte, studierte dann in Graz, hierauf bei den Jesuiten in Nagy-Szombat. Als achtzehnjähriger Jüngling begab er sich nach Italien, um sich weiter zu bilden; hier lernte er die Epen Homers und Vergils nach ihrem Werte schätzen, vertiefte sich ins Studium der italienischen Litteratur und las besonders Tasso, der dann auf seine Dichtung den entschiedensten Einfluß ausübte, Ariosto, Marini und Macchiavelli. Als Soldat zeichnete er sich in mehreren Kriegszügen aus; als Banus war er der Schrecken der Türken. Für seine glänzenden Heldentaten im Kampfe mit diesen erhielt Zrinyi die Glückwünsche Europas. In der Steiermark und in Regensburg wurden ihm zu Ehren feierliche Prozessionen gehalten; der Papst und Ludwig XIV. beglückwünschten ihn. Nur der Wiener Hof, besonders General Montecucculi, sah diesen Erfolg mit scheelem Auge an. Zrinyi war mit der Taktik der österreichischen Feldherren unzufrieden; sein fortwährendes Streben, die Türken durch die vereinigten Kräfte der Deutschen,

Österreicher und Magyaren aus dem Lande zu treiben, fand bei den leitenden Männern nur wenig Anklang. Er starb auf der Jagd, wie man sagt, von einem Eber tödlich verwundet. In ganz Europa, besonders in Deutschland, ertönte die Klage über den Tod dieses Mannes, der als ein Hort des Christentums betrachtet wurde.

Zrinyi war aber nicht bloß Feldherr, sondern auch Humanist und Schriftsteller. Der gelehrte Holländer Jakob Tollius, der ihn in seinem Schlosse zu Csáktornya besuchte (1660), kann seinen edlen Charakter und sein großes Wissen nicht genug loben. Seine Bibliothek, seine Bilder- und Antiquitätensammlung erregten sein Erstaunen, denn damals hielt man Ungarn noch für ein wenig zivilisiertes Land.

Zrinyi ist der Schöpfer der epischen Litteratur. Sie taucht inmitten der theologischen Kämpfe und liturgischen Gesänge wie eine Insel im Meere auf. Sein Heldengedicht: »Obsidio Szigetiana« (Wien, 1651), gewöhnlich die Zrinyiade genannt, kann in keiner Hinsicht mit den schwachen Schöpfungen eines Tinódi verglichen werden. Die großen Epen des Altertums und der Italiener waren seine Muster, aber auch das kroatische Epos des Karnarutic, welches die Verteidigung Szigets besingt, lieferte manche Züge. Der Ahne des Dichters war Oberbefehlshaber von Sziget, als Soliman II. mit einer riesigen Armee nach Ungarn zog (1566). Die kleine Festung, die auf seinem Wege lag, hoffte er schnell zu erobern, jedoch der tapfere Widerstand Zrinyis hielt das 200 000 Mann starke Heer wochenlang zurück. Umsonst erbat Zrinyi von den Kaiserlichen Hilfe, denn die Besatzung war gering. Er liefs sich jedoch weder durch Drohungen noch Versprechungen des Sultans erschüttern. Dieser stirbt vor Wut, sein Tod wird dem Heere verborgen gehalten, und als endlich die Festung schon eine Ruine ist, bricht Zrinyi mit dem Reste seiner Krieger hervor und findet den Heldentod.

Der Dichter vereinigt in diesem Epos alles, was er als Soldat erfahren hat, was die großen Dichter ihn gelehrt haben, was er als Patriot und Katholik fühlt. Sein Zweck ist nicht die Beschreibung eines tapferen Widerstandes; er weiß, daß der Tod selbst des heldenmütigsten Mannes noch kein Epos bildet. Er hat aber in seinem Gedichte die politische und religiöse Auf-

fassung seiner Epoche, welche noch voll war vom Kampfe gegen die Reformation, dargestellt; er hat den Gegenstand bedeutend vergrößert, indem er den Magyaren, die noch unter dem Türkenjoch schmachteten, eine strenge Disziplin, eine fortwährende Eintracht empfahl und die Hoffnung auf ein mächtiges Ungarn aussprach. Zrinyi sieht, als Schüler Pázmánys, in der Unterjochung die gerechte Strafe des Himmels. Das Verlassen des alten Glaubens, die Geringschätzung der ungarischen Heiligen und besonders der heiligen Jungfrau haben das Unheil über das Land gebracht. Um diese Sünden abzutüfeln, um Ungarn seine ehemalige Größe wiederzugeben, muß sich ein Held opfern, so wie einst Christus sein Blut für die Menschheit opferte. Dieser Held ist der Ahne des Dichters. Dies ist die Hauptidee des Gedichtes, an die sich die Beschreibung der Belagerung und der Ausfälle reiht. In diesen Episoden kann man den großen Feldherrn bewundern, der ja ein Jahrhundert nach der Belagerung Szigets dieselben Feinde zu bekämpfen hatte. Deshalb werden diese Scharmützel und Duelle nicht langweilig. Ohne die Tapferkeit des Gegners schmälern zu wollen, empfindet man doch Teilnahme für diejenigen, die für den christlichen Glauben kämpfen. Auf beiden Seiten wird mit gleichem Mut gefochten, aber die Heiden sind wild und schlagen sich oft ohne Grund blofs um zu töten; die Magyaren kämpfen nur aus Liebe zum Vaterland. Besonders gut sind die Charaktere Zrinyis und Solimans gezeichnet.

Ist demnach der Gedanke, die Anlage, die Charakterschilderung von hoher Bedeutung, so steht die Sprachkunst und die Vers-technik nicht auf jener Höhe, welche einem Werke die Gunst der Nachwelt sichert. Zrinyi war in erster Reihe Soldat; er gesteht selbst, daß er das Epos (15 Gesänge) in einem Winter, als ihm die Feinde einige Ruhe liefsen, niederschrieb und dann im Frühjahr, von den Türken bedrängt, keine Zeit mehr hatte, daran zu feilen. Der Mangel der Feile war schuld, daß es bald vergessen wurde. Der Stoff war vielleicht für die Epoche zu erhaben; besonders aber mußten die Ausfälle gegen die Protestanten einem Werke schaden, das alle Herzen in Einklang bringen sollte.

Zrinyi veröffentlichte in demselben Bande auch einige Idyllen, welche mehr von den italienischen Dichtern als von Theokrit

und Vergil beeinflusst sind. Er besingt seine Liebe zu Viola (Eusebia Draskovics), die seine Gemahlin wurde, die er aber bald verlor. In der »Klage des Orpheus« beweint er ihren Tod. Auch diese kleinen Gedichte zeigen ritterliche Liebe, einen festen Glauben und Heldenmut.

Als Taktiker war Zrinyi hochgeschätzt, seine einschlägigen Werke wurden jedoch erst unlängst ediert; maßgebende Fachmänner behaupten, daß, wenn dieselben zu ihrer Zeit in einer Weltsprache erschienen wären, Zrinyis Name heute unter den größten Taktikern genannt würde. Eine kleine Schrift: »Heilmittel gegen das türkische Gift«, welche man schon 1705 bekannt machte, enthält seine politischen Ideen über die Organisation eines stehenden Heeres und die Verjagung der Türken aus Europa. Als Politiker hat Zrinyi die Werke Macchiavellis fleißig benutzt.

Zrinyis Epos blieb lange vereinzelt in der Litteratur. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts sollte die epische Muse einige, diesem Gedichte würdig an die Seite zu stellende Werke hervorbringen. Nach Zrinyis Tode war der Vertreter der Poesie dieses Jahrhunderts Stephan Gyöngyösi (um 1625—1704). Er kann mit seinem Vorgänger weder, was Erhabenheit der Gedanken noch was die Schilderung der Charaktere betrifft, verglichen werden. Er hat aber ein Verdienst, das Zrinyi mangelt: seine Verse sind harmonischer und schmeicheln dem Ohr. Seine Geschichten sind nicht erhaben, atmen aber einen romantischen Zauber und erinnern an jene Ritterromane des Mittelalters, welche die »Blaue Bibliothek« im Zeitalter der Aufklärung als amüsante Lektüre bot und aus der auch Wieland schöpfte.

Gyöngyösi war Komitatsbeamter. Vertrauensmann des mächtigen Wesselényi, weilte er nach dem Tode seines Gönners am Hofe der Witwe, der schönen Maria Szécsi. Nach der Einkerkung seiner Gebieterin durch die Österreicher diente er in seinem Komitat als Vermittler zwischen den Kaiserlichen und den Aufständischen und obwohl er ein guter Patriot war, sah er doch mit Unmut die Allianz eines Thököly, Rákóczi und Bercsenyi mit den Türken; er glaubte, daß Österreich mit Ungarn vereint zuerst das Land von den Türken befreien müsse. Seine Werke sind romantische Epen, von denen besonders das erste: »Die

Venus von Murány« (1664) einen höchst glücklichen Stoff behandelt und desto größern Anklang fand, als es aus der nächsten Gegenwart schöpfte. Der Dichter besingt die Liebesgeschichte seines Gönners Wesselényi und der schönen Schloßsfrau von Murány. Wesselényi stand in österreichischen Diensten und erhielt als Kommandant von Füleke den Befehl, das Adlernetz Murány, wo Maria Szécsi Herrin war, zu nehmen. Die Festung scheint uneinnehmbar; aber das Herz der heldenmütigen Verteidigerin ist dennoch nur ein Weiberherz. Wesselényi läßt ihr seine Liebe erklären, erhält ein Stelldichein und erobert mit dem Herzen Mariens auch das Schloß. Diese romantische Episode des fortwährenden Krieges zwischen dem Adel, der Österreich ergeben war, und den national gesinnten Aufständischen besang Gyöngyösi in anmutiger Sprache, schön klingenden Versen, mit gelungenen Naturschilderungen und lyrischen Partien. Die Metamorphosen und Heroiden Ovids lieferten oft die Farben. Das Gedicht wurde volkstümlich; man las es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts, und Dichter wie Arany und Petöfi verschmähten es nicht, denselben Stoff zu behandeln; Dóczy brachte ihn auf die Bühne, bearbeitete ihn jedoch nach den neuesten Forschungen, die in Maria Szécsi mehr ein von ihren Verwandten geplagtes Weib als eine romantische Heldin sahen.

Gyöngyösi verstand es, zeitgenössische Begebenheiten zum Thema seiner Dichtungen zu wählen. »Johann Keménys Andenken« ist ebenfalls eine versifizierte Geschichte. Kemény war Fürst von Siebenbürgen. Er liebte Anna Lóngay und erhielt ihre Hand. Als Bräutigam mußte er jedoch mit Georg Rákóczi II. gegen Polen ziehen; er gerät in Gefangenschaft, wird nach vielen Leiden befreit und vermählt sich. Das Gedicht, minder bedeutend als die »Venus von Murány«, erzählt uns auf Chronikensart die ganze Lebensgeschichte dieses Fürsten. — Im Alter verfaßte der Dichter noch ein Werk »Über die Grausamkeiten des falschen Cupido«, worin er die Jugend vor den Pfeilen dieses Gottes warnt und zahlreiche Beispiele von seinen Opfern anführt. Das letzte Werk war eine poetische Umschreibung des Romans von Heliodor: »Theagenes und Charikleia«, in der die ersten fünf Bücher treu wiedergegeben, das übrige verkürzt und umgeändert ist. Vom Altertum zog den Dichter bloß das romantische Element an.



Gyöngyösi ist schwach im Aufbau und in der Komposition; seine Charakteristik kann sich mit derjenigen Zrinyis nicht messen; er ist mehr ein angenehmer Erzähler als ein Künstler. Sprache und Rhythmus stehen ihm aber zur Verfügung, und eben dieses Talent bezauberte eine Epoche, die für höhere, künstlerische Schönheit noch wenig Gefühl hatte, und zu der man in einfacher, einschmeichelnder Weise sprechen mußte. Diese Werke übten großen Einfluß, und zahlreiche Versschmiede, die als Sekretäre der siebenbürgischen Fürsten tätig waren, fühlten sich bewogen, das Leben und Lieben ihrer Herren zu besingen.

Bis vor ungefähr vierzig Jahren galten Zrinyi, Gyöngyösi und die schwachen Nachahmer Balassas als die einzigen Vertreter der Dichtung des 17. Jahrhunderts. Wohl wußte man, daß die letzten Jahrzehnte dieses und das erste des 18. Jahrhunderts, d. h. die Epoche der nationalen Aufstände unter Thököly und Franz Rákóczi II., ihre Sänger haben mußten: das Rákóczilied allein genügte, um das poetische Schaffen dieser Zeit zu charakterisieren. Aber es lag kein Werk vor, das aus diesen Kämpfen, an die der Ungar sich immer wehmütig erinnert, auf uns gekommen wäre. Da entdeckte der Historiker Koloman Thaly, der nun schon seit vierzig Jahren die Geschichte dieser bewegten Epoche durchforscht, in vergilbten Handschriften eine wahre Fundgrube lyrischer Gesänge, welche man die Kurutzenpoesie benannt hat. Kurutz hieß der Soldat der nationalen Idee, der Anhänger Thökölys oder Rákóczis, während der österreichische Soldat oder der Ungar in österreichischen Diensten Labancz (Fußläufer) benannt wurde. Wie eine erquickende Quelle wirken diese Volksgesänge. Sie haben jenen Reiz des Naiven, den Herder an den Volksliedern lobte. Es sind reine Herzenstöne, die in dieser düstern, aber von Vaterlandsliebe begeisterten Zeit erklingen. Sie entstanden unter dem Druck, der sich zuerst gegen die Protestanten, dann gegen das magyarische Element im allgemeinen richtete. Sie begleiten jede Phase des nationalen Aufstandes. Der einfache oder im Rang höher stehende Soldat verfassen dieselben, sie fliegen von Mund zu Mund und werden manchmal aufgezeichnet. Wir hören hier die Klagen der Protestanten, deren Priester auf den Galeeren von Triest und Neapel Sklavendienste leisten müssen, wie sie ihre Hoffnung auf Gott setzen und sich mit den Worten

der Propheten trösten. Andere Lieder stimmen die traurige Klage an über den Tod Gabriel Bethlens, dieses edlen Kämpfers für Gewissensfreiheit, und über den Zrinyis, der trotz seines Hasses gegen die Protestanten ein tapferer Verteidiger des Magyarentums war. Die Hauptzüge dieser Gedichte sind die Traurigkeit und der Spott; der Kurutz singt traurig, denn am Ende siegt doch die Überzahl, d. h. die österreichische Macht, da der Gallier nur spärliche Hilfe leisten kann. Der Kurutz wird demnach zum Flüchtling (bujdosó), der sich oft in Wäldern verstecken oder sein Heil auf fremdem Boden suchen muß. Solange er kämpft, spottet er über den Labancz, der nur durch die Gewalt der Masse siegt; er spottet auch der Magyaren, welche österreichisch gesinnt sind, den nationalen Charakter verleugnen, in Gewand und Sprache die Fremden nachahmen. Verräter, wie Bezerédy und Ocskay werden von ihm gebrandmarkt. Besonders ergrimmt er, wenn er an die Jesuiten denkt, die das Land germanisieren und an den Bettelstab bringen wollen, um es desto leichter dem österreichischen Adel unterwerfen zu können. Die heitere Stimmung fehlt in diesen Liedern; man findet jedoch Mahnrufe, die wie ein Sursum Corda nach den verlorenen Schlachten ertönen, um den Mut noch länger aufrecht zu erhalten. Ein solcher Weckruf ist auch das Rákóczilied, welches, wahrscheinlich nach der unglücklichen Schlacht bei Trencsén (1708) verfaßt, später in Musik gesetzt, noch heute begeistert auf die Herzen wirkt. Es ist zum ungarischen Freiheitsgesang geworden; bei seinem Klange wird das Andenken an die Heldentaten, an die Niederlagen, aber auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und die Freude über die errungene Selbstständigkeit erweckt.

Auf dem Gebiete der schönen Prosa konnte dieses Jahrhundert nichts den theologischen Werken Pázmánys an die Seite stellen. Der kräftige Stil dieses Kirchenfürsten findet keinen ebenbürtigen Meister, weder in der Erzählung noch in der Geschichte. Der Novellenschatz wird durch die Bearbeitung des »Fortunatus« (1651) und der »Schönen Magellone« (1676), besonders aber durch das Werk Johann Hallers: »Drei Bücher Geschichten« (1695) bereichert. Dieses letztere Werk, welches aus der wunderbaren Geschichte Alexanders des Großen, den »Gesta Romanorum« und »Dares, dem Phrygier« seine phan-

tastischen Erzählungen schöpfte, ist höchst populär geworden; einzelne Geschichten leben noch heute im Andenken des Volkes. Das Werk, prachtvoll ausgestattet, ist ein Zeugnis für den blühenden Stand der siebenbürgischen Druckereien.

Als dramatische Versuche sind bloß einige Comico-Tragödien mit ihren allegorischen Figuren zu erwähnen; höchst primitive Formen der szenischen Kunst. Ferner wissen wir durch ein Privilegium des Königs Leopold I. aus dem Jahre 1696, daß der Kolozsvärer Felvinczi, der mehrere Stücke in der Art der Comico-Tragödien verfaßt hatte, die Erlaubnis erhielt, seine Stücke auf Märkten — wahrscheinlich in Scheunen — aufzuführen. Armselige Zustände, welche die Not der Zeit und den gänzlichen Mangel an dramatischem Talent bei den Magyaren in diesen früheren Jahrhunderten deutlich beweisen.

Viel bedeutender als die spärlichen Überreste der schönen Prosa ist die geistige Bewegung, welche das Schulwesen in diesem Jahrhundert hervorbrachte. Obwohl auf politischem Gebiete zurückgedrängt, behielt der Protestantismus hier die Oberhand. Wie im 16. Jahrhundert, so betrachtete man auch in diesem das Schul- und Gelehrtenwesen als die besten Stützen der geistigen Überlegenheit. Deshalb finden wir so viele Stiftungen von Fürsten und Adeligen. Die Türkenherrschaft hat in dieser Beziehung nicht so viel Übel angerichtet, als man glauben könnte. Es gab im 17. Jahrhundert 805 Schulen im Lande, in denen die Stufen des Unterrichts noch nicht streng geschieden waren. Von diesen gehören 750 den Protestanten; die Katholiken besaßen, trotz der politischen Übermacht, deren bloß 47, die Unitarier 8. Die Protestanten trachteten besonders durch die höheren Schulen den Jesuiten den Rang streitig zu machen. Durch Berufung ausgezeichneter, ausländischer Kräfte gelang ihnen dies auch. Schon Johann Sigismund Zápolya liefs kurz vor der Bartholomäusnacht an Ramus den Ruf ergehen, in Siebenbürgen eine Universität zu gründen. Ramus konnte nicht kommen, aber seine Lehren verbreiteten sich schnell, und im 17. Jahrhundert, sagt ein Schriftsteller, war es schon unnötig, auf ungarischem Boden Ramus zu loben. Bethlen gründete die Hochschule zu Gyula-Fehérvár, wo Gelehrte wie Alsted, Basire, Piscator und Bisterfeld wirkten und zwei Jahre lang auch Martin Opitz, der hier sein Gedicht »Zlatna« schrieb. Nach der Zerstörung dieser Schule durch die

Türken wurde dieselbe nach Nagy-Enyed verlegt, wo sie noch heute blüht. In Ungarn waren die Kollegien zu Sárospatak und Debreczen hochberühmt. Das erstere, eine Stiftung des Fürsten Georg Rákóczi I., wurde von seiner Witwe, Susanna Lorántfi, reich dotiert. Sie berief den größten Pädagogen des Jahrhunderts, Amos Comenius, der von 1650—1654 daselbst den Unterricht organisierte. Obwohl der Unterricht in diesen Schulen meist in lateinischer Sprache gegeben wurde, entwickelte sich dennoch das nationale Gefühl in einem höheren Grade als in den vom scholastischen Geiste beseelten Schulen der Jesuiten, unter denen die Hochschulen zu Nagy-Szombat und zu Kassa hervorzuheben sind. Hier herrschte der heil. Thomas von Aquino und die von französischen Jesuiten verfaßten Lehrbücher, dort die Methode des Ramus, Baco und Descartes.

Der Ruhmestitel, den Begründer der modernen Philosophie in Ungarn bekannt gemacht zu haben und die ungarische Sprache auch in die Philosophie eingeführt zu haben, gebührt dem Siebenbürger Johann Cseri von Apáczsa (1625—1659). Er hat viel Ähnlichkeit mit Molnár, dem wandernden Humanisten. Beide bestreben sich, das im Auslande erworbene Wissen für Ungarn fruchtbar zu machen; beide wollen die Strahlen, welche die höher entwickelte westliche Kultur wirft, auf ihr Vaterland konzentrieren, der eine durch seine zahlreichen Übersetzungen, seine Schulbücher und den liturgischen Hymnengesang, der andere durch eine Enzyklopädie der gesamten Wissenschaften. Beide stehen im Dienste der ungarischen Schule, jedoch erstreckt sich ihr Einfluß weit über die Mauern der Kollegien hinaus, denn sie arbeiten für die Erweckung des nationalen Geistes.

Cseri war der Sohn armer Bauern; er studierte in Gyula-Fehérvár und Kolozsvár. Ein neues Licht ging ihm auf, als er mit Unterstützung des Bischofs Katona von Gelej auf holländische Universitäten gehen konnte. Hier sah er, wie der Geist des Descartes, durch seine Schüler de Roy, Heidanus, Heerbroet und andere vertreten, den Unterricht durchdrang. Diesen Geist wollte er in Ungarn einführen. Er schrieb seine »Ungarische Enzyklopädie« (Utrecht, 1655), die er unter den Schutz des Ramus und Descartes stellt. Es ist ein Magazin aller Wissenschaften: Philosophie, Arithmetik, Geographie, Astronomie, Medizin, Gesundheitslehre, Naturwissenschaften, Architektur, Staatswirtschaft,

praktische Philosophie, Jurisprudenz, Soziologie, Pädagogik und Theologie. Es ist kein selbständiges Werk. Cseri hat bloß kompiliert, aber welche Schwierigkeiten mußte er überwinden, um alle diese Begriffe in ungarischer Sprache wiederzugeben, in einer Sprache, welche damals bloß in theologischen Streitigkeiten, in einigen Geschichtswerken und in der Lyrik ihre Lebensfähigkeit bewiesen hatte! Dies ist das große Verdienst des Werkes. Wäre die ungarische wissenschaftliche Litteratur diesem Wegweiser gefolgt, so hätte man nicht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts warten müssen, um die verschiedenen geistigen Disziplinen in nationaler Sprache behandeln zu können. Aber wie es so oft in Ungarn geschieht, daß geniale Vorkämpfer selten Schüler und Nachfolger finden, so blieb auch der Versuch Cseris isoliert. Erst heute erkennt die ungarische Pädagogik die unverweklichen Verdienste dieses Mannes an, der dreißig Jahre vor Thomasius die Philosophie im nationalen Idiome sprechen ließ, Ramus' Logik ins Ungarische übersetzte und immer darauf bestand, daß bloß eine intensive, ungarische Kultur die Nation retten könne. Er trat mit der damals höchst kühnen Idee auf, in den Schulen statt der lateinischen die nationale Sprache anzuwenden, wenigstens in den unteren Klassen. Er betonte mit Recht, daß das nationale Idiom eine magische Kraft besitze. Seine Schüler verehrten ihn, doch wegen seiner philosophischen Ansichten von Basire, dem Vertrauensmann des Fürsten Georg Rákóczi II., verfolgt, mußte er Gyula-Fehérvár verlassen und wurde nach Kolozsvár versetzt, wo seine Antrittsrede Begeisterung hervorrief. Jedoch starb er bald darauf, im Alter von 35 Jahren. Sein Plan einer großen siebenbürgischen Universität, welchen er dem Fürsten Barsay vorgelegt hatte, wurde erst im Jahre 1872 veröffentlicht.

Was Cseri im Unterrichtswesen anstrebte, das hatte die Geschichtsforschung im Laufe dieser Periode so ziemlich durchgeführt. Die bedeutenderen Werke wurden in ungarischer Sprache abgefaßt, wie dies Heltai, Székely und Verancsics schon im 16. Jahrhundert taten. Die neun Bücher der »Kläglichen Chronik der Magyaren« von Johann Szalárdi (1662) erzählen besonders ausführlich die siebenbürgische Geschichte von 1526 bis 1662. Die Epoche Georg Rákóczis I. ist mit Vorliebe behandelt, da der Verfasser Geheimsekretär des Fürsten war. Die

»Kurze ungarische Chronik« von Gregor Petthö (1660) war sehr verbreitet. Sie besteht zumeist aus Auszügen älterer Schriften, jedoch ist sie vom Jahre 1572 an wertvoll, da nun die eigenen Erlebnisse des Verfassers zugrunde liegen. Unter den Memoiren ragen besonders diejenigen des Fürsten Johann Kemény hervor, dessen vielbewegtes Leben (1607—1667) der Dichter Gyöngyösi behandelte. Er wurde am Hofe Bethlens erzogen und kam in türkische Gefangenschaft, wo er die Merkwürdigkeiten seines Lebens niederschrieb. Er hatte eine besondere Verehrung für Bethlen, dessen historische und kulturelle Bedeutung in seinem Werke mit Meisterhand gezeichnet ist. Er hat uns auch vieles über Mansfeld, Pázmány und Georg Rákóczi I. aufbewahrt. — Die Autobiographie des Kanzlers Nikolaus Bethlen (1642—1716) ist eine Art Augustinischer Konfession. Er spielte eine bedeutende politische Rolle, und sein Werk ist besonders für die Zeit wichtig, wo Siebenbürgen schon unter österreichischem Einfluß stand. Das Werk ist auch in französischer Sprache erschienen. — Die »Geschichte Siebenbürgens« von Michael Cserei (1668—1756) erzählt die Ereignisse von 1661 bis zum Szatmárer Frieden (1711). Der Verfasser war zuerst Anhänger Rákóczis, söhnte sich jedoch mit den Kaiserlichen aus und wurde Beamter. Dies erklärt seine Ausfälle gegen Rákóczi. Er erzählt jedoch mit großem Reiz seine persönlichen Erinnerungen. — Berühmt wurde die »Metamorphose Siebenbürgens« von Peter Apor (1676—1752). Es ist dies der erste Versuch einer Geschichte der Sitten und Gebräuche. Der Verfasser stellt dem alten Siebenbürgen, wo der nationale Geist das ganze gesellschaftliche Leben durchdrungen hatte, das österreichische Siebenbürgen entgegen, wie es das Diplom Leopolds gegen Ende des 17. Jahrhunderts umgestaltet hatte. Dieses Werk wurde eine wertvolle Quelle für die Geschichte und selbst für die Romanschriftsteller, als es im Jahre 1863 herausgegeben wurde. Die jüngst (1903) erschienenen poetischen Werke Apors, unter denen sich auch eine versifizierte Paraphrase der Metamorphose befindet, haben keinen Wert.

Es würde zu weit führen, alle jene Memoiren, Tagebücher und Briefe, die in diesem Jahrhundert von Fürsten und Adligen in ungarischer Sprache geschrieben wurden, aufzuzählen. Sie beweisen, daß das nationale Idiom im Fürstentum Siebenbürgen besonders gepflegt wurde und in Blüte stand.

Trotz der katholischen Reaktion, trotz der Verfolgungen und der Aufstände können wir in dieser Epoche dennoch ein fortwährendes Erstarren des magyarischen Geistes beobachten. Während im 16. Jahrhundert neben den großen Reformatoren bloß der Minnesänger Balassa als poetisches Genie emporsteht, kann man im folgenden die Leistungen eines Pázmány, Molnár, Zrinyi, Gyöngyösi, Cseri, die tief ergreifenden Kuruzenlieder nennen, welche mit dem Aufblühen der im nationalen Geiste geleiteten Schulen, den zahlreichen Geschichtswerken und Memoiren von einer Fruchtbarkeit, einem litterarischen Streben zeugen, die der Epoche zum Ruhme gereichen. All diese schönen Hoffnungen wurden jedoch mit dem Falle des Fürstentums Siebenbürgen und der Unterdrückung des nationalen Aufstandes zunichte.

---

Nach dem Frieden von Szatmár (1711), welcher den nationalen Bestrebungen ein Ende machte, beginnt für Ungarn der Verfall in politischer wie in litterarischer Hinsicht. Selbst nach der Schlacht bei Mohács war das Magyarentum nicht so hart in seiner Existenz bedroht. Damals weckte die Reformation die Geister; am Anfang des 18. Jahrhunderts war das Volk durch einen zweihundertjährigen Kampf sowohl gegen die Türken als gegen die Habsburger ermüdet. Es blutete aus tausend Wunden; ganze Distrikte standen verödet. Die Einwohnerzahl sank auf drittheil Millionen, von denen bloß ungefähr 800 000 Magyaren waren. Durch die fremden Niederlassungen, welche in den Einöden neues Leben schaffen sollten, befand sich das Magyarentum noch mehr in der Minorität. Das Wiener Beamtentum hielt jetzt den Augenblick für günstig, um die Germanisation im ganzen Staatsleben durchzuführen, wie es dies in Böhmen nach der Schlacht auf dem Weissen Berge gethan hatte. Die Widerstandsfähigkeit des ungarischen Adels war durch den letzten Aufstand gebrochen; diejenigen, welche den Frieden geschlossen hatten, wollten Ruhe. Und diese Ruhe verwandelte sich bald in Grabesstille. Wien konnte nach Willkür herrschen; es bedurfte keiner Waffen mehr, sondern bloß einer gewissen List, um das nationale

Bewußtsein einzuschläfern. Der Hof verleiht den Magnaten hohe Titel, entfernt sie jedoch aus dem Rate der Krone oder nimmt bloß die Dienste derjenigen an, die nicht mehr ungarisch fühlen. Man lockt die Jugend durch schöne Versprechungen nach Wien, bindet sie mit goldenen Ketten oder mit reichen Heiraten an den Hof, wo sie in einem antimagyarischen Luftkreis leben, sich bald schämen ungarisch zu sprechen und entweder unter deutschen oder französischen Einfluß geraten.

Der ungarische Landtag wird bloß einberufen, wenn man für den Krieg Geld und Soldaten braucht; in Friedenszeiten wird die Rekrutierung und Steuereinnahme auch ohne dessen Bewilligung vollzogen. Besonders hemmend für den geistigen und materiellen Aufschwung des Landes war dessen vollständige Isolierung vom Auslande. Diese Isolierung, welche über ein Jahrhundert dauerte, bewirkte, daß Ungarn noch heute im Westen so wenig bekannt ist. Schon im Jahre 1725 verhindert man die protestantische Jugend, auf fremde Universitäten zu gehen, von wo sie früher, reich an Wissen und von schönen Idealen begeistert, in die Heimat zurückkehrte. Eine bisher ungeahnte Strenge herrscht in der Bücherzensur: die besten deutschen und französischen Werke werden an der Grenze mit Beschlag belegt.

Durch die Schöpfung einer permanenten Armee verzichtet man auf die Dienste des Adels, der alle seine Vorrechte eben aus dem Kriegsdienste zog. Ein ungarisches Bürgertum gibt es noch nicht; der Bauer leistet den Frondienst noch gerade wie im Mittelalter und lebt verkümmert. Er ist der einzige, der jetzt das nationale Idiom rein spricht; die gebildeteren Stände, die sich dessen hier und da bedienen, vermengen dasselbe mit so viel fremden Brocken, daß es fast unkenntlich wird. Der markige Stil eines Pázmány oder eines Zrinyi wird kaum mehr verstanden. Die Landessprache wird zuerst in der Gesetzgebung, dann in der Verwaltung durch das Latein ersetzt. Früher verfaßten selbst die türkischen Paschas ihre Verordnungen in ungarischer Sprache; der Briefwechsel zwischen den österreichischen Generälen und den Kommandanten der ungarischen Festungen wurde in dieser Sprache geführt; der hohe Klerus und besonders die protestantische Hierarchie bediente sich ihrer fortwährend. Im 18. Jahrhundert ändert sich dies alles. Die



Magnaten sprechen Französisch oder Deutsch; die Mittelklasse bedient sich des Ungarischen bloß im Gespräch mit Bauern oder mit Weibern; sonst herrscht das Lateinische. In den Schulen muß das Kind seine Muttersprache vergessen, um das Küchenlatein der Jesuiten zu lernen, das später auch die Protestanten einführen. In keinem Lande Europas hat sich das Latein in gelehrten Werken, in der Beamtenwelt und in der Konversation so stark verbreitet. Am Hofe lernt man viele fremde Sprachen, aber nie das Ungarische; noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist ein Habsburger, der Magyarisch versteht, eine Seltenheit. An der Pester Universität gab es vor 1791 keinen Lehrstuhl für die Landessprache. Es kam endlich so weit, daß gutgesinnte Magyaren sich sträubten, statt des Lateinischen wieder das Ungarische als offizielle Sprache anzunehmen. Der Kampf, den die begeisterten Beförderer der Wiedergeburt in den letzten drei Jahrzehnten dieses und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu führen hatten, der zähe Widerstand, auf den sie stießen, als sie die Pflege der nationalen Sprache und Kultur als einziges Mittel des Fortschrittes empfahlen, findet seinen Grund im gewaltigen Überhandnehmen des fremden Idioms.

Um dieses traurige Bild zu vervollständigen, muß noch bemerkt werden, daß das Land keine eigentliche Hauptstadt, keinen geistigen Mittelpunkt hatte. Pozsony, wo der Landtag sich hier und da versammelte, war eine stockdeutsche Stadt; Pest ist es ungefähr bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts geblieben. Ein Lehrling, der damals aus einem ungarischen Dorfe hierher kam, vergaß in kurzem seine Muttersprache. Der hohe Adel schwärmte fürs Ausland, wo er seine riesigen Einkünfte, dem Schweisse der Leibeigenen abgepreßt, verpraßte; der mittlere Adel, d. h. beinahe das ganze Magyarentum, ist unwissend und rührt sich nicht aus seinem Dorfe; er weiß nicht einmal, was sich im nächsten Komitat zuträgt, geschweige denn in der weiten Welt. An Büchern kauft er jährlich bloß den Kalender und manchmal eine Bibel. Er kann aber seinen Werböczi auswendig und bekümmert sich in den Komitatsversammlungen bloß darum, daß seine Vorrechte: Steuerfreiheit und Frondienst nicht im geringsten verletzt werden. Industrie und Handel können sich der österreichischen Zollpolitik halber nicht entwickeln; dieselbe begünstigt bloß die industriereichen

österreichischen Provinzen und bekümmert sich wenig um den Reichtum, der im fruchtbaren ungarischen Boden liegt. Die Arme fehlen, um ihn ganz zu bebauen; man kann tagelang reisen, ohne eine menschliche Wohnung zu finden. Die riesige Ebene des Tieflandes wird meist überschwemmt, und das stehende Wasser verbreitet allerlei Krankheiten. Die Wege sind in einem elenden Zustande.

All diese Übelstände wirken wie ein Hemmschuh aufs geistige Leben. Rákóczis Niederlage macht die Litteratur verstummen. Statistische Beweise sprechen deutlich dafür. Während in der Periode der Unabhängigkeitskämpfe, zwischen 1697 und 1706, 382 Werke verschiedenen Inhalts erscheinen, so sinkt diese Zahl im Jahre des Szatmärer Friedens (1711) auf drei Broschüren; im folgenden Jahre erscheinen deren fünf; im Jahre 1714 vier, 1715 zwei Bücher; 1716, 1717, 1718 vier Bücher, unter denen ein Neudruck der Károlischen Bibel; im Jahre 1728 vier Katechismen und Gebetbücher! Wir müssen bis zum Jahre 1766 kommen; dann erst finden wir 25 Druckwerke, von denen 17 Übersetzungen liturgischer Schriften sind. Eine Besserung in dieser kümmerlichen Lage wird erst gegen das Ende der Regierung Maria Theresias (1740—1780) bemerkbar, wo ein neuer Geist die Wiedergeburt der ungarischen Litteratur vorbereitet.

Diese Epoche kann blofs einige Litteraten aufweisen, aber auch diese Männer konnten oder wollten ihre Werke nicht veröffentlichen. Sie hätten sonst einigen Einfluß geübt oder doch wenigstens gezeigt, daß auch das heimatliche Idiom schöne Werke hervorbringen kann. Aber es lag wie ein Bann selbst auf diesen Schriften. So finden wir, daß die Gedichte des berühmtesten Schriftstellers dieser Periode, Faludi, erst nach seinem Tode erscheinen (1787), die schönsten Volkspoesien Amades erst im Jahre 1836 und das Hauptwerk der Prosa des 18. Jahrhunderts, die »Briefe aus der Türkei« des Mikes, durch einen Zufall, im Jahre 1794. Das Drama, das blofs in den Schulen der Jesuiten, Piaristen und anderer Orden gepflegt wurde, war schon seiner Beschaffenheit wegen nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Einige dieser Stücke werden erst heute veröffentlicht.

Franz Faludi (1704—1779) ist der Hauptvertreter der

lyrischen Poesie, des Schuldramas und der Erzählung in dieser entnervten Periode. Sein Leben und seine Werke sind das sprechendste Zeugnis für den kosmopolitischen Geist, der damals nicht bloß Ungarn, sondern ganz Europa kennzeichnete, das stark unter französischem oder italienischem Einfluß stand. Faludi trat im sechzehnten Lebensjahre in den Jesuitenorden, studierte in Wien und in Graz, hielt sich fünf Jahre in Rom als Beichtvater für Ungarisch Sprechende in der Peterskirche auf, kam zurück und lehrte an vielen österreichischen und ungarischen Schulen, beaufsichtigte die Druckerei seines Ordens in Nagy-Szombat, wirkte am Wiener Theresianum, endlich als Bibliothekar in Pozsony. Nach der Aufhebung seines Ordens zog er sich in ein ungarisches Städtchen zurück.

Die im 17. Jahrhundert so blühende Volkspoesie hatte auf Faludi wenig Einfluß; selbst wenn er einige Motive derselben benutzt, so kleidet er sie in ein französisches oder italienisches Kleid. Er pflegte besonders die Ekloge und das Idyll, welches Gefsner in Mode gebracht hatte, als Zeichen einer schlaffen, zu jeder großen Tat unfähigen Epoche. Seine Gedichte, ohne inneren Wert, zeichnen sich jedoch durch die harmonische Form aus. Vergleicht man sie mit den lyrischen Gedichten der vorigen Epoche, so erkennt man sogleich den fremden Einfluß. Sie drücken keine erhabenen Gedanken aus, sind aber gut gefeilt, anmutig, leicht schlüpfrig und manchmal auch trivial. Einige drücken religiöse Gefühle und moralische Sentenzen aus. Bei Lebzeiten war Faludi besonders als Erzähler geschätzt. Er schrieb nach den Arbeiten fremder Ordensbrüder — Gracian, Dorell — viele moralische Werke (»Der edle Mann«, »Die edle Frau«, »Der weise und aufmerksame Höfling«, »Der heilige Mann«, »Die Winterabende«). Um die stilistischen Feinheiten der Originale, die moralischen Betrachtungen auszudrücken, fehlten noch die entsprechenden Wendungen und Wörter. Faludis Verdienst ist es, den ersten Versuch dieser Art gemacht und die Sprache durch zahlreiche, gut gebildete Wörter bereichert zu haben. Er schuf, so zu sagen, den Stil für die gute Gesellschaft, reinigte die Sprache von den Latinismen und gab ihr mehr Klarheit und Geschmeidigkeit. Höchst gewandt bediente er sich einiger Formen der Volkssprache und schuf die ersten lesbaren moralischen Werke der ungarischen Litteratur.

Als Leiter so mancher Jesuitenanstalten verfasste er für die Jünglinge einen »Constantin Porphyrogenet«, der den Kampf zwischen Romanus und Phokas, den zwei Erziehern des jungen Kaisers, darstellt und mit dem Sturze des Romanus endigt. Das Stück ist nach allen Kunstregeln aufgebaut, aber ohne Leben; die Leidenschaften drücken sich in guter Sprache aus. Er verfasste auch nach dem Italienischen das Stück »Cäsar in Ägypten«.

An den Jesuiten reiht sich der Soldat: Ladislaus Amade (1703—1764). Er hat im Siebenjährigen Krieg tapfer gekämpft. In seinen Gedichten besingt er die Liebespein, den Frieden des häuslichen Herdes, die erhabenen und kleinlichen Seiten des Soldatenlebens. In diesen Liedern weht ein Hauch der Volkspoesie der Kurutzen; alles ist frisch und gefühlvoll, wenn auch die Form nicht immer gefeilt ist. Diese Lieder wurden im ganzen Lande gesungen; jedoch, wie in früheren Jahrhunderten die Schöpfungen der Volksmuse nicht im Druck erscheinen konnten, so blieben auch diese Lieder bis 1836 ungedruckt. Ein Nachkomme des Dichters sammelte sie und gab sie heraus. Gleich Balassa veröffentlichte auch Amade bei Lebzeiten nur seine religiösen Dichtungen: »Lyrische Seufzer eines frommen Herzens« (1755); dieselben sind jedoch viel schwächer als seine Lieder.

Auch Paul Rádai (1677—1733) verfasste religiöse Lieder (»Geistige Huldigung«, 1715). Er war der treue Diener und Gesandte Franz Rákóczis, der ihn mit diplomatischen Missionen nach Polen, Preußen, Schweden und Rußland schickte. Rádai verfasste die berühmte Proklamation des Fürsten: »Recrudescunt«, die im Lande wie Posaunenschall ertönte; jedoch nach der Niederlage unterwarf er sich, da er sah, daß der Aufstand nunmehr unmöglich sei. Er wurde einer der Urheber der Pragmatischen Sanktion (1723). Seine Kirchengesänge gehören zu den schönsten der protestantischen Kirche. Für die Form diente die unsterbliche Leistung Albert Molnárs als Vorbild; Rádai ist aber oft geschmeidiger.

Ein anderer Anhänger Rákóczis, Klemens Mikes (1690 bis 1761), unterwarf sich dem Szatmárer Frieden nicht, sondern teilte mit seinem Fürsten das Gnadenbrot, das ihm zuerst Frankreich, dann die Türkei bot. Die ungarische Prosa besitzt in Mikes ihren besten Vertreter in dieser Epoche; er ist aber auch eine der sympathischsten Erscheinungen auf litterarischem Gebiete. Im

Lande der Székler geboren, trat er im Alter von siebzehn Jahren in den Dienst des Fürsten. Er war Edelknabe und hatte keinen triftigen Grund, in die Verbannung zu ziehen, aber die unendliche Liebe und Verehrung für Rákóczi bewog ihn, denselben im Unglück nicht zu verlassen. Im Jahre 1713 kam er nach Frankreich, und hier, in der nächsten Umgebung des Hofes, lernte er die französische Litteratur kennen, von der ihn besonders die damals so hochentwickelte Epistolographie, die moralisch-didaktischen und religiösen Werke anzogen. Mikes' Gemüt war echt religiös; nur der Glaube konnte ihm während seines langen Aufenthaltes in der Türkei, von 1717 bis zu seinem Tode, Trost bieten. Er stand einige Zeit mit der Frau des französischen Gesandten in Konstantinopel in Verkehr, die ihm wahrscheinlich die neuesten Pariser Erscheinungen mitteilte. Deren Lektüre reifte seinen Geist und machte ihn zum Schriftsteller.

Nach dem Tode Rákóczis (1735) verwaltete Mikes das kleine Vermögen, das übrigblieb, begleitete den Sohn Rákóczis auf seiner unglücklichen Kampagne in die Walachei und kam nach Rodosto am Marmarameer zurück. Er sah nach und nach die getreuen Ratgeber und Generale seines Fürsten sterben. Gegen Ende seines Lebens ernannte ihn die Pforte zum Vorsteher der kleinen ungarischen Kolonie. Er ruht in fremder Erde, in jenem Hortus Hungarorum, der die Nekropole der letzten Aufständischen wurde. Sein Name war in Ungarn gänzlich unbekannt, als dreiunddreißig Jahre nach seinem Tode eine seiner Handschriften in den Besitz des Journalisten Kulcsár kam, der dieselbe herausgab. Die folgende Generation erkannte in diesem Werke ein Meisterstück der Prosa.

Mikes führte, wie so viele Adelige aus Siebenbürgen, ein Tagebuch seines vielbewegten Lebens; jedoch ist seine Sprache viel harmonischer und fester als diejenige seiner Vorbilder. Er hatte sich eben an französischen Mustern gebildet und wendet statt des Memoirenstils den lebhafteren Briefstil an. Seine »Briefe aus der Türkei« sind an eine Verwandte, die in Konstantinopel gelebt haben soll, gerichtet. Sie wurden jedoch nicht tatsächlich an diese Dame gesandt. Es ist viel wahrscheinlicher, daß Mikes in der Absicht schrieb, dieselben in Ungarn bekannt zu machen. In diesen 207 Briefen erzählt er seine Kindheit, die er in den

Gebirgen seiner Heimat zugebracht hat, und seine Erinnerungen an die Reisen Rákóczis, seinen Aufenthalt am französischen Hof, wo er von Ludwig XIV. in Versailles mit den Zeichen der höchsten Gunst empfangen wurde. Die meisten beziehen sich jedoch auf die Verbannung; wir finden hier ein getreues Bild der Hoffnungen und Enttäuschungen des letzten Fürsten Siebenbürgens. So oft der politische Horizont sich zwischen Österreich und der Türkei verfinstert, hofft Rákóczi noch eine Rolle in Ungarn zu spielen; jedoch mit dem Frieden von Passarovicz ist jede Hoffnung vernichtet. Mikes zeigt uns aber auch sein tiefstes Innere. Als er die Briefe zu schreiben beginnt, ist er siebenundzwanzig Jahre alt; bei den letzten ist er nahe den Siebzigern. In der Jugend ist er noch voll Humor; er nimmt alles von der guten Seite. Die zerfallenen Häuser ohne Fensterscheiben, die ihm die Türken als Wohnung einräumen, können seine gute Laune nicht beeinträchtigen. Aber mit der Jugend verfliegen auch die schönen Träume, und nach dem Tode Rákóczis fühlt er sich ganz einsam. Jetzt möchte er gern in die Heimat zurück, aber die Frist für die Amnestie ist längst verstrichen. Traurig fließen nun die Tage am Meeresstrand. Nur die Pietät hält den Greis noch aufrecht. So mancher Dichter des 19. Jahrhunderts hat diesen Seelenzustand des letzten überbleibenden Magyaren auf türkischem Boden besungen.

Außer diesen Briefen befaßte sich Mikes mit Übersetzungen moralisch-religiöser Werke, von denen sich sein Geist lange genährt hatte. Diese Übersetzungen kamen im Jahre 1873 in die Bibliothek des Nationalmuseums zu Budapest und sind noch unediert. Die meisten sind Übertragungen der Werke des Abbé Fleury; andere sind Katechismen oder Traktate über Moral und Theologie. Nur ein belletristisches Werk findet sich in dieser Masse. Es sind sechs Novellen einer heute gänzlich vergessenen französischen Schriftstellerin, Madeleine Gomez, aus deren »Journées amusantes« sie Mikes übersetzte. Es ist die einzige Übersetzung, die bis jetzt ediert wurde (1879).

Der große Prosaiker konnte demnach auf seine Zeit nicht wirken; er lebte weit von seinem Vaterlande und arbeitete für spätere Nachkommen.

Noch andere Werke dieser Periode sind bloß handschriftlich erhalten. So die große Zahl der Schuldramen, deren Aufführung

zur Mode geworden war. Wir haben schon Faludi als Verfasser solcher Stücke genannt. Die Jesuiten entlehnten die Stoffe meist den italienischen, deutschen oder französischen Ordensbrüdern; man findet jedoch auch einige magyarische Stoffe. Hier kommt besonders Johann Illei in Betracht. Die Pauliner, ein echt demokratischer Orden, pflegten ebenfalls das Schuldrama; sie wandten die Volkssprache an und schrieben aufer Tragödien auch einige komische Intermezzos, wie Melchior Táncz. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens übernahmen die Piaristen die meisten ihrer Schulen und setzten die Aufführungen in nationalerem Sinne fort. Der Professor der Philosophie Bernard Benyák (1745—1829) verfaßte zahlreiche Stücke, unter denen »Joas, König von Juda« und die Umarbeitung der »Mostellaria« des Plautus bekannt sind. Ein wahres dramatisches Talent beweist Stephan Pállya (1740—1802). Jedoch waren diese Stücke bloß den Schülern bekannt; die meisten sind verloren, einige kommen jetzt ans Tageslicht. Die ersten Schauspieler waren Schüler der Jesuiten oder Piaristen. Schon auf der Schulbank hatte sie der Dämon des Theaters ergriffen; sie brachten dann ihr Leben im größten Elend zu, denn nichts war schrecklicher als die Lage der wandernden Schauspieler zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Zeigt demnach die Belletristik in dieser entnationalisierten Epoche nur wenig Vertreter, so kann hingegen die Gelehrsamkeit mit Stolz auf dieselbe zurückblicken. Ein Schriftsteller hat dieses Jahrhundert das goldene Zeitalter der ungarischen Wissenschaft genannt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gelehrten damals Werke geschaffen haben, die noch heute die Grundlage so mancher Disziplinen bilden. Es gilt dies besonders für die Geschichte. Das gelehrte Ausland schöpft noch heute aus ihnen, da sie in lateinischer Sprache verfaßt sind, und kennt sie genauer als die Werke der Historiker des 19. Jahrhunderts, welche sich des nationalen Idioms bedienen. Bod, Bél, Pray, Katona sind in Deutschland und in Frankreich weit besser bekannt als Teleki, Horváth, Pauler und Fraknói.

Die Historiker des 18. unterscheiden sich bedeutend von denen des 17. Jahrhunderts. In der vorigen Epoche ist die Geschichtsforschung meist noch lokal; sie ist besonders siebenbürgisch oder mehr memoirenartig. Jedoch der kritische Geist

## Drittes Kapitel.

# Die Wiedergeburt.

---

Die Erstarrung des nationalen Geistes und der Litteratur hatte ungefähr sechs Dezennien gedauert. Während dieser Zeit der Ruhe bildeten sich jedoch jene Männer, die in der nächsten Periode der Litteratur neues Leben einhauchen, ein Streben und Schaffen hervorrufen sollten, das von nun an nicht mehr unterbrochen wurde. Hat die Renaissance des 15. Jahrhunderts bloß auf eine kleine Zahl von Geistern gewirkt, weil sie ihre Gedanken in fremder Sprache ausdrückte, so ist die zweite Renaissance von nationalem Geiste beseelt und bereitet selbst in politischer Hinsicht den modernen Staat vor. Seit dieser Zeit sind in Ungarn Politik und Litteratur nur selten geschieden. Die Lyrik war schon in den ältesten Zeiten patriotisch; später traten das Drama und der Roman ebenfalls in nationale Dienste. Was die Werke dadurch an rein ästhetischem Wert verlieren, gewinnen sie in hohem Mase durch den Einfluß, den sie aufs Volk ausüben. Das nationale Bewußtsein, die feste Überzeugung, daß Ungarn nur dann seinen Platz unter den gebildeten Völkern Europas einnehmen kann, wenn es sich mit ganzer Seele der Kultur hingibt, und daß diese Kultur ungarisch sein muß: dies drückt der Epoche der Wiedergeburt ihr charakteristisches Merkmal auf. Die ersten Pioniere haben noch große Kämpfe zu bestehen, denn der fremde Geist hatte die oberen und mittleren Schichten des Volkes derart durchdrungen, daß das Losringen nur mit Schmerzen vonstatten ging. Sie mußten gegen die Apathie des hohen Adels, der für die französische oder deutsche Kultur schwärmte, gegen die Unwissenheit des mittleren Standes,



der das Magyarentum vertrat, kämpfen. Der letztere sah in seinen lateinischen Brocken und seinem Werbóczy die Grundstützen des Staates und der Ordnung. Man kann demnach die Verdienste dieser Männer nicht genug schätzen. Künstlerisch stehen sie nicht hoch, desto höher aber als Verbreiter des Lichtes, der die mittelalterliche Finsternis nach und nach verscheuchte. Sie gehen noch in fremde Schulen; sie ziehen jedoch aus den Vorbildern den belebenden Saft und tränken damit den verdorrten Baum der heimischen Litteratur. Und nach fünfundzwanzigjähriger Pflege fängt der Baum an zu blühen, erstarkt in den nächsten fünfundzwanzig Jahren und treibt seine schönsten Blüten in der Periode vor der Revolution des Jahres 1848.

Wenn Schiller mit Recht sagen konnte, daß keines Mediceers Güte der deutschen Kunst lächelte, und daß sie die Blüte nicht am Strahl der Fürstengunst entfaltete, so konnten die Schriftsteller Ungarns noch bitterere Erfahrungen machen. Nicht nur daß der Hof und die leitenden Kreise der jungen Pflanze keine Pflege angedeihen ließen, sie betrachteten dieselbe sogar mit scheelen Augen und trugen viel dazu bei, daß sie sich nicht zu rasch entwickle. Maria Theresia, in deren letzte Regierungsjahre die Anfänge der Wiedergeburt fallen, war den Magyaren nicht übel gesinnt, aber nur so lange sie keine nationalen Bestrebungen an den Tag legten. Einem Hofmann, der sich einst in Ungarn mit der Verwandtschaft Rákóczis rühmte, um sich aus der Klemme zu ziehen, verbot sie dieses Spiel; ihre Jesuiten verstanden es recht wohl, den Geist der Jugend gut monarchisch, d. h. zentralisierend, bürokratisch und militärisch zu leiten. Ihre berühmte *Ratio educationis* (1777), welche den Unterricht auf eine neue Grundlage stellte, räumte dem nationalen Geiste nichts ein, da ja die Landessprache gar nicht gelehrt wurde. Sie lockte die Hauptvertreter des Adels nach Wien, wo sie germanisiert wurden, und als sie im Jahre 1760 die ungarische Leibgarde errichtete, zu der jedes Komitat zwei adelige Jünglinge senden konnte, damit dieselben die höhere Ausbildung und den Schliff erhielten, glaubte man, daß sie den Magyaren eine besondere Gnade erzeigt hatte. Der Zweck war jedoch, diese Jünglinge in der Hofluft und in den aristokratischen Kreisen, welche auf Ungarn lächelnd herabsahen, dem österreichischen Geiste zu gewinnen. Es gelang dies jedoch nicht immer. Eben

aus dieser Leibgarde, welche sah, wie weit ihr Vaterland zurückgeblieben war, gingen die ersten Vorkämpfer für die nationale Sprache und Litteratur hervor. Der Soldatengeist bewirkte hier, was in früheren Jahrhunderten weder Theologen noch Magnaten zustande bringen konnten: die Begründung einer nationalen, auf das ganze Volk wirkenden litterarischen Strömung.

Der Sohn und Nachfolger Maria Theresias, Joseph II., wollte Ungarn wie eine österreichische Provinz behandeln. Er hielt es für unnötig, sich als König krönen zu lassen, und liefs die heilige Stephanskrone, dieses Symbol der magyarischen konstitutionellen Freiheiten, in die Schatzkammer nach Wien bringen. Er verordnete, daß die deutsche Sprache die offizielle Landessprache werde. Das nationale Gefühl brach nun mit aller Heftigkeit hervor, und da es sich weder in der Presse, die damals noch nicht existierte, noch im Landtage, der nicht einberufen wurde, offenbaren konnte, so war es einzig in der Litteratur, wo der Widerstand gegen die antimagyarischen Verordnungen angefacht wurde. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die kirchlichen und sozialen Reformen Josephs II., seine humanen Dekrete zur Erleichterung der Lage des Bauernstandes auch in Ungarn mit Freude begrüßt wurden. Es gab viele liberale Männer, welche die hohen Posten, mit denen der Kaiser sie bekleidete, gern annahmen, um das große Reformwerk, welches sich hauptsächlich gegen die übermäßigen Vorrechte des Adels und des Klerus richtete, zustande zu bringen. Aber die Verordnungen, welche statt der lateinischen Sprache die deutsche einführen wollten, erregten den Widerstand. Auf seinem Todesbette sah sich der Kaiser gezwungen, seine Dekrete aufzuheben, und sandte auch die Krone zurück. Einige Monate vorher war die französische Revolution ausgebrochen. Ihre Wirkung auf die Magyaren ist unleugbar. Auch ihnen hatte sich »das Herz hoch erhoben, die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen, als sich der erste Glanz der neuen Sonne heran hob«. Der denkwürdige Landtag von 1790—91 widerhallte von Reden, die nicht blofs die von Joseph II. erlittene Schmach, sondern auch die Einnahme der Bastille beeinflussten. Während der Regierung Leopolds II. (1790—1792) erschien eine Menge politischer Broschüren, welche auf die wichtigsten Reformen drangen. Der Landtag zeigte sich liberal, besonders in Glaubenssachen. Die Autonomie

der protestantischen Kirche und ihrer Schulen wurde gesetzlich anerkannt, und während unter Maria Theresia kein Protestant ein höheres Amt bekleiden konnte, wurde jetzt die Gleichberechtigung der christlichen Kulte ausgesprochen. Auch die nationale Sprache erhielt einige Garantien.

Jedoch dauerte die liberale Regierung Leopolds nicht lange. Sein Nachfolger Franz I. (1792—1835), den Einfluß Frankreichs auf seine Länder befürchtend, bekämpfte mit allen Kräften die neuen Ideen. Das Wort »Konstitution« flößte ihm Schauer ein. Durch seine Zensur, seine unerbittlichen Maßregeln, seinen autokratischen Geist wurde Ungarn wieder isoliert. Die von Martinovics organisierte demokratische Bewegung wurde im Blut erstickt. Die Hauptvertreter der damals noch sehr jungen Litteratur wurden eingekerkert, weil sie einen republikanischen Katechismus, der in Fragen und Antworten die Prinzipien des modernen Staates enthielt, abgeschrieben hatten. Nach der Unterdrückung dieser »Verschwörung«, die im Grunde eine unschuldige Bewegung war (1795), trat ein wahrer Terrorismus ein. Die napoleonischen Kriege kosteten Gut und Blut. Das Land gab beides, ohne besondere Begeisterung, denn die Sympathien für die durch die Franzosen vertretenen Ideen waren noch immer groß; als jedoch Napoleon aus Schönbrunn seine berühmte Proklamation an die Magyaren richtete (1809), blieb das Land gegen diese Verlockungen taub, denn der magyarische Geist ist jeder Konspiration abhold; wenn man seine Rechte schmälert, empört er sich frei und offen. Die Gemüter blieben jedoch verbittert. Der Staatsbankrott (1811) und das Metternichsche Regierungssystem trugen reichlich das Ihrige dazu bei. Die Schriftsteller, welche indessen an fremden Modellen groß geworden waren und echt magyarische Schöpfungen hervorbrachten, fingen an zu verzweifeln. Sie befürchteten, daß es Metternich gelingen werde, die zentralisierte Monarchie zu verwirklichen, in der Ungarn, seiner Rechte verlustig, bloß als eine Provinz betrachtet werden würde. Trotz der schönen Versprechungen zu Zeiten der Not, als es galt, den großen Kosen zu bekriegen, blieb die Autokratie allen Anforderungen gegenüber taub. Kein Landtag wurde mehr einberufen; ohne gesetzmäßige Bestimmung hob man Truppen aus, trieb man Steuern ein. Endlich hatten einige Komitate den Mut, Blut- und Geldsteuer zu versagen. Die Gärung wurde all-

gemein. Unter solchen Anzeichen wurde dann der Landtag im Jahre 1825 einberufen. Mit ihm beginnt für das politische und litterarische Ungarn eine neue Epoche.

In der Epoche der Wiedergeburt stehen die ersten Pfleger der Litteratur noch unter fremdem Einfluß. Man pflegt gewöhnlich eine französische, eine lateinische und eine deutsche »Schule« zu unterscheiden, an die sich dann die Vertreter der volkstümlichen Richtung anschließen. Eine derartige Einteilung hat den Vorteil, der Darstellung einer höchst verwickelten Entfaltung eine gewisse Klarheit zu geben. Man darf jedoch nicht glauben, daß die Anhänger einer Schule von der anderen keine Kenntnis nahmen. Hatte jede ihre beliebten Vorbilder, so war keine dieser »Schulen« ausschließlich einer Litteratur ergeben. Die »Franzosen« mit ihrem Führer Bessenyei, die ihre Wirksamkeit in Wien begannen, kannten die deutsche Litteratur ebensowohl wie die »Deutschen« mit Kazinczy an der Spitze die französische; die »Lateiner« pflegten nicht bloß Horaz und seine Versmaße, sie waren auch in den modernen Litteraturen so ziemlich einheimisch; und selbst die »Volkstümlichen« ahmten deutsche und französische Werke nach, wie dies bei Dugonics, bei Csokonai und Fazekas der Fall war. Mit Sicherheit kann man bloß behaupten, daß in chronologischer Ordnung die Franzosen den größten Einfluß übten. Weimar kam erst einige Jahrzehnte später in Betracht. Die Wiedergeburt der Litteratur ging nämlich von der Leibgarde in Wien aus. Im Jahre 1760 geschaffen, trat eines ihrer Mitglieder zwölf Jahre später mit ungarischen Werken auf. Wien stand damals bekanntlich unter französischem Einfluß. Nicht bloß die Werke Voltaires, Rousseaus und der Enzyklopädisten taten hier, wie im übrigen Europa, ihre Wirkung, sondern auch das gesellschaftliche Leben wurde dank dem Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen, und seiner französischen Umgebung von diesem Geiste beherrscht.

Zu welcher Schule auch die ersten Pfleger gehören, so waren sie meist Übersetzer oder Überarbeiter. Bei jedem Volke fängt die Litteratur mit diesem Handwerk an. So sehen wir auch hier in den ersten dreißig Jahren wenig Hervorragendes. Man kann die Weite des Gesichtskreises, nach einem völligen Sinken der Litteratur, bewundern, aber Tiefe und Schönheits-

form mangeln noch. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist das Werk der »Politur« der Sprache beendet, und wir sehen selbständige Künstler, welche jedoch einige Fäden mit den genannten vier Richtungen verbinden. So bringt die französische Richtung ihre schönsten Blüten bei Alexander Kisfaludy, die lateinische beim Odendichter Berzsenyi, die volkstümliche bei Csokonai und endlich die deutsch-klassische, der auch die Reform der Sprache zu verdanken ist, bei Kőlcsey hervor.

Als die jungen Mitglieder der Leibgarde an den glänzenden Wiener Hof kamen, sahen sie bald ein, wie wenig sie in ihren Kollegien gelernt hatten, wie wenig sie fürs Leben und für die Gesellschaft ausgestattet waren. Was nützte ihnen ihr Latein und ihr theologisches Wissen in einer Mitte, wo Voltaires Geist herrschte? Sie sahen mit Beschämen, wie weit sie zurückstanden, und die Mutigsten unter ihnen machten sich bald ans Werk und bildeten eine kleine Gesellschaft zur Pflege der magyarischen Litteratur. Dies war damals in Wien eher möglich als in Ungarn selbst. Im Vaterlande gab es überhaupt keinen litterarischen Mittelpunkt; fremde Werke drangen schwer über die Grenzen. In Wien hingegen lebten viele gebildete Magyaren. Der geistige Luftkreis war einem solchen Unternehmen dort viel günstiger als auf heimatlichem Boden. Erschienen doch später die ersten ungarischen Zeitungen in Wien! Die Schriftsteller, welche auf diesen Kreis besonders wirkten, waren nicht die klassischen Muster des Jahrhunderts Ludwigs XIV., sondern die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, besonders Voltaire. Neben seinen Tragödien und Dichtungen las man auch die weinerlichen Lustspiele, welche durch La Chaussée, Destouches, Falbaire und Mercier vertreten, im Hofrat von Gebler, dem Genossen Sonnenfels', einen Nachahmer fanden. Von den Dichtern waren es noch die Vertreter der sogenannten *poésie légère*: Dorat, Colardeau, d'Arnaud; jene leichtgeschürzte Muse, bald sentimentalisch, bald melancholisch gestimmt, die keine höhere Reflexion verlangt, auf den Leser angenehm wirkt und leicht nachzuahmen ist. An Prosaschriften lieferten Voltaire, Rousseau, Montesquieu und die Enzyklopädisten die hervorragendste Lektüre. Dies war die geistige Nahrung der Anhänger dieser Richtung. Eine kurze Analyse ihrer Werke wird uns zeigen, wie sie dieselbe für Ungarn geltend machten.

An der Spitze dieser Schule und zugleich der Wiedergeburt steht Georg Besenyei (1747—1811), weil er die erste Schrift, welche den Geist dieser Litteratur widerspiegelt, im Jahre 1772 in Wien herausgab. Besenyei wurde in einem stockungarischen Komitat von protestantischen Eltern geboren. Die Ahnen fochten unter der Fahne der Verteidiger der Freiheit; die vielen Aufstände hatten die Familie in Armut gestürzt. Der junge Besenyei studierte einige Jahre in Sárospatak, der berühmten Schule der Reformierten, wo er recht viel von Cicero und Nepos, aber kein Wort von der heimatlichen Geschichte hörte. Er mußte schon mit dreizehn Jahren die Schule verlassen und kam in seine Familie zurück, wo er zu einem prachtvollen Jüngling heranwuchs. Er war schön wie Meleager, sagt Kazinczy von ihm. Er kam nach Wien zur Leibgarde (1765), wo seine athletische Gestalt in der hohen Gesellschaft auffiel; aber er sah bald ein, daß er sich weiterbilden müsse. Im Wachzimmer las er mit einigen Kameraden die französischen Schriftsteller, lernte fremde Sprachen und Musik und besuchte fleißig das Theater. Im Jahre 1773 verließ er den Militärdienst, blieb jedoch in Wien, wo er einige junge Kräfte um sich grupperte, welche die Besenyei-Gesellschaft bildeten. Er wollte der Voltaire Ungarns werden. Da er arm war, vertrat er zuerst als Agent der protestantischen Kirchen beim Hof, wo er immer Einlaß fand, die Interessen seiner Glaubensgenossen; jedoch verlor er bald dieses Amt wegen seiner freien Anschauungen und fiel als Opfer des Proselytismus der Kaiserin. Sie belohnte seine Bekehrung zum Katholizismus mit einer Pension und einer Ehrenstelle an der Hofbibliothek. Jedoch bewilligte Joseph II. diese Pension nicht, und Besenyei mußte gebrochenen Herzens die Stadt verlassen (1784), an die ihn seine schönsten Erinnerungen knüpften. Er zog sich auf ein kleines Landgut (puszta) im Komitat Bihar zurück, wo er verkümmerte. Voltaire und Montesquieu lesend oder bearbeitend, konnte er in dieser Zurückgezogenheit nichts mehr veröffentlichen; er schrieb ein Werk nach dem anderen, die Zensur verbot jedoch die Drucklegung. Als er starb, war er von der jüngeren Generation ganz vergessen. Er blieb Voltairianer bis ans Ende seines Lebens. Erst im Jahre 1883 wurde ihm ein bescheidenes Grabmal und jüngst von seinem Geburtskomitat in Nyiregyháza ein Standbild errichtet (1899).

Wie sein Vorbild Voltaire hat sich Bessenyei in den verschiedensten Gattungen versucht. Er schrieb Tragödien und Komödien, poetische Fpisteln an seine Freunde, behandelte Tagesfragen in kleineren Aufsätzen, machte einige Ausflüge ins Gebiet der Geschichte, predigte in riesig langen Gedichten die Aufklärung und die Toleranz. Seine fruchtbringende Tätigkeit fällt zwischen 1772 und 1782, wo er eine Reihe von Werken veröffentlichte, die für das Erwachen der Litteratur von der größten Wichtigkeit waren und besonders durch die Ideen wirkten. Was er auf der Puszta schrieb, blieb meist Manuskript, konnte demnach nicht wirken. Einiges wird heute herausgegeben und hat mehr gelehrtes Interesse.

Auf dramatischem Gebiete gab er in rascher Reihenfolge: »Agis«, »Ladislaus Hunyadi«, »Attila und Buda«, drei Voltairesche Tragödien; ferner zwei Lustspiele: »Der Philosoph«, »Lais«. — Agis, mit dem die Litteraturgeschichte die Wiedergeburt datiert (1772), erzählt in heftigen Tiraden gegen die schwachen und schlechtberatenen Könige, gegen die Priester, die das Volk täuschen, gegen die Hofschmarotzer die aus Plutarch bekannte Geschichte der zwei spartanischen Patrioten Agis und Kleombrot, welche als Opfer ihrer demokratischen Ideen fielen. Die Episode wurde schon im 17. Jahrhundert in Frankreich auf die Bühne gebracht; auch Gottsched hatte sie dramatisiert, und dieses Stück war in Wien nicht unbekannt. Jedoch hat Bessenyei keines dieser Muster slavisch nachgeahmt; nur die Schlussszene »Die Klage der Agiaris«, die im Mausoleum des Agis spielt, erinnert lebhaft an die bekannte Szene der Voltaireschen Semiramis. Von dramatischem Standpunkt hat das Stück keine besondere Bedeutung; blofs die Sprache zeigt an einigen Stellen Kraft und Glut. Die beiden folgenden Stücke sind der heimatlichen Geschichte entlehnt; das erstere will den Konflikt des Magyarentums mit dem fremden Elemente auf ungarischem Boden zeigen. Es fehlte aber Bessenyei an Begabung, dies bühnngemäfs zu behandeln. Ebenso verfehlt ist der Versuch im letzteren Stück, das den Bruderzwist der Hunnenkönige behandelt. Man sieht, dafs diese Tragödien nicht für die Bühne geschrieben waren; es gab damals noch kein Theater in Ungarn. Es sind Buchdramen, welche blofs zeigen wollen, dafs die Sprache schon fähig ist, hohe und erhabene Gedanken auszudrücken. — Von den beiden Komödien

wurde »Der Philosoph« — das erste regelrechte ungarische Lustspiel (1777) — im Jahre 1792 von der ersten ungarischen Schauspieltruppe in Buda dreimal aufgeführt. Ein Stück des Destouches (*L'homme singulier*) diente als Vorbild, jedoch bewahrt das Werk eine gewisse Originalität, dank der Rolle des ungarischen Landjunkers Pontyi, dessen ungehobeltes Wesen und Unwissenheit in der feinen Gesellschaft ein fortwährendes Gelächter erregen. Bessenyei wollte in ihm den ungarischen Dorfadel, der isoliert auf seinem Gute lebte und nichts von der Welt wissen wollte, persiflieren. Das Stück hat übrigens keine Handlung und besteht aus Gesprächen zwischen drei Liebespaaren, die dem gebildeten Stande angehören, wo selbst die Herzensangelegenheiten nach philosophischen Prinzipien behandelt werden. — Die jüngst von Béla Lázár herausgegebene »Lais« (1899) ist ganz nach dem Muster der französischen Komödie des 18. Jahrhunderts gemodelt; das Original ist jedoch bis jetzt nicht bestimmt worden. Lais ist eine reiche Jungfrau, die von der Heirat nichts hören will. Drei Freier werben um ihre Hand: ein Minister, ein neugebackener Adeliger und ein armer, aber sehr verdienter Jüngling. Nach vielen Intrigen, die besonders von Dienern und Kammermädchen in Szene gesetzt werden, beglückt die schöne Lais den armen, beinahe schon verzweifelten Freier. Die beiden Lustspiele zeigen mehr dramatisches Talent als die Trauerspiele.

In den anderen poetischen Werken spricht der Moralist und Philosoph. Der Dichter ringt noch oft mit der Sprache, jedoch finden wir in den Episteln, die er an seine Kameraden in der Leibgarde oder an sonstige Musensöhne schrieb, einige Beschreibungen, welche von einem tiefen Gefühl für Naturschönheiten zeigen. Der Tod einer berühmten Tänzerin in Wien entringt ihm eine schöne Klage, der Brand von Debreczen ein inniges Mitleid. Jedoch ist die Muse Bessenyeis meist der reine Menschenverstand. Er predigt die Aufklärung, ohne sich jedoch den Spott Voltaires anzueignen. Er verachtet den Mummenschanz, hütet sich aber, am Glauben selbst Kritik zu üben. Er bearbeitet nach seiner Weise Popes »*Essay on man*«, jedoch wie es damals Sitte war, nach französischen Übersetzungen, besonders derjenigen Voltaires; er gibt den ersten Gesang von Lukans »*Pharsalia*« nach der Übertragung Marmontels und schreibt auf



seiner Einsiedelei eine riesige philosophische Kompilation von über zehntausend Versen unter dem Titel: »Das Licht der Natur oder der gesunde Verstand«. Dieses jüngst (1898) veröffentlichte Gedicht beginnt mit der Geburt des Menschen und führt ihn durch alle sozialen Stände, zeigt ihn in seinem Verhältnis zur Natur, im Streit mit religiösen und politischen Leidenschaften, geleitet ihn als Bürger eines Staates und verläßt ihn erst beim Grabe. Bessenyei will die Weltharmonie erklären; dabei gerät jedoch sein stark religiöses Gefühl mit den Voltaireschen Ideen oft in Widerspruch. — Nach dem Beispiel der Henriade besang er auch Mathias Corvin; von diesem Gedichte wurden jedoch bloß einige Bruchstücke im »Ungarischen Museum« (1788—89) veröffentlicht.

Die prosaischen Werke Bessenyeis sind meist noch unediert, denn die Zensur unter Franz I. erlaubte nicht den Druck. Der erste Roman: »Die Amerikaner« wurde in deutscher Sprache verfaßt, jedoch ist das Original verschwunden und kann bloß nach der Übersetzung, die der junge Kazinczy (1776) davon verfertigte, beurteilt werden. Er ist im Geist des Ingénu abgefälscht und stellt dem Fanatismus der Türken die Mildtätigkeit der Christen entgegen. — »Die Reise des Tarimenes« ist ein riesiger Roman, den Bessenyei zwanzig Jahre nach seinem Übertritt zum Katholizismus schrieb. Unter fremden Namen erkennen wir Maria-Theresia, Friedrich den Großen, van Swieten und die Gesellschaft von Schönbrunn. Der Verfasser predigt darin die Toleranz, zeigt sein politisches Ideal, die konstitutionelle Monarchie, spricht von der übergroßen Macht des Klerus und beklagt das traurige Schicksal der Leibeigenen. — Von den historischen und moralischen Schriften bietet der »Einsiedler von Bihar« (1794) eine Reihe von Aufsätzen nach dem Muster des »Dictionnaire philosophique« von Voltaire; »Allerlei« (Holmi, 1779) gibt fruchtbare Gedanken über das Verhältnis der Sprache zur Dichtung. Diese Gedanken waren damals neu für Ungarn. Bessenyei drang nämlich auf eine Poesie, die die Kraft und Energie des ungarischen Charakters ausdrücke. Nur schön-geschriebene Werke, sagte er, können wirken und bleiben unsterblich; für die Nachkommen müssen die erhabenen Gedanken in einer erhabenen Sprache dargestellt werden. — Andere Aufsätze und Werke (»Der gesetzliche Stand Ungarns«, »Europas

Gestalt im 11. Jahrhundert«, »Über die Gebräuche, Sitten, Verfassung und Gesetze der ungarischen Nation«, »Johann Hunyadi« [1778], »Römische Geschichte«) sind teils von Voltaire, teils von Montesquieu beeinflusst; man sieht jedoch überall das Bestreben, die ungarischen Verhältnisse in französischer Beleuchtung zu erklären; auch gibt der Verfasser sehr zu beherzigende Ratschläge zur Abschaffung so mancher Übel des feudalen Staates. All dies blieb jedoch im Pult. Es ist das Verdienst Zoltan Beöthys, aus den Handschriften die wahre litterarische Bedeutung dieses leitenden Geistes gezeigt zu haben.

Das ganze Wirken Bessenyeis beweist, daß Ungarn seine Sprache und Litteratur »polieren« muß, wenn es je eine Rolle zwischen dem gebildeten Westen und dem noch barbarischen Osten spielen will. Die Augen auf die französische Akademie gerichtet, entwirft er in seinen Flugschriften: »Magyarisation« (1778) und »Frommer Wunsch« (1790) den Plan einer gelehrten Gesellschaft, welche alle Kräfte der Nation vereinige und durch ihr Beispiel aufs Land wirke. »Solange wir keine Akademie haben«, klagte er, »können wir fremde Sprachen sprechen, fremde Litteraturen nachahmen; wir werden aber den ungarischen Genius nicht aus der Finsternis hervorlocken. Die Wissenschaft verbreiten, heißt das Land glücklich machen, aber der Schlüssel zur Wissenschaft ist die Sprache. Ein Volk lebt nur in seiner Landessprache.« Diese Gedanken sollten jedoch erst vierzig Jahre später in Erfüllung gehen. Für ihn und seine Genossen handelte es sich vor allem darum, das vernachlässigte Idiom derart zu verfeinern, daß es imstande sei, alle litterarischen Gattungen auszudrücken. Deshalb legten sie das Hauptgewicht auf die Übersetzung und Bearbeitung. Das fremde Werk sollte mit allen seinen Vorzügen verpflanzt werden. Wird einmal die Sprache einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, so können originale Geister ungarische Meisterwerke schaffen. Und Bessenyei erreichte sein Ziel. Schon vor seinem Tode sah man beachtenswerte Leistungen; ferner drang durch die zahlreichen Übersetzungen der Gedankenschatz des Westens in das bis dahin isolierte Land und wirkte befruchtend auf die folgende Periode ein. Der Mahnruf, der von Wien ausgegangen war, fand in Ungarn einen starken Widerhall.

Anfangs wirkten die Schriften Bessenyeis bloß auf die Ge-

bildeten. Er eiferte jedoch die Mitglieder der Garde an, denn unter ihnen fanden sich Männer, die mit weniger weitem Gesichtskreis ausgestattet, mehr Sinn für die Bedürfnisse des lesenden Publikums hatten. Mit ihren Übersetzungen verfeinerten sie die Sprache und gaben neben Voltaire auch anderen Schriftstellern Raum. So Alexander Báróczy (1735—1809), der schon vor Bessenyei in die Garde aufgenommen wurde und seine ganze Laufbahn in derselben machte. Er war ein Siebenbürger, also aus einer Gegend, wo französische Litteratur und Sitten schon seit dem 17. Jahrhundert einheimisch waren. Von der Natur stiefmütterlich behandelt, verdankte er es hoher Protektion, unter die schönen Jünglinge, für die Wien »weder Capua noch Sybaris« wurde, aufgenommen zu werden. Er führte die französische erzählende Litteratur ein. Er ging bis ins 17. Jahrhundert zurück und wählte einen jener langatmigen Ritterromane, welche im Zeitalter Ludwigs XIV. von der eleganten Welt gelesen wurden und noch im 18. Jahrhundert in verkürzten Ausgaben eine angenehme Lektüre boten. Nach einer solchen Ausgabe übersetzte er die »Cassandra« des La Calprenède (1774). Hierauf folgten Marmontels »Moralische Erzählungen« (1775). Der junge Kazinczy, ein feiner Kenner in Sprachsachen, war voll Begeisterung, als er diese Übersetzungen las. Nie hatte die Sprache eine solche Feinheit, einen solchen Adel erreicht. Als er es später selbst mit Marmontel versuchte, widmete er seine Übersetzung dem Meister, der ihn entflammt hatte. Er stellt ihn als Stilist hoch über Bessenyei, denn Báróczy hatte einen Reiz, den die pausbäckige Muse des ersteren, welche mehr einem ungarischen Mädchen der großen Tiefebene als einer wohlherzogenen Dame gleicht, nicht besaß. Fünfzehn Jahre feilte Báróczy an seiner Übersetzung, und nur auf Bitten seiner Freunde entschloß er sich, dieselbe herauszugeben. Er übersetzte noch die »Moralischen Briefe zur Bildung des Herzens« von Dusch, demselben, den Lessing wegen seiner schlechten Übersetzung der »Georgica« so heftig angriff. — In einem Dialog: »Die Verteidigung der ungarischen Sprache« (1790) tritt er auch gegen den allgemeinen Gebrauch des Lateinischen auf, das damals als Palladium der Nationalität galt. In seinem Alter ergab sich Báróczy der Alchimie, einer Modebeschäftigung der höheren Kreise Wiens. Er suchte den Stein der Weisen und trat in eine Freimaurerloge.

Dies erklärt seine letzte Übersetzung eines anonymen Werkes: »L'Adepte moderne«, welche ein Jahr nach seinem Tode erschien.

Báróczys Verdienst ist es, den Weg zum Übersetzen der Romane gezeigt zu haben. Französische und deutsche Werke drangen jetzt in ziemlich großer Zahl nach Ungarn; man übertrug auch die sentimentalischen Geschichten Arnauds, eines beliebten Gastes am Berliner Hofe, sowie seine weinerlichen Schauspiele: »Euphémie«, »Der Graf von Comminge«. Die Heroiden von Colardeau, Dorat und Blin de Sainmore blieben nicht unbekannt, damit auch die ungarischen Mädchen ihre Tränen dem Schicksale Heloïsens und Abälards zollen konnten. Diese Übersetzungen stehen zwar an Wert denjenigen Báróczys weit nach, sie bahnten jedoch das Verständnis der »Neuen Heloïse« und der »Leiden des jungen Werther« an.

Mit Bessenyei und Báróczy wird in jener Zeit immer Abraham Barcsay (1742—1806) genannt. Er stammte aus einer siebenbürgischen Fürstenfamilie, war schön wie Antinous und stand in freundschaftlichem Verhältnis zu der schriftstellernden Leibgarde. Er schrieb oft poetische Episteln an dieselbe, wollte jedoch nichts herausgeben, bis ihn endlich der Sprachforscher Révai bat, seine Gedichte veröffentlichen zu dürfen (1789). Diese Briefe zeichnen sich durch einen leichten, einschmeichelnden Ton aus; Voltaire, aber auch Dorat, Colardeau und Chaulieu waren die Muster. Wir sehen in ihnen einen seinen Stand liebenden Soldaten, der für die Schönheiten der Natur sehr empfänglich ist. Neben den philosophischen und didaktischen Poesien Bessenyeis sind diese geschmeidigen, künstlerischen Strophen das Beste, was die Leibgarde in dieser Hinsicht leistete.

Mit Barcsays Gedichten gab Révai zugleich Laurenz Orczys (1718—1789) heraus. Er gehört wohl einer älteren Generation an, schrieb jedoch lange nur für sich. Auf Anreiben Bessenyeis entschloß er sich aus der Dunkelheit hervorzutreten. Soldat während des Siebenjährigen Krieges, zog er sich mit dem Range eines Generals zurück, wurde Obergespan und lebte dann als »Philosoph«. Er kannte Voltaire schon vor Bessenyei; er schöpft aus ihm seinen Haß gegen den Fanatismus und aus Rousseau seine Liebe zur Natur. Er hat auch viel Mitleid mit dem armen Bauernvolk, geht jedoch in seinem

Liberalismus nicht allzuweit. Gelungen sind seine Bilder aus der Puszta; die Beschreibung der »Csárda (Heideschenke) von Bugacz« ist ein sehr schönes Genrebild. Er ahmt auch oft die Satiren Boileaus nach, denn er war ein Feind aller Neuerungen in Sitte und Mode.

In jenen Tagen der Wiedergeburt drang die französische Litteratur so gewaltig ins Land, daß einige Schriftsteller neben ihren ungarischen Schriften auch Gedichte und prosaische Werke in französischer Sprache veröffentlichten. Die berühmtesten unter ihnen sind die Grafen Josef Teleki (1738—1796) und Johann Fekete (1741—1803). Der erstere stammt mütterlicherseits von Paul Rádai ab; er selbst wurde der Ahne mehrerer Teleki, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in Litteratur und Wissenschaft einen schönen Namen machten. Er studierte auf schweizerischen und holländischen Hochschulen und bekleidete unter Joseph II., der den Protestanten die höheren Ämter erschloß, die Würde eines Obergespanns. Seine Gedichte sind von kalvinistischem Geiste beseelt; er haßt die Gottlosigkeit und vertritt in Ungarn den ernstesten Zug des französischen Geistes. Er lobt die Moralität, und in seinem Trauergedicht über den Tod seiner Schwester drückt er schöne philosophische Gedanken aus. Sein französisches Werk: «Essai sur la faiblesse des esprits forts» (Leyden 1760, Amsterdam 1761) ist eine versteckte Polemik gegen Voltaire und eine Apologie Rousseaus, der, wie man behauptet, die Absicht gehabt hat, eine neue Auflage desselben zu besorgen.

Fekete bildet den größten Kontrast zu Teleki. Im Wiener Theresianum erzogen, trat er in die Armee, verließ sie jedoch bald unter Joseph II., reiste in Europa umher, nahm am Landtage 1790—91 teil, wo er wegen seiner heftigen Reden der »Mirabeau von Arad« benannt wurde, lebte als Epikureer auf seinem Schlosse, nachdem er sein riesiges Vermögen vergeudet hatte. Er war der einzige ungarische Korrespondent Voltaires. Wie Friedrich der Große, wie so manche Fürsten und Adelige legte auch er seine französischen Versuche dem Patriarchen von Ferney vor, indem er dieselben immer mit Hunderten von Flaschen des besten Tokaierweins begleitete. Der Briefwechsel ist höchst interessant; er zeigt die unendliche Verehrung für Voltaire und die Art, wie dieser es verstand, die ihm übersandten Gedichte

Horaz nach. Wie seine Vorgänger übersetzte auch er Heroiden von Colardeau und Dorat, aber seine Originalverse zeigen eine größere Mannigfaltigkeit in den Rhythmen, sind weniger monoton als die Alexandriner seiner Vorbilder in der Leibgarde. Die Melancholie zeigt sich auch bei ihm, jedoch in einem minderen Grade als bei Ányos; er drückt sie nicht in langen Episteln, sondern in kurzen Stofsseufzern aus. Die Formgewandtheit gefiel Kazinczy, der seine Gedichte sammelte und herausgab (1813).

Man kann auch den Kaschauer Dichterkreis zu den Anhängern der französischen Schule zählen, wohl nicht wegen der Form seiner Dichtung, als vielmehr der liberalen Ideen halber, die die Mitglieder dieser kleinen Gruppe beseelte. Kassa war von jeher ein geistiger Mittelpunkt. Die Bildung hatte daselbst einen höheren Grad erreicht als in den meisten Städten Ungarns. Als Hauptquartier Franz Rákóczis erhielt es eine gewisse Bedeutung. In seinem Komitatshause ertönten oft die heftigsten Reden gegen die Willkür der Wiener Politik. Der liberale Geist, der sich unter der Regierung Josephs II. und besonders nach dem Sturze der Bastille in Ungarn regte, fand hier seine beredtesten Anhänger. Er wurde damals und auch in den folgenden Perioden meist durch die Schriftsteller verstärkt und verbreitet. Es ist demnach kein bloßer Zufall, daß die vier bekanntesten Dichter dieses Kreises in den politischen Prozeß des Martinovics, die sogenannte ›Verschwörung‹, verwickelt waren. Alle vier wurden auf kürzere oder längere Zeit eingekerkert und büßten so ihre Freiheitsliebe in den verpesteten österreichischen Kasematten. Einer von ihnen starb daselbst im Alter von 28 Jahren. Diese Vorkämpfer des liberalen Geistes reißen sich demnach an die politischen Schriftsteller dieser Zeit; während jedoch die Werke eines Alois Batthyány, Martinovics und Hajnóczy in lateinischer Sprache erschienen, verkündeten die Kaschauer das neue Evangelium in ungarischer. Es waren Kazinczy, Bacsányi, Verseghy und Szentjóni Szabó; der erstere jedoch, der sich mit Bacsányi bald überwarf, wurde später der Begründer einer neuen Richtung in der Litteratur. Hier kommen demnach bloß die drei letzteren in Betracht.

Johann Bacsányi (1763—1845) war der Sohn armer Bauern und blieb sein ganzes Leben lang Demokrat. Er hatte sich aber als Erzieher im Hause Orczys die feinen Manieren an-

geeignet und wurde von der aristokratischen Gesellschaft gut aufgenommen. Nach dem Tode seines Zöglings kam er nach Kassa als Finanzbeamter. Dort gründete er mit Kazinczy und Baróti Szabó eine ungarische Gesellschaft und gab das »Ungarische Museum« heraus (1788), eine Zeitschrift, welche die Interessen des Magyarentums verteidigen und die Litteratur im nationalen Sinne entwickeln sollte. Bacsányi veröffentlichte daselbst, nach der Einnahme der Bastille, einen herben Mahnruf an die Könige und Adligen. Die damalige Zensur, ein wenig liberaler, liefs die Strophen drucken, jedoch machte man unter Franz I. gegen den Dichter diesen Ausfall geltend; er wurde als Jakobiner betrachtet und seines Amtes entsetzt. Die Polizei überwachte ihn, und als Martinovics und seine Genossen verhaftet wurden, kam auch er ins Gefängnis. Er konnte wohl seine Unschuld beweisen, jedoch liefs er in seiner Verteidigungsrede seinen liberalen Ideen freien Lauf, und das Gericht, das in diesem ganzen Prozesse einen gar zu knechtischen Sinn bewiesen hatte, verurteilte ihn zu einem Jahre Gefängnis. In Kufstein safs er mit Verseggy und Szentjóbi. Hier dichtete er seine schönsten Elegien. (»Nachsinnen«, »Der Gefangene und der Vogel«, »Pein«, »Der Leidende«.) Vom Kerker befreit, nahm er in Wien ein bescheidenes Amt bei der Staatsbank an, um so vor den Argusaugen der Polizei gesichert zu sein. Hier pflegte er Verkehr mit den Mitgliedern der Leibgarde, aber auch mit den Wiener litterarischen Kreisen und heiratete die Tochter eines Archivars, die als Dichterin bekannte Gabrielle Baumberg. Sein Glück sollte jedoch nicht lange dauern. Mit dem Einzug Napoleons in Wien (1809) wandte sich sein Geschick. Man sagt — bis heute ist die Sache noch nicht klar gestellt — dafs er die Proklamation Napoleons an die Magyaren ins Ungarische übersetzt habe; gewifs ist jedoch, dafs er mit den französischen Truppen Wien verlies und nach Paris ging, wo er von Napoleon ein Gnadengehalt erhielt. Kaum zogen die Alliierten in Paris ein, so wurde Bacsányi gefangen genommen, zuerst auf dem Spielberg eingekerkert und dann in Linz interniert, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb. Die Regierung erlaubte ihm jedoch seine französische Pension zu beziehen.

In Wien hatte Bacsányi das Jahrbuch »Minerva« gegründet, wo er die Gedichte des Ányos herausgab (1798); aber in

späteren Jahren war er, besonders durch die Machtstellung, die Kazinczy übte, halb vergessen. In seinen Gedichten zeigt sich der französische Einfluß besonders in den Gedanken. Wohl schrieb er Episteln wie seine Vorgänger, aber in den seinigen ist es besonders das Streben des Magyarentums, welches mit den politischen Strömungen in Einklang gebracht wird. Er ist der erste politische Dichter Ungarns. Er hat auch durch seine ästhetischen Aufsätze gewirkt. Immer drang er auf nationales Wesen, in der Litteratur wie in der Gelehrsamkeit. Er führte auch durch einige gewandte Übersetzungen Ossian in Ungarn ein und war der erste, der in einer französischen Zeitschrift (*»Mercuré étranger«* 1813, 1814) einige Artikel über ungarische Litteratur veröffentlichte.

Sein Kampfgenosse Franz Verseghy (1757—1822), der seine Teilnahme am Liberalismus durch eine neunjährige Kerkerstrafe büßen mußte, war Pauliner. Er brachte sein Noviziat in demselben Kloster wie Ányos zu, studierte dann in Nagy-Szombat und wurde einer der besten Kanzelredner. Als sein Orden aufgehoben wurde (1786), trat er als Feldprediger in die Armee und nahm am Kriege gegen die Türken teil, wo er sich eine schwere Krankheit zuzog. Er lebte dann armselig von einer kleinen Pension, wurde wegen Teilnahme an der liberalen Bewegung eingekerkert, was seine Sympathien für Frankreich stark verminderte.

Verseghy ist mehr Polygraph als Dichter. Er übersetzte schon frühzeitig einen Teil der Universalgeschichte des Franzosen Millot (1790—1792), fügte jedoch Noten hinzu, welche den Unwillen des Klerus erregten. Als er noch dazu die Marseillaise in ungarische Verse übertrug, war sein Schicksal besiegelt. Als Dichter gleicht er jenen leichtblütigen französischen Abbés, welche mehr Gefallen an den Contes des La Fontaine, Chaulieu und Grécourt, als an ihrem Brevier fanden. Er ahmt in seiner *»Frau Szentesi«*, einer der besseren Erzählungen dieser Epoche, Voltaire nach und behandelt darin recht lustig die Sage der Matrone von Ephesus; er lobt Voltaire himmelhoch wegen seiner Henriade, verwässert einige Fabeln La Fontaines und betet, wie Delille, die Natur an. Sein heute wenig gelesener Roman *»Graf Ladislaus Kaczajfalvi«* (1808) ist ein Amalgam von Rousseau, Voltaire und Bernardin de Saint-Pierre; sein satirisches Epos



›Mathias Rikóti‹, in zwölf Gesängen (1804). in dem er wie Boileau die schlechten Dichter. welche von den Theorien der Gelehrten nichts wissen wollen. verspottet, enthält gute komische Stellen, ist aber heute ungenießbar. Verseghy hat sich auch als Musiker Verdienste erworben. indem er den ungarischen Rhythmus mit der Musik in Harmonie bringen wollte. Als Gegner der Sprachreform geriet er in einen heftigen Streit mit dem Philologen Révai, in welchem er jedoch unterlag. Der Sieg blieb den Neologen.

Nach fünfmonatigem Kerker starb in Kufstein Ladislaus Szentjóbi Szabó (1767—1795). Er hatte in der Zeitschrift *Bacsányis* seine Erstlingswerke veröffentlicht, besang wie die meisten Dichter der damaligen Zeit Chloé und Daphnis, Phyllis und Doris, begeisterte sich an den Werken der Anakreontiker, übersetzte manches aus Gellert und Rabener. Einige seiner Gedichte zeigen jedoch eine ziemliche Originalität, (›Der Morgen‹, ›Das Grab‹, ›Der Frühling‹, ›Klage eines Verachteten‹) und zeichnen sich durch eine formgewandte Technik aus. Zur Krönung Franz' I. schrieb Szentjóbi ein Schauspiel: ›Der König Matthias, oder die Liebe des Volkes ist die Belohnung der guten Fürsten‹. Es ist dies mehr eine dramatisierte Geschichte, in fünf Akte geteilt, als ein wahres Drama. Wir hören jedoch in demselben einige liberalen Ideen erklingen, und durch die Allegorie schimmert die Hoffnung, daß der Nachfolger Leopolds II. auf dem Wege der Befreiung der Geister weitergehen werde. Franz war jedoch dieser liberalen Richtung, so mälsig sie auch auftrat, abhold, und Ungarn mußte bald erfahren, daß nach dem ersten Auflodern im Jahre 1790 der ganze Enthusiasmus bloß Strohfeuer war.

Wir können sowohl in den ›Franzosen‹ der Leibgarde als in denjenigen, die sich auf ungarischem Boden die Fackel reichten, mutige Erwecker des nationalen Geistes sehen. Sie strebten durch Übersetzungen und durch Originalwerke die Sprache zu verfeinern, derselben im Staate und im sozialen Leben den ihr gebührenden Platz zu verschaffen. Sie konnten aber noch nicht von der ganzen Nation verstanden werden. In den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts war das Kastensystem noch in seiner Blüte, so daß jeder Schriftsteller sich sein Publikum wählen mußte. Die französische Schule wendete sich besonders an den gebildeteren

Adel, denn es galt fürs erste, diesen der nationalen Sprache zu gewinnen. Als jedoch nach dreißig Jahren die Sprache an Geschmeidigkeit und Reiz gewonnen hatte, trat ein wahrer Dichter auf, der, vom Geiste dieser Schule ergriffen, endlich für die ganze Nation verständlich war. Es ist Alexander Kisfaludy (1772—1844). Auch er gehörte während einiger Zeit zur Leibgarde. Sein Geburtsjahr fällt mit dem Auftreten Bessenyeis zusammen; seine Glanzperiode sind die ersten zwanzig Jahre des 19. Jahrhunderts. Als leuchtendes Vorbild diente ihm der ungarische Voltaire; wie er, wollte er dem Vaterlande mit dem Schwert und mit der Feder dienen. Als junger Husar diente er in Siebenbürgen; er sah, wie wenig die ungarische Sprache im ehemaligen nationalen Fürstentum verstanden wurde. Er nahm sich vor, alle seine Kraft zur Veredlung der Sprache aufzubieten und durch seine Schriften »das Leben der Nation zu verlängern«. Im Jahre 1793 kam er nach Wien, wo er noch einige Schriftsteller der Leibgarde traf, lernte Französisch, aber auch Italienisch, um Tasso und Petrarca im Original lesen zu können. Die schöne Signora Vignano, eine gefeierte Tänzerin, zeichnete ihn unter ihren Verehrern aus. Jedoch sollte sein Aufenthalt in Wien nicht lange dauern; er überwarf sich mit einem seiner Vorgesetzten und wurde in die Lombardei geschickt, wo er bald von den Franzosen gefangen genommen und in Draguignan, in der Provence, interniert wurde (1796). Während dieser Gefangenschaft, die er in seinem poetischen Testament recht ausführlich beschreibt, wurde er Dichter. Ein während der Schreckensherrschaft aus Paris hierher geflüchtetes Mädchen, Charlotte d'Esclapon, machte ihn auf die »Neue Heloise« Rousseaus, auf die Werke der Dichterin Deshoulières und einige andere sentimentale Lyriker — Parny, Bertin — aufmerksam. Diese »Schöne Seele«, die Vergil im Originaltext las, feuerte ihn an, Petrarca und Laura zu besingen, deren Andenken in der Provence fortlebt. Hier entwarf Kisfaludy die ersten Strophen seines Liederzyklus, der ihn unsterblich machen sollte. Er konnte bald Frankreich verlassen, und nachdem er noch einige Schlachten am Rhein und in der Schweiz durchgefochten hatte, nahm er seinen Abschied (1800). Eine heisse Liebe zu einer Verwandten, Rosa Szegedy, die anfangs unerwidert blieb, die er aber zu erobern wufste, machte aus dem Soldaten einen schriftstellernden

Landedelmann. Er heiratete Rosa noch in demselben Jahre und lebte von nun an in einer malerischen Gegend an den Ufern des Balatoner Sees. Er nahm noch am Aufstand des ungarischen Adels gegen Napoleon teil (1809), ein Versuch, der die Haltlosigkeit dieser Institution deutlich bewies.

Kisfaludys Ruhmestitel ist sein Himfy, ein Liederkranz in zwei Teilen, von denen jeder ungefähr 200 Strophen zählt. Der erste Teil: »Die klagende Liebe« (1801) erregte ein seltenes Aufsehen; der zweite Teil: »Die glückliche Liebe« (1807) beschließt den Herzensroman. Himfy war das erste poetische Werk, das sich an jung und alt, an Gelehrte wie Laien wendete und von jedem Leser verstanden wurde. Diese epigramm-artigen Liedchen sind mit einer südlichen Feuersglut, mit dem Schmerze eines ungarischen Herzens, das von Vaterlandsiebe erfüllt ist, und mit großer Leidenschaft geschrieben. Petrarca und Rousseau waren wohl das Muster, aber Kisfaludy liebt weder wie der Italiener noch wie Saint-Preux; er ist sinnlicher, wollüstiger im Ausdruck seiner Liebesqual. Der Dichter schuf sich selbst seine Strophe (zwölf Verse in vierfüßigen gereimten Trochäen); es genügt eine derselben anzuführen, um den Ton des Werkes zu kennzeichnen:

Wie der Hirsch, vom Speer getroffen,  
Zitternd flieht auf flücht'ger Spur,  
Doch zu spät — die Wund' ist offen,  
Und sein Blut färbt Wald und Flur:  
So vor ihres Blicks Geschossen  
Flieht auch mein verwundet Herz,  
Von des Grames Tau begossen,  
Trinkt die Erde meinen Schmerz.  
Doch stets heifser fühl' beim Fliehen  
Ich das Gift im Herzen glühen,  
Immer tiefer dringt es ein,  
Und die Flucht wird Todespein. (Steinacker.)

Und so geht die Klage fort, nicht ohne zahlreiche Wiederholungen, denn die Liebespein wird in zweihundert Variationen ausgedrückt. Viel ruhiger, aber auch schwächer, ist der zweite Teil, den der Dichter schon im Besitz seiner Geliebten sang. Es finden sich wohl auch hier angenehme Strophen, schöne Naturbilder, treffende Vergleiche, aber man spürt nicht mehr das Feuer, das der Himmel der Provence entzündet hatte.

Kisfaludy schrieb auch einige Dramen voll patriotischer Tiraden, die aber keinen Anklang fanden. Großen Beifall ernteten jedoch seine »Sagen aus der ungarischen Vorzeit«. Er erzählt darin die Heldentaten des alten Adels, dem er mit Leib und Seele zugetan war. Bemerkte man im Himfy mehr romanischen Einfluß, so stehen die Sagen unter germanischem. Die Romantik mit ihren Ritterburgen hat sie beeinflusst. Der Dichter sah am Rhein viele Burgruinen; auch die Anhöhen, welche seinen Wohnsitz umgaben, waren im Mittelalter berühmt; ihre Trümmer riefen die Tapferkeit einer längst verschwundenen Zeit wach. Die Sagen erzählen uns von Rittern, die in den Krieg ziehen; ihre Geliebten harren ihrer Wiederkehr; ist die Hoffnung auf ein Wiedersehen verloren, so sterben die Angebeteten lieber, bevor sie einen anderen Ritter heiraten. Die handelnden Personen sind Nebelgestalten, ohne Charakterzeichnung, die aber einer ideal angelegten Jugend immer gefallen werden.

Der Sänger des Himfy schloß den Dichterkreis, der, durch den Geist Bessenyeis hervorgerufen, der Litteratur ein neues Leben einhauchte.

Fast gleichzeitig mit der französischen wirkte die lateinische Schule, die im Lande der intensiven lateinischen Kultur einen wohl vorbereiteten Boden fand. Die neulateinische Sprache wurde von den ungarischen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts mit großem Geschick, sowohl in Vers als in Prosa gehandhabt. Entwickelte sich auch die Litteratur im 16. und 17. Jahrhundert, dank der Reformation, in nationaler Richtung, so blieb das Latein dennoch die Sprache der Gelehrsamkeit, des Unterrichts und eroberte im 18., als das heimatliche Idiom so wenig Pfleger fand, das ganze gesellschaftliche Leben. Als dann die »Franzosen« einen lauten Mahnruf zur Pflege der ungarischen Litteratur erschallen ließen und es sich bald im Lande regte, kamen einige Schriftsteller, die besonders dem Priester- und Lehrerstande angehörten, auf den Gedanken, die Sprache nicht nach französischen Mustern und Rhythmen zu verfeinern, sondern die im nationalen Idiom liegende Kraft, die antiken Metren getreu wiederzugeben, zu benutzen und in römischen Versmaßen zu dichten. Das Magyarische besitzt nämlich einen solchen Reichtum in seinem Vokalismus, daß es höchst geeignet ist, die schwierigsten antiken

Strophen getreu wiederzugeben. Wenn Klopstock in seiner *Messias* und in seinen Oden gezeigt hat, daß auch das Deutsche diese Metren nachahmen kann, so gilt dies in noch viel höherem Maße vom Magyarischen, das allein unter allen europäischen Sprachen die Silben messen kann. Der Geist der meisten Sprachen widerstrebt den antiken Rhythmen, und selbst im Deutschen hängt die Länge oder Kürze der Silben von ihrer Stellung und Betonung ab; im Magyarischen jedoch ist die Silbe sozusagen »von Geburt« kurz oder lang. Ein gewandter Künstler kann sapphische und alkäische Strophen nach Belieben modeln. Diese Fähigkeit der Sprache hatte schon Erdösi gefühlt (1541); er schrieb einige Distichen, die gar nicht übel klingen. Später herrschte jedoch meist der Alexandriner, und trotz des Versuches Gedeon Rádays (1713—1792), der die *Zinyade* in Hexameter zu bringen versuchte, jambische und trochäische Verse mit Reimen schrieb, waren die Regeln der antikisierenden Verskunst noch nicht festgestellt. Das Verdienst, dies getan zu haben, gebührt den drei Begründern dieser Richtung: Baróti Szabó, Rajnis und Révai, welche mehr als Theoretiker denn als Dichter hervorragen. In zahlreichen gelehrten Abhandlungen, auch in Streitschriften haben sie die grundlegende Arbeit verrichtet. Diese alten Rhythmen wurden beinahe national; es haftet ihnen nicht jener archaische Beigeschmack an wie denen der deutschen Litteratur. Hier sah sich Klopstock gezwungen, vor seinen Gedichten das Schema abdrucken zu lassen, um dieselben rhythmisch zu erläutern! Wie viele Ästhetiker bedauern es, daß ein Meisterwerk wie »Hermann und Dorothea« in Hexametern — von denen so manche holperig sind — geschrieben ist! Bei den Magyaren wurde diese Verskunst aufs höchste vervollkommenet, zuerst durch Virág und Berzsenyi, die noch zu dieser Schule gehören, dann durch Epiker wie Vörösmarty und Czuczor. Erst durch Petöfi und Arany wurden die alten Versmaße verdrängt, doch sehen wir auch heute noch die besten Übersetzungen griechischer und lateinischer Dichter in den Rhythmen des Originals auftreten.

Wie die französische, so will auch die lateinische Schule die Sprache feilen, sie vervollkommen, ihr jedoch das alte klassische Gewand anlegen. Es war demnach mehr eine Reform der Verskunst als der Litteratur selbst. Jedoch ist die eine meist mit der

anderen verbunden, denn die Form bedingt zuweilen den Gehalt. Als erster Neuerer trat David Baróti Szabó (1739—1819) auf, der im Jahre 1777 drei Bücher Oden, Idyllen, Eklogen, Episteln und Epigramme in antiker Versform gab und sie mit einer gelehrten Abhandlung über die Theorie dieser Verskunst begleitete. Die Abhandlung ist wichtig, die Gedichte sind es minder, da sie meist Übungen eines tüchtigen Versschmiedes sind. Ausgenommen bleibt jedoch die Ode: »An einen gefallenen Nufsbaum«, worin die traurige Lage des Vaterlandes in kraftvollen Tönen besungen wird. Sein Hauptwerk bleibt jedoch die Übersetzung der »Aeneide« und der Eklogen Vergils (1810, 1813) im Versmaße des Originals. Diese blieb lange sehr beliebt; sie bereicherte die Sprache und ließ den Geist des Römers in die Massen dringen. Daß Baróti, obwohl »Lateiner«, sein Augenmerk auch auf die Tätigkeit der französischen Jesuiten richtete, beweist am besten seine Übersetzung des Werkes Vanières: »Praedium rusticum«, ein matter Abklatsch Vergilscher Kunst und Technik.

Josef Rájnis (1741—1811) besaß noch weniger poetisches Talent als Baróti, jedoch ist er als Theoretiker bedeutend. Sein »Wegweiser auf den ungarischen Helikon«, schon im Jahre 1773 ausgearbeitet, konnte erst acht Jahre später erscheinen. Er glaubte demnach durch Baróti — beide waren Jesuiten — seiner Erfindung beraubt worden zu sein. Es entstand ein langer Streit, in dem die Ansichten geklärt wurden. Rájnis zeigt in seinem ersten Werke bloß durch einige Beispiele, wie die alten Rhythmen nachgeahmt werden müssen; er gab dann die Übersetzung der Eklogen (1789) und wollte es auch mit der Aeneide versuchen, als ihn der Tod ereilte.

Der dritte Begründer der Schule, der geniale Philologe Nikolaus Révai (1749—1807) gab in den Jahren 1778 und 1787 Elegien heraus, in welchen sich einige Originalstücke, ferner Übersetzungen aus Ovid, Tibull, Propert, Bion und der erste Gesang der Iliade finden. Er zeigt viel Formgewandtheit und in seinen eigenen Gedichten einen heiteren Geist. Doch ließ Révai die Übersetzungskunst bald beiseite und wurde durch seine grammatischen Arbeiten der Begründer der magyarischen Philologie.

Diese Theoretiker legten das Hauptgewicht auf die Form;

sie suchten nicht zu erforschen, inwiefern der antike Geist den ungarischen befruchten könne, welche Dichter besonders als Vorbilder dienen sollen. Ihr Vergilkultus erinnert an die damalige westeuropäische Strömung und hat auch wenig Einfluß geübt. Erst später kam Horaz; dieser wirkte schon mehr auf das geistige Leben, denn in seinen Römeroden fand man so manchen Mahnruf, der auch an die Magyaren gerichtet sein könnte.

Die zwei Dichter, welche der lateinischen Richtung angehören, Virág und Berzsenyi, übernehmen von den drei Theoretikern die Regeln, hauchen jedoch ihren Gedichten den Geist der neueren Zeit ein. Benedikt Virág (1752—1830) war, wie Ányos, Pauliner. Nach der Aufhebung seines Ordens unterrichtete er noch einige Zeit und zog sich dann nach Buda zurück, wo er von einer kleinen Pension kümmerlich, als wahrer Stoiker, lebte. Wie sein Freund Ányos stand er anfangs unter französischem Einfluß; seit 1789 jedoch schloß er sich den »Lateinern« an. Er ist das erste dichterische Talent dieses Kreises, das nicht nur die Form der Antike, sondern auch etwas von ihrem Geiste geerbt hatte. Sein Muster ist Horaz, doch nicht der Epikureer, sondern der Dichter, der an die alte Tugend mahnt, zur Tapferkeit anspornt und besonders in allen Dingen das Maß predigt. Virág drückte schon zur Zeit des berühmten Landtages (1790—91) seine patriotischen Gefühle aus, und als er sah, daß die damals hochlodernde Flamme der nationalen Begeisterung bloß Strohfeuer war, daß das freie Wort geknebelt wurde, und die besten Geister, wie Bacsányi und Kazinczy, wegen ihrer liberalen Gesinnung ins Gefängnis geworfen wurden, da erhob er seine Stimme und sandte den Märtyrern seinen innigsten Gruß. Lange Zeit wanderten seine Gedichte, entweder abgeschrieben oder auf Flugblättern gedruckt, von Hand zu Hand, bis endlich Bacsányi in seiner »Minerva« die erste Sammlung seiner Werke edierte (1799). Bis zum Auftreten Berzsenyis war dies die schönste Frucht der lateinischen Schule, und der Verfasser wurde mit dem Namen des ungarischen Horaz beehrt. Später sank das Feuer seiner Oden. Er schrieb Episteln, Gnomen, Fabeln nach Phaedrus, in denen die Didaktik den hohen Schwung ersetzt. Er konnte jedoch noch seine gelungene Übersetzung der Werke des Horaz vollenden (1811—1824), welche lange als Muster betrachtet wurde und auch heute noch zu den besten Leistungen gehört. Diese

Übersetzung wie seine Oden hatten das große Verdienst, der verwässerten, breitspurigen Sprache mehr Mark und Festigkeit zu geben. Sie können in dieser Hinsicht mit den Oden Klopstocks verglichen werden, welche ebenfalls der Flut der zweiten schlesischen Schule einen Damm entgegensetzten.

In seinem Alter versuchte Virág die Annalen der heimatischen Geschichte in schöner Sprache darzubieten. Neben den riesigen Werken, die man in dieser Epoche in lateinischer Sprache veröffentlichte, versuchten schon einige Schriftsteller, wie Székér und die Gebrüder Budai, den schon ziemlich entwickelten historischen magyarischen Stil zu gebrauchen. Virág wollte besonders auf den Patriotismus wirken. Zum Quellenforscher war er nicht berufen; der staatsmännische Blick fehlte dem in Zurückgezogenheit lebenden Priester ebenfalls, aber er suchte die Wahrheit und gab seiner Darstellung einen gewissen Reiz, damit sein Werk auch auf die Masse wirke. Die patriotische Historiographie, deren Apostel in den dreißiger Jahren Stephan Horvát war, wurde durch die »Ungarischen Jahrhunderte« Virágs angebahnt. Das Werk behandelt die Geschichte Ungarns von den ältesten Zeiten bis zur Schlacht bei Mohács und blieb lange die lesbarste Darstellung der magyarischen Annalen.

Wie die französische Schule ihren Höhepunkt in Kisfaludy erreicht, so die lateinische den ihrigen in Daniel Berzsenyi (1776—1836). Er ist der geniale Schöpfer der patriotischen Ode, die mit ihm auch ihren Höhepunkt erreicht. Seine Lyrik hat etwas Monumentales, Erhabenes, das anfeuert, anspornt, manchmal zur Verzweiflung treibt, indem sie das Ende der magyarischen Nation prophezeit. Und dieser Dichter bildete sich auf dem Lande, in der Einsamkeit. Kisfaludy hatte in jungen Jahren unter dem Himmel der Provence so manche Eindrücke empfangen, die seinem Himfy zugute kamen; Berzsenyi jedoch, der sein ganzes Leben Landjunker blieb, auch die Vorurteile seiner Kaste bis ins Alter behielt, bildete sich an einigen Werken, die er vom Gymnasium zu Sopron (Oedenburg), wo er durch seine Unbändigkeit seine Lehrer wenig befriedigte, auf sein Landgut mitgebracht hatte. Der Dichter Kis, der an dieser Lehranstalt eine jener Schülergesellschaften gebildet hatte, die sich die Pflege der Sprache zur Aufgabe machten, hatte einigermaßen auf ihn gewirkt; auch die sentimental, melancholischen Dichter wie



Salis und Matthisson las er gern; in seinen ersten Dichtungen ist ihr Einfluß auch bemerkbar. Doch die begeisterte Vaterlandsliebe, die traurige Lage des Landes während der napoleonischen Kriege erregten den Dichter heftiger als die Lieder seiner deutschen Meister. Er nahm seinen Horaz hervor und fand darin Klänge, die seinem Herzen mehr zusagten. Er bediente sich der alkäischen und sapphischen Strophen, jedoch haben seine Gedanken und Bilder, seine Metaphern und Visionen wenig mit der römischen Ode gemein. Er ist ungarisch vom Scheitel bis zur Zehe, und es ist nur schade, daß das fremde Gewand ihm die Brust oft zu stark einschnürt, und daß der Strom seiner patriotischen Entrüstung sich nicht frei genug ergießen kann. Der Römer hat ihm so wie allen, die ihn nachahmten, auch viel rednerischen Pomp und Schwulst gegeben, die ohnedies in der ungarischen Natur liegen, da die jahrhundertlange Gewohnheit, in den Landtagen zu perorieren und die von Österreich begangenen Rechtsverletzungen zu brandmarken, diesen Schwulst schon längst eingebürgert hatten. Schade auch, daß das fremde Metrum, ohne Reim, sich nie in die Ohren des Volkes einschmeicheln und Berzsenyi sich derart bloß an den gebildeteren Teil der Nation richten konnte. Aber dieser verstand ihn völlig. Sein Einfluß auf die politischen Redner, wie Széchenyi, Wesselényi, Kossuth, die für die Rechte Ungarns und für eine liberale Verfassung kämpften, war bedeutend. Sie hielten ihn sehr hoch, denn er verkörperte in ihren Augen die Mannestugend der ungarischen Rasse, den erhabenen Patriotismus, der auch vor herben Mahnworten nicht zurückschreckt und den Magyaren die Strophe ins Gesicht schleudert:

Was ist der Ungar jetzt? — ein Sybaritenbild;  
Fort seines Volkes glänzender Tempel, ach!  
Und von dem Wall des gefallen Landes  
Baut er sich Schlösser zum weichen Ruhsitz.

(Steinacker.)

Kis entdeckte den Poeten, Kazinczy feuerte ihn an. Seine Gedichte, die er lange geheim hielt, erschienen endlich im Jahre 1813 und dann vermehrt im Jahre 1816. Die formvollendeten Oden bilden das Lebenswerk Berzsenyis. Sein Adlerflug entfaltet sich während der napoleonischen Kriege; nachher sank er mehr und

mehr. Er ist, wie so viele magyarische Dichter, der »homo unius libri«; aber dieses Buch wird bleiben. Umsonst versuchte der von romantischer Melancholie angehauchte Kőlcsey in einer herben Kritik an diesen Standsäulen zu rütteln. Gewiß konnte man in einigen Stücken leeren Wortschwall finden, doch war es weder gerecht noch geschickt, bloß die Mängel zu rügen und den Dichter, der ohnedies in tiefem Trübsinn auf seinem Landgute weilte, in eine unerquickliche Polemik zu hetzen. Berzsenyi hatte sein Werk im Jahre 1813 vollendet; was er später schrieb, hat wenig Wert und bildet in allem bloß einige Blätter.

Die lateinische Schule hat das Verdienst, neue Versformen in die Poesie eingeführt, der Sprache mehr Nerv und Mark verliehen zu haben. Sie kann auf die Oden Virágs mit Genugtuung sehen und fand in Berzsenyi einen Dichter, der mit einem Schlage das Höchste erreichte, was die patriotische Odendichtung im 19. Jahrhunderte hervorgebracht hat. Das alte Gewand schadete jedoch viel und auf die ganze Nation konnte demnach diese Richtung nur wenig Einfluß üben.

Müssen wir denn immer bei fremden Völkern in die Schule gehen? Soll bloß der Gallier und der Römer unser Meister sein? Finden wir nicht Schätze genug im ungarischen Gemüt, Gegenstände genug in seiner Geschichte, Rhythmen genug in seinen Volksgesängen, um dieselben auszubeuten und auf dieser Grundlage die Sprache zu bereichern, dem Volke lesbare Werke zu geben? So dachten wahrscheinlich jene Männer, die inmitten der fremden Strömungen, die in den drei letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts die Litteratur beherrschten, nationale Werke auf volkstümlicher Grundlage schaffen wollten. Ihr Zweck war besonders dem Volke, das weder Voltaires Poesie und Didaktik, noch den hohen Schwung der horazischen Ode genießen konnte, eine leichtverständliche Lektüre in die Hand zu geben. Die ersten Vertreter dieser Richtung taten dies durch Romane und versifizierte Erzählungen, die aber der Entwicklung der Sprache mehr schaden als nützten. »Franzosen« und »Lateiner« hatten der Sprache schon eine gewisse Festigkeit und Energie gegeben, welche durch die volkstümlichen Versuche nur beeinträchtigt werden konnten. Jedoch bildete sich, durch diese Richtung an-

geiefert, in Debreczen, diesem Rom der Calvinisten, wo der Volksgeist schon im 16. Jahrhundert das echte Magyarentum vor österreichischer Geistesknechtung gerettet hatte, eine Schule, die mit Csokonai die wahre Volkspoesie pflegte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Einer der ersten Arbeiter — Arbeiter und nicht Künstler — in der volkstümlichen Richtung ist Andreas Dugonics (1740—1818) aus Szeged, wo sein Andenken nicht nur in Erz gegossen, sondern auch in einer litterarischen Gesellschaft, die seinen Namen führt, fortlebt. Er trat früh in den Piaristenorden und unterrichtete zuerst in Siebenbürgen, wo die alten römischen Denkmäler, die von den Székeln aufbewahrten hunnischen und magyarischen Legenden seinen Geist ergriffen. Er wurde dann Lehrer der Mathematik an der Nagy-Szombater, später Pester Universität und zog sich hochbetagt in seine Vaterstadt zurück. Seine ersten Versuche wurzeln noch im Kultus Vergils und Homers; dem einen entnahm er die »Zerstörung Trojas«, dem andern die »Abenteuer des Ulysses«. Beide Werke erinnern stark an Gyöngyösi, der noch immer der Lieblingsdichter der unteren Volksschichten war, weil er romantische Erzählungen in volkstümlicher Sprache geschrieben hatte. Dugonics hielt ihn hoch und gab noch im Jahre 1796 seine Werke heraus. Während jedoch Gyöngyösi meist zeitgenössische Gegenstände behandelte, ging Dugonics in seinem Roman, der ihm den größten Erfolg brachte, »Etelka«, ins graueste magyarische Altertum zurück (1788). Es ist eine fade Liebesgeschichte, heute ungenießbar, ohne künstlerischen Wert, mit höchst versteckten Tendenzen gegen die Edikte Josephs II. Der Schriftsteller will die Überlegenheit des magyarischen Elements gegenüber den von Árpád unterworfenen Völkerschaften geltend machen. Da der ungarische Roman überhaupt noch nicht existierte und man sich meist mit schwachen Übersetzungen seichter deutscher Liebesromane begnügen mußte, so wurde »Etelka« aus Patriotismus mit Freuden begrüßt. Während einer langen Zeit bekamen alle ungarischen Mädchen den Namen Etelka. »Die goldenen Armringe«, ein dialogisierter Roman, den man jüngst — wahrscheinlich als Kuriosum — wieder abgedruckt hat, »Jolánka«, »Cserei« sind alle über den Leisten der »Etelka« geschlagen. »Die Ritter des goldenen Vlieses« wurden zuerst in lateinischer Sprache abgefaßt; »Die Mauren«

nach Gyöngyösis Chariclea geschrieben. Alle diese Romane sollten die ausländische Ware verdrängen.

Um der damals sich entfaltenden Schauspielkunst zu Hilfe zu kommen, verfasste Dugonics auch vier Theaterstücke, deren deutsche Originale Gustav Heinrich nach langem Forschen entdeckt hat. Das bühnengerechteste von allen ist »Maria Bători«, das nach Sodens »Ines de Castro« verfaßt ist. Es ist hier zu bemerken, daß alle diese Schriftsteller, die bloß auf nationalem Boden fußen wollen, doch meist aufs Ausland angewiesen waren.

Gute Dienste leistete das nach Dugonics Tode in zwei Bänden veröffentlichte Werk »Ungarische Sprichwörter und Redensarten« (1820), ein schätzbare Beitrag zur Kenntnis der ungarischen Volksseele.

Dugonics wirkte auf seine Zeitgenossen besonders durch den Roman; Adam Palóczi Horváth (1760—1820) wollte dies durch seine riesigen Heldengedichte tun. Er war Advokat und Feldmesser, dabei ein fleißiger Versschmied. Seine »Hunniade« (1787) in sechs Gesängen ist nach dem Muster der Henriade und, was die Sprache anbelangt, nach Gyöngyösi verfaßt. Sie erzählt die Heldentaten Johann Hunyads nach der Schlacht auf dem Amselfelde. Wie Aeneas, erzählt der Held die Niederlage bei Varna; Brankovics, der Serbe, Giskra, der Böhme, und Czilly, der Österreicher, stellen ihm nach, doch mit Hilfe Gottes befreit er sich von seinen Feinden. Der Genius Ludwigs des Großen beschützt ihn auf seinem Wege und verkündet ihm, daß sein Sohn Mathias ein glorreicher König sein wird. Das Epos erzählt noch den letzten Sieg Hunyads, seine Krankheit und seine Visionen. Es ist bloß als Beispiel des Einflusses der Henriade in Ungarn bemerkenswert. Noch schwächer ist die »Rudolphiade« (1817), welche die Heldentaten des Begründers der Habsburgischen Dynastie in den Jahren 1250—1278 in gereimten Trochäen besingt.

Wertvoller sind die Gedichte, welche in drei Bänden erschienen (1788—1793). Kazinczy erteilte jedoch dem Dichter den Rat, die Hälfte ins Feuer zu werfen. Sie sind in volkstümlichem Tone gehalten und für den Gesang sehr geeignet. Dies gilt in noch höherem Maße von dem noch unedierten Band, in welchem Horváth einige Hundert eigene und alte Lieder ge-

sammelt hat. Eine andere ebenfalls unedierte Sammlung enthält Sprichwörter. Diese Werke haben den späteren Forschern der ungarischen Volksdichtung gute Dienste geleistet.

Bedeutender als diese zwei Vorläufer ist Joseph Gvadányi (1725—1801). Auch er ist kein Künstler, doch hat er einige gute komische Charaktere geschaffen, weshalb ihn Petöfi sehr schätzte. Er trat nach gut beendeten Studien in die Armee und zog sich mit dem Range eines Generals auf seine Güter zurück. Obwohl von italienischer Herkunft — sein Großvater Alessandro Guadagni trat als Marquis in österreichische Dienste — ist er Stockungar, der nicht bloß auf die nationale Sprache und die nationale Armee, sondern auch aufs Kostüm viel Gewicht legt. Lange schrieb er bloß Gelegenheitsgedichte oder sehr witzige, nicht besonders keusche Kleinigkeiten, in einer höchst volkstümlichen, derben Sprache. Als jedoch nach dem Tode Josephs II. die Nation sich aufraffte und sowohl für die Sprache als für die Verfassung Garantien verlangte, trat auch Gvadányi auf, nahm am Landtag teil und schuf in seinen versifizierten Romanen zwei Gestalten, die noch heute im Volke leben: den Notar von Peleske und Paul Rontó, den ersten Deserteur der ungarischen Litteratur. Die »Ofener Reise und die Abenteuer eines Dorfnotars« (1790) ist eine Satire über Adel und Gesellschaft überhaupt, welche mit dem alten nationalen Kostüm auch die Sitten und Sprache der Ahnen verachten. Der brave, aber ziemlich bornierte Stephan Zajtai, Notar von Peleske, in einer entlegenen Gegend des Landes wohnend, begibt sich nach Buda, um daselbst die Prozeßführung zu studieren. Diese Reise dient dem Dichter als Rahmen seiner humoristisch-sarkastischen Bemerkungen über die verschiedenen Teile des Landes und ihre Bewohner, welche Zajtai auf seinem Wege sieht. Er weiß recht angenehm zu erzählen; er verspottet besonders den französierten Adel, der die heimatliche Sprache vernachlässigt und sich von der abendländischen Kultur bloß die Querseiten angeeignet hat. Der Notar hat sich in seinem Dorfe die alten patriarchalischen Sitten bewahrt und glaubt mit seiner Devise: »Jede Veränderung ist gefährlich« das Land vor den französischen und deutschen Sitten bewahren zu können. Wie groß ist sein Erstaunen, als er in der Hauptstadt des Landes, in Buda, wo er den echt ungarischen Adel zu treffen glaubt, immer auf fremde Kleidung stößt, Männer und Frauen

sieht, die das Ungarische gar nicht verstehen und sich über ihn belustigen, die er jedoch beschämt mit seinen Sarkasmen. Gvadányi schrieb sein Werk »zur Erweckung und Unterhaltung der ungarischen Herzen, in denen das Blut schon erschlafft ist«; es fand auch riesigen Beifall. Ein anonymer Versschmied setzte die Erzählung fort und schickte den Notar auch in die Unterwelt. Gvadányi erzürnte das, und er gab selbst eine Fortsetzung, die aber wenig Erfolg hatte. Die Reise allein blieb populär und wurde später (1838) von Josef Gaál auf die Bühne gebracht. Diese Verkörperung des ungarischen Dorfadels gefiel auch auf dem Theater und hielt sich bis in die neueste Zeit.

Das zweite Werk Gvadányis erfreute die Jugend, welche die Abenteuer liebt. Es erzählt das »Leben und die hohen Taten zu Wasser und zu Lande des Grafen Moriz Benyovszky und Paul Rontós, einfacher ungarischer Husaren« (1793). Benyovszky ist eine historische Gestalt, die seitdem auch Jókai interessiert hat. Er war einer der außerordentlichsten Abenteurer des 18. Jahrhunderts, der am Siebenjährigen Kriege und an den Unruhen in Polen teilnahm. Er wurde in Rußland gefangen, nach Sibirien deportiert, trat, von dort entkommen, in französische Dienste und wurde nach Madagaskar gesandt, wo seine Verwaltung diejenige eines Abenteurers war. Er schrieb dann seine Memoiren in London, kehrte auf einige Zeit nach Ungarn zurück, wo er sein Leben Gvadányi erzählte, reiste dann nach Madagaskar zurück und kam daselbst um. Jedoch im Werke Gvadányis ist es nicht der internationale Schwindler, der uns interessiert, sondern sein Husar, Rontó. Der erste Teil der Erzählung ist voll von den Streichen dieser volkstümlichen, echt ungarischen Gestalt. Rontó ist ein äußerst ausgelassener, aber im Grunde braver Junge. Er kann es in der Schule nicht aushalten, wird Roßhirt, spielt seiner Umgebung hundert Streiche und treibt es so weit, daß er zum Galgen verurteilt wird. Aber auch in dieser Not hilft er sich und entschlüpft. Dies ist der beste Teil des Werkes, denn das übrige ist eine chronikenartige Erzählung, die wenig Interesse bietet. Gvadányi wirkt bloß durch eine gewisse Komik, die dem Volke und auch den Damen gefiel, die feineren Kenner aber betrachteten ihn nur als Spafsmacher.

Gegen Ende seines Lebens zerarbeitete er noch Voltaires »Geschichte Karls XII.« und übersetzte einige Bände der Universal-

geschichte Millots, die Verseghy begonnen hatte. Jedoch mengte Gvadányi auch Auszüge aus anderen Werken in seine Übersetzung.

Die volkstümliche Richtung gelangte besonders in Debreczen zur schönsten Entfaltung. Diese Stadt war damals wegen ihrer Zurückgebliebenheit in litterarischen Kreisen sehr verschrien. Besonders seitdem die gegen die Neologen gerichtete Debreczener Grammatik (1795) erschienen war, verspotteten Kazinczy und seine Anhänger unbarmherzig die Stadt mit ihren Litteraten. Sie galt als das Bollwerk des konservativen Geistes und inmitten der Gärung der Geister als Hemmschuh des Fortschrittes. Jedoch mit Unrecht. Die Grammatik verdiente bei weitem nicht den Spott, der sie jahrzehntelang verfolgte. Johann Földi (1755—1801), der den besten Teil geschrieben hatte, verschloß sich fremden Strömungen nicht. Er war einer der ersten, der die jambischen, trochäischen, daktylischen und anapästischen Versmaße gebrauchte und wurde von Csokonai als Meister betrachtet. Er war auch der Begründer der ungarischen Naturgeschichte. Michael Fazekas (1766—1828) kennt ebenfalls das Ausland. Er war Soldat und kämpfte während der Revolution in Frankreich. Sein Aufenthalt in der Champagne, in Lothringen, die Lektüre Rousseaus bewirkte einen Umschwung in seiner Weltanschauung. Früher kriegerisch gesinnt, verläßt er die Armee, wird Philanthrop und Verbreiter der Aufklärung. Er verabscheut den Krieg und haßt Napoleon. Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch schöne Naturbilder und echt demokratische Ideen aus; seine Sprache ist gefeilt. Als die schöne Begeisterung für die liberalen Ideen dank den langen Kriegen und dem Verwaltungssystem Franz I. schon geschwunden war, als die Adligen, welche früher von der Freiheit des Volkes sprachen, einem Redner im Landtag, der die teilweise Befreiung der Leibeigenen beantragte, zuriefen: er möge keine Dummheiten sprechen — da veröffentlichte Fazekas ein Gedicht, das seit der liberalen Strömung der Jahre 1790—1792 zum erstenmal für den geknechteten Landmann gegen den Gutsherrn in die Schranken trat. Er tat es in komischer Weise, burlesk, ungefähr wie im Mittelalter die französischen »Romans« — namentlich der von Trubert —, in denen der Leibeigene dem hochmütigen Adligen seine Quälereien vergilt. Das in Hexametern abgefaßte Gedicht »Mathes, der

Gänsehirt« (1815) erzählt mit viel Geschick, wie der Gänsehirt, den sein Junker nicht bloß des Geflügels beraubt, sondern auch unbarmherzig durchprügeln läßt, Rache nimmt. Zuerst als Baumeister, dann als Arzt verkleidet, endlich ohne Metamorphose zahlt er seinem Gutsherrn »mit Zinsen« die Prügel heim. Mathes wurde beinahe so populär wie der Notar von Peleske; auch er wurde auf die Bühne gebracht, jedoch erst im Jahre 1838, als die demokratische Strömung derartige Stoffe begünstigte.

Die schönste Blüte der volkstümlichen Dichtung finden wir jedoch bei Michael Csokonai (1773—1805). Es ist das erste verlotterte Genie der ungarischen Litteratur. Sentimental und Anbeter der Natur wie Rousseau, ausgelassen und sinnlich wie Piron, haßte er die gesellschaftlichen Lebensregeln und fiel als Opfer seiner unbändigen Natur. Er ist aber von allen Dichtern dieser Epoche, selbst Alexander Kisfaludy und Berzsenyi nicht ausgenommen, der originellste, weil er wie kein anderer zu jener Zeit der Nachahmungen und fremden Einflüsse die Natur mit eigenen Augen besah, Bilder schuf, die weit über seine Epoche hinausgreifen, und der Volkssprache Töne ablockte, die bis Petöfi ihr niemand abzulocken verstand. In dieser Hinsicht ist er ein Vorläufer des größten ungarischen Lyrikers. Ihre Natur, ihre kurze Laufbahn zeigen ebenfalls eine gewisse Verwandtschaft. Doch lebte Petöfi in einer Zeit, wo die Demokratie ihre höchsten Fluten emporwarf, Csokonai unter Franz I. in einer Gesellschaft, wo jeder freiheitliche Gedanke bei der öffentlichen Meinung Anstoß erregte, wo die geringste Abweichung vom stillen, spießbürgerlichen Leben als eine Empörung gegen die göttliche Ordnung betrachtet wurde. Dazu war noch Csokonai im puritanischen Debreczen geboren. Sein Vater, ein armer Barbier und Chirurg, schickte ihn ins Kollegium, wo seit Jahrhunderten die strengste Disziplin geübt wurde. Der junge Csokonai wurde hier mißvergütet; sein Herz lechzte nach Freiheit, seine Gedanken und Gefühle widerstrebten dieser militärischen Zucht. Jedoch tat er als armer Student wie so viele andere: nach vollendeten Studien blieb er im Kollegium und gab in den unteren Klassen Unterricht. Aber Rousseau hatte ihn damals schon heftig ergriffen. Er konnte sich auch als Lehrer den Regeln nicht unterwerfen und mußte im Alter von 22 Jahren das Kollegium verlassen. Sein Leben ist von nun an ein stetes Herumirren in



den verschiedenen Teilen des Landes. Ohne Existenzmittel sucht er sich durch Gelegenheitsgedichte Gönner zu verschaffen, sinkt so weit herab, daß er während des Landtags 1796 für karge Bezahlung gegen Frankreich schreibt, gegen das Land, wohin ihn seine innigsten Gefühle zogen. Wie jedoch sein Biograph Haraszi mit Recht bemerkt, zeigen diese Gedichte nicht den wahren Csokonai. Sie sind kalt wie die bacchischen Lieder eines Wassertrinkers oder die Liebeslieder eines an Rheumatismus leidenden Greises. Nach dem Landtag begibt sich der Dichter nach Komárom, und hier sieht er die schöne Lilla (Julianne Vajda), die er in seinen Gesängen verherrlicht hat. Das Mädchen nahm die Lieder mit Freuden an, sie war auch dem Dichter sehr gewogen, doch fehlte die soziale Stellung! Als sie nach einem Jahre sah, daß Csokonai wohl schöne Lieder schreiben konnte, jedoch sein Leben kümmerlich fristen mußte, bot sie ihre Hand einem Kaufmann. Das kränkte den Dichter sehr; er wurde wie Rousseau weltschou, sein hochfliegender Geist ermattete, und nur von Zeit zu Zeit entschlüpft seinen Lippen ein Seufzer, der zum Liede wird. So lebte er auf Kosten einiger Freunde, bis ihn ein Gönner am Gymnasium zu Csurgó unterbrachte. Auch hier hielt er es bloß anderthalb Jahre aus, kehrte dann an Leib und Seele krank in seine Vaterstadt zurück (1800), wo er mit Földi und Fazekas verkehrte, aber sonst sehr zurückgezogen lebte. Er fühlte den Tod nahen; mit fieberhafter Eile sammelte er seine Werke und übergab sie dem Druck. Es ging jedoch sehr langsam vonstatten, denn die Gönner waren nicht zahlreich. So starb Csokonai, bevor er die erste Gesamtausgabe vollendet sehen konnte. Später errichtete man ihm Standbilder.

Dieses kurze, unruhige, so oft vom Elend heimgesuchte Leben war jedoch nicht unfruchtbar. Der Dichter arbeitete leicht und schnell; einige Mußestunden genügten ihm. Wie fast alle Bahnbrecher dieser Periode versuchte er sich in so manchem Genre; obwohl er aber mehrere fremde Sprachen verstand, wurde er nie Übersetzer. Er schrieb die ersten ungarischen anakreontischen Lieder, Liebeslieder, ein komisches Heldengedicht, didaktische Stücke, auch zwei Dramen. Er ist aber besonders als Liederdichter hervorragend. Er handhabt wohl die Sprache noch nicht in ihrer ganzen Reinheit, er versteht es aber, die wahren Perlen der Volkssprache in seine Lieder aufzunehmen. Der arme Bauer,

der Husar, das Dorf mädchen treten zuerst in seinen Liedern in echt nationalem Gewand poetisch-naiv wie im Volkslied auf, das damals noch nicht weit und breit bekannt war.

Die Lieder Csokonais haben für die ungarische Litteratur ungefähr dieselbe Bedeutung wie Bürgers Balladen für die deutsche. Das Schicksal beider Dichter war in manchen Beziehungen gleich. Nach seinem Tode fand Csokonai in Kölcsy einen ebenso herben Kritiker, wie Bürger ihn in Schiller fand. Das moralische Prinzip kann jedoch weder auf den einen noch auf den anderen angewandt werden. Es ist richtig, daß Csokonai manchmal trivial wird, aber welcher Dichter hat zu seiner Zeit das Herzeleid der »armen Suse«, die ihr Geliebter, Jancsi der Husar, verlassen muß, so innig wiedergegeben? Wer hat ein schöneres Liebeslied an seine Feldflasche geschrieben als er:

Stüßes Täubchen, Herzensköder,  
Fläschchen du von Holz und Leder!  
Hältst mich fest am Liebesfädchen,  
Tausch dich nicht für hundert Mädchen.

Seine anakreontischen und seine Liebeslieder sind voll Zärtlichkeit und Originalität. In seinen längeren Dichtungen herrscht auch viel Frische und Reiz. Das Komische mischt sich bei ihm nicht, wie bei Gvadányi, mit der Satire. »Dorothea oder der Triumph der Damen über den Karneval« (1804) kann sich neben Popes »Lockenraub«, der es beeinflusste, stellen. Es ist eine harmlose Verspottung der alten Jungfrauen, besonders Dorotheas, welche sich gegen den Karneval verschworen haben, weil er zu kurz ist und dabei noch so unverschämt war, sich das Geburtsregister der Damen geben zu lassen, um daselbst ihr respektables Alter zu erforschen. Eris entfacht die Flamme; Dorothea stellt sich an die Spitze der Jungfrauen und Weiber. Der Kampf beginnt; zuerst behalten die Frauen die Oberhand, aber der schöne Jüngling Opor entwaffnet sie bald, indem er ihnen erklärt, daß alle Männer sich in Hymens Arme stürzen werden. Das ist jedoch eine Kriegslist; die Frauenschar sieht bald ein, daß man sie zum besten gehalten hat. Venus allein kann diesem Kampfe ein Ende machen. Sie spricht von der Allmacht der Liebe, und indem sie allen alten Jungfern Schönheit und Jugend wiedergegeben hat, befiehlt sie den Männern, im nächsten Karneval ihr Schätzchen nach Hause zu führen. »Dorothea« ist bis

heute das beste komische Epos der ungarischen Litteratur. Es ist wohl nicht aller Trivialitäten bar; diese entschuldigt jedoch die komische Lage. Ganz frei von derartigen Ausdrücken sind die philosophischen Gedichte, unter denen die »Ode an die Unsterblichkeit der Seele« den Dichter als Denker und Anhänger der Aufklärung zeigt. Er bietet uns keine abstrakten Gedanken, sondern schöne, poetische Phantasien über das Leben, den Tod, die Unsterblichkeit. Das Gedicht »Konstantinopel« besingt im Voltaireschen Geiste die Toleranz in Glaubenssachen.

Mit den Liedern Csokonais erreichte die populäre Richtung zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Sie wurde jedoch durch verschiedene Dämme in Schranken gehalten. Es war der ungarischen Litteratur ein Ronsard erstanden, der das klassische Ideal Weimars nach Ungarn verpflanzen wollte, und der in dieser Bestrebung allem Volkstümlichen den Krieg erklärte. Da seine Herrschaft ungefähr fünfundzwanzig Jahre lang dauerte, so mußte die Volkspoesie verstummen, bis Karl Kisfaludy und seine Anhänger in der nächsten Periode ihr wieder zum Leben verhalfen. Dieser ungarische Ronsard war Franz Kazinczy (1759—1831). Unter den führenden Geistern der litterarischen Wiedergeburt ist er der energischste, und da es ihm gegeben war, länger als seine Vorgänger zu wirken, wurde sein Einfluß entscheidender und dauernder. Bessenyei mußte sich nach einem zehnjährigen Wirken in eine Einöde zurückziehen; Bacsányis Laufbahn wurde durch seinen Aufenthalt in Wien und in Linz sozusagen gebrochen; die übrigen Schriftsteller hatten nichts vom Charakter eines Führers und Leiters. Nach der blutigen Unterdrückung der liberalen Bewegung kam eine Todesstille über das Land; der Kontakt zwischen den Schriftstellern wurde gehemmt, und da sie zerstreut im Lande wohnten, wußte der eine nichts vom anderen. Das unsterbliche Verdienst Kazinczys, der ebenfalls ein Opfer der »Verschwörung« wurde und seine Teilnahme an derselben mit einem sechsundeinhalb-jährigen Kerker büßte, ist, daß er trotz allem nicht den Mut verlor und nach seiner Befreiung seine apostolische Mission aufnahm. Er war es, der durch seine riesige Korrespondenz die zerstreuten und eingeschüchternen Kräfte für ein Ideal begeisterte, der die älteren Dichter nicht verzagen ließ und die jungen fort-

während aufmunterte. Es gelang ihm somit, eine wahre literarische Strömung zu schaffen, die Schriftsteller der verschiedensten Richtungen einem gemeinsamen Ziele zuzuführen.

Kazinczy war nicht ausschliesslich dem deutschen Klassicismus ergeben; er konnte es auch nicht sein zu einer Zeit, wo »Franzosen« und »Lateiner« das geistige Übergewicht hatten. Die Magyaren standen dem deutschen Geiste immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. War es doch Wien, von wo die vielhundertjährige Knechtschaft des Geistes ausging, waren es doch die germanisierenden Bestrebungen der Habsburger, welche das Land in Aufruhr brachten! Dazu kam, daß Wien selbst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in litterarischer Hinsicht wenig Nachahmenswertes bot; die Werke und besonders die ästhetischen Theorien Lessings und Herders konnten auch nicht die Erwecker des magyarischen Geistes werden, da man diese hellenisierte Richtung noch nicht verstand, und wer könnte einen Klopstock in ungarischer Sprache verdauen? Es dauerte mehrere Jahrzehnte, bis das Licht von Weimar nach dem Osten drang. Deshalb sehen wir, daß Kazinczy allen Schulen — ausgenommen der volkstümlichen, mit deren Trivialitäten er sich trotz seiner Begeisterung für jeden Versschmied nicht befreunden konnte — seine Verehrung zollte. Ihn hatte das Wirken Bessenyeis mit Staunen erfüllt, da er in ihm den ersten sah, der seine Stimme in der Wüste erhob; er jauchzte vor Freuden, als er Báróczys Marmontel-Übersetzung las; er selbst versuchte mehrere französische Werke zu übertragen. Den »Lateinern« war er auch gewogen, denn er fand in ihren Werken eine Bereicherung der ungarischen Prosodie. Auch er hat meist durch seine Übersetzungen gewirkt; diese Wirksamkeit ist jedoch bei ihm mit der Reform der Sprache verbunden.

Je mehr man in den letzten drei Dezennien des 18. Jahrhunderts übersetzte, desto mehr fühlte man die Armut der Sprache, besonders an Ausdrücken für abstrakte Begriffe. Ferner hatte die Verwilderung im 18. Jahrhundert eine Menge lateinischer und deutscher Vokabeln in den Sprachschatz gebracht, welche der Eleganz schaden. Es war nun die Aufgabe der Grammatiker und Schriftsteller, teils durch Neubildungen, teils durch Verkürzungen, teils durch neue Suffixe Wörter zu bilden, damit jede Gattung der Poesie und Prosa, jedes wissenschaftliche Werk

ins Ungarische übertragen werden könne. Wenn man das mit Bienenfleiß von Koloman Szily gesammelte Material, das »Wörterbuch der Spracherneuerung« (1902) durchblättert, so ist man von der Fülle der neugebildeten Wörter, zu denen Kazinczy und seine Anhänger den Anstoß gaben, ganz erstaunt. In jedem Lande geht die Reform der Sprache Hand in Hand mit der Reform der Litteratur; in Ungarn handelte es sich jedoch nicht um eine Reform, sondern um ein Schaffen, und um eine Litteratur zu schaffen, waren die Neuerungen eine Notwendigkeit. Daß die Neologen sehr oft zu weit gingen, daß sie den alten Wortschatz nicht genügend ausbeuteten und Worte schufen, die ganz unnötig waren, ist heute eine anerkannte Wahrheit. Damals aber bedeutete die Neologie den Fortschritt, die Orthologie oder der Purismus den Rückschritt. Kazinczy hatte, als Haupt der Neologen, so manchen Strauß zu bestehen; Flugschriften in großer Zahl und von derber Natur wurden gegen ihn geschleudert; er wie seine Anhänger antworteten oft in demselben Tone. Die Neologen konnten sich auch auf die Autorität des genialen Grammatikers Révai stützen, und da die besten Schriftsteller ihre Prinzipien guthießen, blieb ihnen der Sieg. Die im Jahre 1825 gegründete Akademie begann ihre Tätigkeit unter dem Banner der Neologie.

Kazinczy wurde in einem Dorfe des Komitats Bihar geboren. Als Kind wurde er auf ein Jahr nach Késmárk geschickt, wo er sich die deutsche Sprache aneignete; er lernte dann zehn Jahre lang im Mittelpunkt der calvinischen Kultur Oberungarns, in Sárospatak. Hier schrieb er seine ersten Versuche und übersetzte den Roman, den Bessenyei unter dem Titel »Die Amerikaner« in deutscher Sprache veröffentlicht hatte. Eine Reise nach Wien, wo ihn besonders die Kunstschatze anzogen, war von großem Einfluß auf ihn. Die Kunst war damals noch etwas Fremdes in Ungarn und blieb es noch lange. Der Sinn für dieselbe sowie das ästhetische Gefühl, die sich bei Kazinczy schon früh verrieten, zeichnen ihn vor allen ungarischen Schriftstellern dieser Epoche aus. Er trat dann, wie die meisten Adligen, in den Komitatsdienst, und als Joseph II. die ungarischen Schulen, die auf konfessioneller Grundlage beruhten, staatlich organisierte, nahm Kazinczy die Oberaufsicht über die Schulen von zehn Komitaten Oberungarns an. Da jedoch weder die

Katholiken noch die Protestanten mit diesen Reformen zufrieden waren, wurde Kazinczy nach dem Tode des Kaisers seines Amtes enthoben und lebte seitdem ausschließlicly der Litteratur (1791). Er kann als der erste Litterat in Ungarn betrachtet werden. Die übrigen waren in erster Reihe Soldaten, Priester, Lehrer oder Beamte, Kazinczy allein widmete seine ganze Tätigkeit der Sprache und Litteratur. Er zog sich von Kassa zu seiner Mutter nach Regmecz zurück, und begann seine riesige Wirksamkeit, sowohl durch seine zahlreichen Übersetzungen als seine selbständigen Werke und seinen Briefwechsel. Hier wurde der freisinnige Mann, der in der liberalen Bewegung bloß sein politisches Ideal verwirklicht sah und den bekannten Katechismus ebenfalls abschrieb, in der Nacht vom 14. Dezember 1794 verhaftet und zum Kerker verurteilt. Auf dem Spielberg, in Kufstein, in Munkács blieb er bis zu seiner Befreiung am 28. Juni 1801. Auch in der Gefangenschaft war er tätig. Solange ihm Tinte und Feder zu Gebote standen, fühlte er sich glücklich, später schrieb er mit aufgelöstem Rost, manchmal auch mit seinem Blute. Die verpestete Luft der damaligen Gefängnisse schadete seiner Gesundheit, und mit gebleichtem Haare, gebeugt, jedoch nicht gebrochen, verließ er die Festung Munkács. Er wollte nun in stiller Zurückgezogenheit, von allen vergessen, sein Werk fortsetzen, heiratete (1804) die Gräfin Sophie Török und liefs sich (1806) auf einem kleinen Landgut, das er Széphalom benannte, nieder, wo er bis zum Ende seines Lebens blieb. Oft in Streit und Zank mit seinen Verwandten, wenig unterstützt, gab er alles, was er besafs, zur Drucklegung der eigenen und anderer Werke her und liefs seine Witwe und sieben Kinder in Not zurück.

Kazinczy hat viel geschrieben: Prosa, Gedichte, Übersetzungen und besonders eine ungeheure Masse von Briefen. Diese letzteren haben besonders gewirkt. Deshalb hat die ungarische Akademie, welche 1884 seine sämtlichen Werke in einer kritischen Ausgabe zu veröffentlichen beschlofs, mit der Korrespondenz begonnen, von der bis jetzt fünfzehn starke Bände erschienen sind (bis zum Jahre 1818). Sie kann, was den Umfang betrifft, mit derjenigen Voltaires verglichen werden. In Ungarn steht sie in ihrer Art einzig da. Sie ersetzte während dreier Dezennien die litterarischen Zeitschriften und kritischen Blätter. Denn alles war zu schaffen.

Ein litterarischer Mittelpunkt fehlte vor dem Auftreten Karl Kisfaludys, und obwohl Kármán schon in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts Pest als solchen bezeichnete, dauerte es noch lange, bis das gesellschaftliche, wirtschaftliche und litterarische Streben durch den Grafen Széchenyi in einen Brennpunkt vereinigt, und endlich aus dieser Stadt der nationale Mittelpunkt wurde. In den ersten zwei Dezennien des 19. Jahrhunderts war dieser Mittelpunkt Széphalom. Dort liefen alle Fäden des intellektuellen Lebens zusammen; von dort kamen die Ratschläge, die Aufmunterung, die Kritiken und auch die Streitschriften im Kampfe um die Sprachreform. Deshalb wird dieser Briefwechsel immer die reichste Quelle für die litterarischen und sozialen Zustände des damaligen Ungarn bleiben.

Wie in Frankreich die Pleiade, und besonders Ronsard, zuerst durch Übersetzungen, dann durch die kühnen Neuerungen in der Sprache den großen Schriftstellern den Weg bahnten, so auch Kazinczy. Seine Übersetzungen, obwohl groß an der Zahl, sind nicht sklavisch. Er gab einiges aus Cicero, die Werke des Sallust, Shakespeares Hamlet, zwei Komödien Molières, die Maximen des La Rochefoucauld, Erzählungen aus Marmontel, Lemerres Lanassa, Ossian, Gefsners Idyllen, Herders Paromythien, einiges aus Wieland, Lessings Fabeln, Sara Sampson, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, einiges aus Klopstocks Messiad, Goethes Stella, Geschwister, Clavigo, Egmont usw. Er trachtete das Kolorit der fremden Klassiker zu bewahren und hat durch dieselben nicht bloß den geistigen Gesichtskreis erweitert, sondern durch seine gelungenen Wort- und Satzfügungen auch auf spätere Generationen befruchtend gewirkt.

Unter den Originalwerken befindet sich auch ein Band Gedichte. Sie sind weniger bedeutend, denn Kazinczy war mehr kritisch als lyrisch angelegt. Er war bloß eine poetische Seele. Besonders fühlte er sich vom Weimarer Ideal angezogen; er bewundert an Goethe das rein Menschliche seiner Dichtungen. Doch unfähig, dem Flügelschlage des Geistesheroen zu folgen, begnügte er sich, die melancholisch-sentimentalen Dichter, wie Matthisson, Salis und Hölty, nachzuahmen. Vom Klassiker nimmt er die Reinheit der Form, von letzteren die Gedanken, die sich jedoch bei ihm nie zu einem poetischen Bilde gestalten. Seine Poesie hat nichts Persönliches; sie ist allgemein menschlich, schreitet

kalt und majestätisch einher und wirft einen mitleidvollen Blick auf alles, was die Volksseele berührt. Er nimmt als Devise das stolze Wort Goethes: »Werke des Geistes und der Kunst sind für den Pöbel nicht da«, fühlt aber nicht, wie der Meister, die verjüngende Kraft der Volkspoesie. Persönliche Gefühle zu besingen scheint ihm zu gering; deshalb seine Ausfälle gegen Alexander Kisfaludy und Csokonai. Er liebt Dichter wie Dayka, oder seine Anhänger Kis, Szemere und Kölcsey, in denen diese melancholische, weinerliche, aber formvollendete Dichtung ihre Hauptvertreter hatte. Er liebt auch die Antike, aber bloß in formeller Beziehung. Wenn er Berzsenyi anfangs aufmuntert, so ist es mehr der Form als des Gehaltes wegen.

Am besten gelang Kazinczy das Epigramm, besonders das satirische. Unter dem Titel: »Dornen und Blumen« (1811) schleuderte er ihrer eine ganze Reihe gegen seine litterarischen Gegner. Sie erinnern an die Xenien. Die Dornen sind meist für die Grammatiker und Dichter bestimmt, welche seiner Sprachreform entgegenstanden, namentlich der Debreczener Kreis und einige siebenbürgische Schriftsteller. Mit den Blumen schmückt er die älteren Dichter und seine Anhänger.

Seine prosaischen Werke sind außer einigen Biographien und den schönen Einleitungen zu Báróczys und Daykas Werken autobiographischen Inhalts. Er las mit Wollust Goethes »Dichtung und Wahrheit«; mit Neid sah er auf die harmonisch ausgebildete Jugend des Olympiers. Er beklagte es, in Sárospatak erzogen worden zu sein, wo der Calvinismus jedes Kunstgefühl schon im Keime erstickte. Er schrieb die »Erinnerung an meine Laufbahn«, »Siebenbürgische Briefe«, welche die Reise, die er im Jahre 1816 machte, recht anmutig erzählen, ein Tagebuch aus seinem Gefängnisse. Überall zog ihn das geistig und künstlerisch Schöne an; er zeichnet sich besonders durch das Kolorit und die Energie des Ausdrucks aus, wenn er eine schöne Lage oder ein Kunstwerk beschreibt. In dieser Hinsicht überragt er alle seine Zeitgenossen.

In Széphalom, von wo er die litterarische Bewegung seiner Epoche leitete, errichtete man ihm ein Mausoleum; die Zentenarfeier seiner Geburt (1859) war die erste große öffentliche Manifestation nach dem Freiheitskampfe unter der österreichischen Reaktion. Sie war das Zeichen des wiedererwachenden Lebens;



die größten Redner und Dichter feierten ihn dazumal als den mächtigsten Kämpen der litterarischen Wiedergeburt.

Unter den Übersetzungen Kazinczys finden wir die »Gesammelten Briefe des Bácsmegyei« (1789), eine freie Übersetzung einer schwachen deutschen Wertheriade (»Adolfs gesammelte Briefe«, 1778), die er vielfach verbesserte, indem er in die Klagen Adolfs ein wenig Leben und Bewegung brachte. Der Schauplatz wurde nach Ungarn verlegt; jedoch ist die Wertherstimmung dem ungarischen Charakter zuwider. Als Kazinczy sein Manuskript dem Bacsányi zeigte, war dieser der Meinung, es wäre besser, dasselbe ins Feuer zu werfen. Der Roman hatte auch keine Wirkung. Dennoch blieb aus dieser Epoche ein anderer, von Rousseau und Goethe beeinflusster Roman in Briefen, der als der erste ungarische Kunstroman gilt. Es ist »Fannis Nachlaß« von Josef Kármán (1769—1795). Der Verfasser war Advokat und hatte seine Studien in Wien und Pest gemacht. Er erkannte bald den großen Schaden, den die Litteratur durch die Zersplitterung der Kräfte, durch den Mangel an einem Mittelpunkte erlitt. Er wollte diesen Mittelpunkt in Pest schaffen und gründete eine Zeitschrift: »Urania« (1794), die zwar nicht lange bestand, in der er jedoch außer einigen Aufsätzen seinen Wertherschen Roman veröffentlichte. In den Aufsätzen (»Briefe eines Jungvermählten«, »Todesstrafe«, »Die Verfeinerung der Nation«) zeigt er sich als Freund der Aufklärung und tritt für die Rechte der Leibeigenen ein. Auch er war ein Anhänger des Martinovics, und nur sein früher Tod rettete ihn vor dem Gefängnis. Mit seiner Zeitschrift wollte er besonders auf die Frauen wirken, denn von ihnen erwartete er das Aufblühen der magyarischen Litteratur, Tracht und Sitte. Im Gegensatz zu Kazinczy gab er dem Gehalt vor der Form den Vorzug und war der Meinung, daß Originalwerke mehr Wirkung üben als Übersetzungen.

»Fannis Nachlaß« ist der einzige lesbare Roman des 18. Jahrhunderts, denn der im Jahre 1772 erschienene »Kártigám« von Mészáros, den die Frauen förmlich verschlangen, ist bloß Übersetzung und steht nicht viel höher als die Romane des Dugonics. Trotz des französischen und deutschen Einflusses zeigt »Fanni« originale Züge. Hier ist es nicht der Mann, der seiner Leidenschaft zum Opfer fällt, sondern das Mädchen. Fanni liebt, da

aber ihr Vater aristokratische Vorurteile hegt und ihre Stiefmutter grausam ist, kann sie den Geliebten nicht heiraten. Man trennt die beiden zarten Seelen. Ihr Tagebuch und ihre Briefe an eine Freundin erzählen ihre erschütternde Geschichte. — Kármán schrieb eine reine, ungekünstelte Prosa, die ebensoweit von den Neuerungen Kazinczys als von den Trivialitäten der ›Volkstümlichen‹ entfernt ist. Als Sprachkünstler steht er hoch, aber nicht minder gewandt ist er in der Erfassung seiner Fabel. Er verwebt mit großem Geschick die Naturbilder mit der Stimmung seiner Heldin, und sein Vortrag ist überall ergreifend. Er kann als Vorläufer des ungarischen Romans betrachtet werden.

Die Wirksamkeit der Schriftsteller, die unter dem Einfluß Kazinczys standen, fällt teilweise schon in die nächste Periode, doch muß ihrer hier erwähnt werden, da sonst das Bild der litterarischen Wiedergeburt nicht vollständig wäre. Sie wirkten zwar in einer Zeit, als das Weimarer Ideal schon dem nationalen weichen mußte; sie behalten aber bis ans Ende das charakteristische Merkmal der Kazinczyschen Richtung.

Johann Kis (1770—1846) war, wie Bacsányi, der Sohn eines Leibeigenen. Er studierte in Sopron, wo er einen Selbstbildungsverein für die Schüler der höheren Klassen schuf. Derartige Vereine hatten später einen gewissen Einfluß auf das litterarische Leben, da sie das patriotische Gefühl wach erhielten und die nationale Sprache pflegten. Kis studierte dann in Göttingen und Jena, konnte Wieland, Herder, Bürger, Goethe und Schiller sehen und hören — besonders fühlte er sich von letzterem angezogen —, er trat dann in den geistlichen Stand, wurde Prediger und Superintendent der evangelischen Gemeinde zu Sopron. Er war einer der intimsten Freunde Kazinczys. Sein Leben floß ruhig dahin. Auch er wirkte besonders als Übersetzer (Tibull, Properz, die Episteln des Horaz, Juvenal, Persius, Longin, die Rhetorik des Aristoteles, einiges aus Thomson und Delille); in seinen Gedichten zeigt er sich mehr didaktisch als lyrisch angelegt; er ist stark von der Jugendpoesie Schillers, von Matthisson und Hölty beeinflusst. Seine ›Lebenserinnerungen‹ liefern schätzbare Beiträge zur Kenntnis seiner Zeit.

Paul Szemere (1785—1861), der mit dem Epigrammatiker Vitkovics und dem Historiker Stephan Horvát die Pester ›Trias‹ bildete, welche Kazinczys Theorien verteidigte, redigierte

zwei tüchtige Zeitschriften: »Leben und Litteratur« (1826—27) und »Musarion« (1829), welche auf die Entwicklung der Kritik und Ästhetik einen entschiedenen Einfluß übten. Philosophisch geschult, beurteilte er die dichterischen Werke nach festgesetzten Normen, wurde jedoch gegen die neuere, nationale Richtung nie ungerecht, denn er ermunterte drei Generationen von Schriftstellern. Als Dichter erinnert er an Wilhelm Schlegel, auch schrieb er so meisterhafte Sonette wie er. Er übersetzte auch Körners »Zrinyi« in Jamben.

Gabriel Döbrentei (1786—1851), der erste General-Sekretär der ungarischen Akademie, ist besonders als Ästhetiker und Grammatiker bemerkenswert. In Wittenberg und Leipzig gebildet, kam er später nach Siebenbürgen, wo er das »Siebenbürgische Museum« begründete (1814) und daselbst die Rolle eines Kazinczy spielte. Er liefs sich dann in Pest nieder (1819), wo er bald ein großes Ansehen genofs. Er gründete die »Theater-Bibliothek«, in der er die fremden Meisterwerke übersetzte, so Shakespeares Macbeth, versuchte sich an Ossian und gab die ersten vier Bände der ältesten ungarischen Sprachdenkmäler heraus. Seinen Gedichten, die er teils nach altklassischem Muster, teils nach deutschen Rhythmen modelte, fehlt die Originalität; blofs in seinen »Husarenliedern«, rein volkstümlich gehaltenen Gedichten, fühlt man frisches Leben pulsieren.

Der bedeutendste Schüler und Anhänger Kazinczys, derjenige, in dem die klassisch-ideale Richtung ihren Höhepunkt erreicht, ist Franz Kölcsey (1790—1838). Er ist nicht blofs Dichter, sondern auch Kritiker und hat die akademische Lobrede nach dem Muster der französischen »Eloges« in die ungarische Litteratur eingeführt. Er war auch als politischer Redner hoch geehrt. Kölcsey stammte aus einer altadeligen Familie, verlor jedoch früh seine Eltern und kam ins Kollegium zu Debreczen, wo der schüchterne Knabe sich furchtsam zurückzog und nur in den Büchern seine Freude fand. Debreczen war die Hauptfestung der volkstümlichen Richtung; die Neuerungen Kazinczys wurden daselbst mit scheelen Augen betrachtet. In der Poesie hielt man sich noch immer mehr an die Werke des braven Gyöngyösi oder an Gvadányi als an die der neueren Schulen. Trotz dieses Milieus entwickelte sich in Kölcsey eine wahre Begeisterung für Kazinczy. Er trat schon im Jahre 1808 mit ihm

in Briefwechsel. Der Meister spornte und feuerte den Jüngling an und bildete sich in ihm seinen besten Adepten. Als die Puristen das witzige Pamphlet »Mondolat« (Dictum, 1813) gegen die Sprachreform schleuderten, auf dessen Titelblatt Kazinczy auf einem Esel reitend dargestellt wurde, übernahmen es Kőlcsey und Szemere, auf dasselbe mit Geist und Feuer zu antworten.

In den lyrischen Gedichten fühlt man zuweilen die Eindrücke, welche er in seiner traurigen Jugend empfing. Jedoch ganz unter dem Banne Kazinczys, singt er selten mit wahrer Gemüts-tiefe; er wird meist sentimental und melancholisch. Sein Idealismus läßt heute den Leser ziemlich kalt. Er richtet seine Gedichte an die Einbildungskraft, an die Tugend, an die Wahrheit, an die Hoffnung, an das Andenken, Begriffe, die er als handelnde Genien darstellt. Er schreibt auch Liebeslieder, obwohl sein Herz von keiner Flamme glüht. Es war in Kazinczys Kreise eben Gebrauch, auch erheuchelte Gefühle an den Tag zu legen. Oft überläßt er sich seinem patriotischen Schmerz und glaubt, die letzte Stunde Ungarns habe geschlagen, und dies gerade zu einer Zeit, wo sowohl die sozialen als die litterarischen Zustände zu einer besseren Hoffnung berechtigten. Wahrhaft Schönes hat er bloß in der patriotischen Ode geleistet. Sein »Hymnus« ist Nationalgesang geworden und wird mit Vörösmartys »Szózat« (Zuruf) bei feierlichen Gelegenheiten gesungen. Er belebt das Andenken an die traurigen Jahrhunderte der ungarischen Geschichte und fleht den Himmel um Schutz für das Volk an, das so viel gelitten hat:

Gott! erbarm des Ungarn dich  
In des Schicksals Stürmen,  
Sei ihm Schutz, wenn ringsum sich  
Qualeswogen türmen.  
Gönn' nach langem Mißgeschick  
Ihm manch' Jahr der Freude,  
Hat's bezahlt, der Zukunft Glück,  
Mit vergangnem Leide! (Steinacker.)

Das Gedicht erschien im Jahre 1823, eben als die Nation auch aus ihrer politischen Erstarrung erwachte, um endlich der Metternichschen Regierung Widerstand zu leisten.

Auch in den Balladen Kőlcseys herrscht jene Neigung zum

Düsteren und Ahnungsvollen, welche die charakteristischen Merkmale seiner Muse sind. Bürger und Schiller waren hier die Muster. Seine bekanntesten Balladen sind: »Dobozi« (ein Held, der während der Türkenherrschaft sich mit seiner Gemahlin rettet; als er jedoch von den Verfolgern erreicht wird, sie tötet, damit sie nicht das Opfer der Barbaren werde), »Schön Lenchen«, das an »Hero und Leander« erinnert.

Die prosaischen Werke Kőlcseys sind bedeutender als seine dichterischen. Der melancholische Träumer wird hier zu einem strengen Richter, der die Geißel schwingt. Die Leser, meist an Lobeserhebungen gewöhnt, waren davon höchst überrascht. Es waren die zwei hervorragendsten Dichter dieser Epoche, Csokonai und Berzsenyi, deren Werke er zerlegte. Bei ersterem mißfiel ihm, dem Jünger Kazinczys, das Volkstümliche, der wahre Erguß der dichterischen Persönlichkeit, die er nicht zu schätzen wußte; bei Berzsenyi fand er zu viel Bombast. Csokonai war schon seit zwölf Jahren tot, als diese Kritik erschien; Berzsenyi lebte noch und wurde von diesem Angriff, in dem er die Hand Kazinczys sah, derart verletzt, daß er zu schreiben aufhörte. Beide Kritiken schiessen über das Ziel hinaus und sind in vielen Punkten ungerecht. Die Dichter bedurften damals noch der Ermunterung, denn sie rechneten bloß auf die Gunst der Leser und nie auf materielle Erfolge. War der Dichter von Haus aus arm, so kam er im Elend um. Csokonai war ein abschreckendes Beispiel dafür. Doch müssen trotz dieser unzeitigen Schärfe diese Arbeiten sowie seine Beurteilung von Körners »Zrinyi« als die ersten eingehenden ästhetischen Untersuchungen betrachtet werden. Seine akademischen Lobreden auf Kazinczy und Berzsenyi sind ebenfalls die ersten Muster dieser Gattung, welche später durch Eötvös und Gyulai zu ihrer vollsten Blüte gebracht wurde.

Kőlcseys politische Laufbahn gehört in die Geschichte; wir erwähnen bloß, daß seine Reden den reinsten Liberalismus zeigen. Mag er die schmachvolle Lage der Leibeigenen, das verrottete Gefängnis-System oder die schändliche Justizverwaltung des alten feudalen Ungarns bekämpfen, so hören wir überall einen Mann, der der Rednerbühne zum Schmucke gereicht. Er wurde im Jahre 1832 als Abgeordneter des Szatmárer Komitats in den Landtag gewählt. Man fand jedoch bald, daß

er in seinem Liberalismus zu weit ging, und er zog sich daher zurück. Nachdem er seine letzte Rede gehalten hatte, wurde die Sitzung zum Zeichen der Trauer aufgehoben. Der junge Kossuth, der damals die Landtagsberichte redigierte, liess sein Blatt schwarz eingerahmt erscheinen. Die Redner der liberalen Partei verehrten in Kőlcsey ihren Meister.

Wir haben in kurzen Zügen die Hauptströmungen gekennzeichnet, welche die Litteratur in den fünfzig Jahren der Wiedergeburt beherrschen. Wir sahen, dass die Schriftsteller bei den fremden Nationen in die Schule gingen, um ihre nationale Sprache auszubilden und diese fähig zu machen, in den verschiedenen Gattungen Bleibendes zu leisten. Von diesen fremden Ländern kommen in erster Linie Frankreich und das alte Rom, etwas später besonders Deutschland in Betracht. Nach dreissigjähriger emsiger Arbeit wird auf Grund der Übersetzungen und Nachahmungen eine dem nationalen Charakter entsprechende Litteratur geschaffen. Die ersten Vorläufer, Alexander Kiszfaludy, Berzsenyi, Csokonai und Kőlcsey, können schon als Vertreter eines Kunstideals betrachtet werden, das die folgende Periode blofs zu entwickeln hat, um die Litteratur auf eine europäische Höhe zu bringen. Die erste Bedingung dieses Aufblühens — die Sprache — war dank den Bestrebungen Kazinczys und der anderen leitenden Geister gegeben.

---

## Viertes Kapitel.

### Romantisch und National.

---

Nach fünfzigjährigem Ringen und Schaffen war die Grundlage zu einer nationalen Litteratur gelegt. Was die Bahnbrecher, zu welcher Richtung sie auch gehörten, so sehnlich erwünscht hatten: das nationale Idiom zu pflegen, es zu vervollkommen, eine litterarische Strömung im Lande hervorzurufen, welche durch ihre Kontinuität die Kulturentwicklung fördern sollte, dies war zu Anfang der zwanziger Jahre erreicht. Fünfzig Jahre liegen zwischen den ersten Werken Bessenyeis und dem Musenalmanach Karl Kisfaludys »Aurora«. Wie Agis der erste Trompetenstoß zur Weckung der in Lethargie versunkenen Nation war, so vereinigt die Aurora die Kräfte, welche auf nur nationalem Boden die Blütezeit der Litteratur vorbereiten. Während der Wiedergeburt lastet die autokratische Monarchie noch schwer auf den Geistern. Man bemerkte wohl die Schäden, welche dieses System dem Magyarentum zufügte, jedoch betrachtete man dieselben bloß von der »sprachlichen« Seite. Man fand, daß der germanisierende Hof oft zu weit ging und den Hemmschuh bildete, der die Litteratur in ihrem Wachstum hinderte. Bessenyei wie Péczeli, Berzsenyi wie Alexander Kisfaludy stehen noch, obwohl die westeuropäischen Strömungen ihre Seele stark erfaßt hatten, obwohl der aus Frankreich wehende demokratische Geist auch ihre Gemüter berührt hatte, im Banne der alten magyarischen Standesprivilegien und wünschen keine radikale Umwälzung. Es sind Männer, denen in erster Linie die Sprache und die Litteratur am Herzen liegt. Soziale oder konstitutionelle Mifs-

bräuche regen sie weniger auf, erst in Bacsányi und Kazinczy rührt sich der Bürger neben dem Schriftsteller. Jedoch treten bei der folgenden Generation die politischen und gesellschaftlichen Tendenzen immer mehr hervor. Dies drückt den zwei Perioden ihr Merkmal auf. Während die Schriftsteller der Wiedergeburt noch mit dem vernachlässigten Idiom zu kämpfen haben, demselben die Schönheit, die Biagsamkeit, den Wortreichtum der abendländischen Litteratur aufprägen wollen, steht die folgende Epoche schon gut bewaffnet da, bildet die Sprache noch weiter aus, aber stets auf nationaler Basis und zieht auch die Verhältnisse des Landes in den Kreis ihrer Betrachtung. Die Schriftsteller werden die tätigsten Mitarbeiter der politischen Wiedergeburt; sie kämpfen während eines Vierteljahrhunderts an der Seite der großen Staatsmänner, die den Feudalstaat in einen auf demokratischer Grundlage beruhenden modernen Staat umbilden. Széchenyi, Kossuth, Deák und die anderen Koryphäen des Liberalismus konnten ihr großes Reformwerk nur mit Hilfe der Schriftsteller durchführen.

Die Epoche wird die romantisch-nationale benannt. Romantisch, weil sie nach der Juli-Revolution den im französischen Romantizismus herrschenden demokratischen Geist für Ungarn fruchtbar zu machen suchte; national, weil sie nicht mehr ausschließlich Nachahmerin der westeuropäischen oder antiken Versformen ist, sondern meist den nationalen Rhythmus in ihren Gesängen anwendet, beinahe ausschließlich nationale Stoffe bearbeitet und das alte magyarische Heldentum als leuchtendes Beispiel besingt. Die deutsche Romantik hatte bei Kazinczy und seiner Schule das Brauchbare, das sie geben konnte, geliefert; sie hat jedoch wenig Erfolg gehabt. Die mondbeglänzte Sternennacht, der Eremit in seiner Klause, das Erwecken des Mittelalters behagte nicht einem Lande, das schon seit neun Jahrhunderten im Mittelalter steckte. Ein neuer Hauch war notwendig. Der Freiheitsruf der Viktor Hugoschen Dramen, die Debatten der französischen Kammer während des Juli-Königtums, der demokratisch organisierte Staat waren die leuchtenden Beispiele, die die Herzen erfüllten. Es war dies der schöne Frühling sowohl der Litteratur als der sozialen und politischen Bewegung. Litteraten und Politiker können seither in diesem Lande, das fortwährend für seine Freiheit kämpft und, je mehr



diese Freiheit bedroht wird, desto fester an derselben hängt, nicht von einander geschieden werden. Die Dichter Ungarns bedürfen zu ihrem Verständnis der Beleuchtung des politischen Hintergrundes. Wer nicht weiß, wie das Land während des Metternichschen Systems regiert wurde, kann die Werke eines Vörösmarty, Petöfi oder Eötvös nicht voll genießen.

Schon seit drei Jahrhunderten wurde Ungarn sowohl in Wien als im Auslande als österreichische Provinz betrachtet. Das Isolierungssystem, das besonders nach der Niederlage Franz Rákóczis angewandt wurde, hatte seine Früchte getragen. Franz Deák konnte noch Mitte der dreissiger Jahre sagen: »Europa kennt uns nicht, und es gibt afrikanische Kolonien, für die es sich mehr interessiert als für unser Land.« Und in diesem nach feudalen Grundsätzen regierten Lande standen die verschiedenen Stände sich fremd gegenüber. Selbst die verschiedenen litterarischen Schulen wandten sich bloß an eine der Kasten: die »Franzosen« an den hohen Adel, die »Lateiner« an den mittleren, die »Volkstümlichen« an die große Menge. Von diesen Kasten lebte der hohe Adel (die Magnaten) entweder sybaritenmäßig auf seinen riesigen Landgütern oder verprasste sein Geld in Paris und London. Die Magnaten, welche in Staatsdienste traten und in den drei Hauptämtern (der ungarischen Hofkanzlei, dem Statthaltereirat, der Hofkammer) walteten, waren der Wiener Politik mit Leib und Seele ergeben; sie spielten hier und da den Mäcen, glaubten jedoch, daß es besser sei, das Volk in der Unwissenheit zu lassen. Dieses war seit drei Jahrhunderten geknechtet, leistete nicht bloß Frondienste, sondern trug auch alle Lasten des Landes, ohne das geringste Recht zu haben. Zwischen den Magnaten und den Leibeigenen stand der kleine Adel und das Bürgertum. Der erstere wohnte auf seinen kleinen Besitzungen, versammelte sich bei der Neuwahl der Behörden auf dem Komitatshause, lebte ganz abgeschlossen von den Strömungen des Abendlandes und war auf seine Privilegien höchst eifersüchtig. Nur nach harten Kämpfen konnte er dazu bewogen werden, zum Wohle des Vaterlandes auf den Frondienst zu verzichten und seine Steuer zu zahlen. Diese Kämpfe dauerten ein Vierteljahrhundert; denn war in früheren Jahrhunderten das Komitat das Bollwerk der konstitutionellen Freiheiten, so sank es später zum selbststüchtigen Verfechter alter, unhaltbarer Vor-

urteile herab. Man muß in den Werken Széchenyis und Eötvös', in den Reden Deáks die heftigen Ausbrüche und Satiren gegen dieses feudale System lesen, um sich zu überzeugen, wie stark das Übel Wurzel gefaßt hatte und zu welch schändlichen Mißbräuchen diese Komitatsbehörden es oft kommen ließen. — Das Bürgertum existierte damals noch nicht; es bestand aus Deutschen, welche in den größeren Städten als friedliche, ihre Verpflichtungen pünktlich erfüllende Mitbürger wohnten, Handel und Gewerbe trieben und vom nationalen Geist erst viel später erfaßt wurden. Das Werk der romantisch-nationalen Periode bestand nun darin, diese verschiedenen Kasten in eine Nation umzuwandeln. Es ist unstreitig die größte Reform, die je in Ungarn vollzogen wurde; sie kann nur mit der Einführung des Christentums oder mit der Verbreitung der Reformation in Parallele gesetzt werden. Aus dem feudalen Staat einen demokratischen gemacht, neunhundertjährige Privilegien abgeschafft, eine Volksvertretung statt des ständischen, bloß durch den Adel vertretenen Landtags eingeführt und in der Administration, in der Justiz, im Unterrichtswesen west-europäische Formen angebahnt zu haben: all dies ist die Frucht dieser 25 jährigen Arbeit.

Der Mann, der sie unternahm war, Graf Stephan Széchenyi (1791—1860), der »größte Ungar« benannt. Sein Vater war der Begründer des National-Museums (1802); er selbst stiftete durch einen hochherzigen Akt im Jahre 1825 die ungarische Akademie, die von dieser Zeit an der Mittelpunkt der sprachlichen und historischen Forschung wurde. So hatte sich der Wunsch, den schon Bessenyei, Révai und so viele Vorkämpfer geäußert hatten, endlich verwirklicht. In Wien geboren, jedoch teilweise ungarisch erzogen, verbrachte Széchenyi seine Jugend auf dem Schlachtfelde, zog mit den Verbündeten im Jahre 1814 in Paris ein, bereiste dann ganz Europa und bildete sich für sein Riesenwerk heran. Die Politik der heiligen Allianz lastete damals schwer auf Ungarn. Nachdem der Hof vom Lande Gut und Blut gefordert hatte, um Napoleon zu bekämpfen, wurde der Landtag während dreizehn Jahren nicht mehr einberufen und die schönen Versprechungen blieben auf dem Papier. Im Jahre 1822 regte es sich endlich; einige Komitate verweigerten die Steuern und die Rekruten. Metternich, der für Ungarn bloß Spottworte und Sarkasmen hatte, der es mit Bötien verglich und sagte,

daß man nie vergessen dürfe, daß vor 150 Jahren daselbst noch Paschas regiert hatten, mußte dennoch nachgeben, und der Landtag wurde auf 1825 einberufen. Mit diesem Jahre beginnt sowohl in der Politik als in der Litteratur eine neue Periode, und es werden die Grundlagen des modernen Ungarns gelegt. Während der Landtage, die bis 1848 wirkten, gewannen die Liberalen, welche oft aus dem Scholse des höchsten Adels hervorgingen und durch das zündende Wort Széchenyis entflammt wurden, immer mehr Boden, bis endlich die Demokratie unter Kossuth jenen vollständigen Sieg davontrug, der in der Bildung des ersten ungarischen Ministeriums gipfelte. Jedoch bis 1841, bis zur Gründung des Blattes *Pesti Hirlap* durch Kossuth, steht das Land unter dem Einfluß Széchenyis. Er trat zuerst als Publizist auf und schrieb seine drei berühmten Flugschriften: *Credit* (1830), *Licht* (1831), *Stadium* (1833), diese drei Pyramiden, die zum Himmel emporragen. Das alte Ungarn muß zuerst verschwinden, um wie ein Phönix aus seiner Asche zu erstehen: dies war das Feldgeschrei, dies das Banner, unter das sich das liberale Element scharte. Für Széchenyi liegt der Urquell alles Übels in der feudalen Verfassung, in den Gesetzen über den Grundbesitz und die Rechtspflege, in der schrecklichen Armut an Verkehrsmitteln, welche den Reichtum des Landes nicht auszubeuten gestatten, in jener Komitatspolitik, welche bloß Handel sucht, statt zu wirken. Genug der Tränen für eine glorreiche Vergangenheit, man muß in die Zukunft blicken, denn wenn viele glauben, daß Ungarn gewesen ist, so glaubt Széchenyi vielmehr, daß »es erst sein wird«. Man dürfe nicht vergessen, daß das Land in allem zurückgeblieben ist, man muß das offen anerkennen und dann ans Werk gehen. Das ungarische Volk ist jung und strotzt von Kräften, die jedoch benützt werden müssen. Széchenyi war es, der aus Pest einen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und litterarischen Mittelpunkt machte. Sein allumfassender Geist liefs nichts unbeachtet. Die Begründung der Akademie, die Verschönerung der Hauptstadt, alles, was die Magnaten aus Paris und London nach Ungarn locken konnte: ein adeliges Kasino, ein National-Theater, eine Kettenbrücke, Wettrennen waren bloß verschiedene Punkte desselben Programms; denn bei Széchenyi ging die geistige und die ökonomische Reform Hand in Hand — und wer könnte heute leugnen, daß

beide im engsten Verhältnis stehen. Überall regte sich frisches Leben. Besonders auf die Schriftsteller war sein Einfluß bezaubernd. Er war es, der sie der elegischen, melancholischen Betrachtung entriß und sie anspornte, ihre Blicke in die Zukunft, auf das frische Leben des Volkes zu richten. Es kann zu Ehren der damaligen Dichter, Dramatiker und Romanschriftsteller gesagt werden, daß keine einzige Feder in den Dienst der reaktionären Konservativen trat. Sie waren alle dem neuen Geiste zugetan; kein störendes Element trat in dieses wunderbare Orchester.

Jedoch wollte Széchenyi alle Reformen, besonders die politischen, nur wohl überlegt, nach und nach zustande bringen; er wollte mit dem Wiener Hof nicht brechen, sondern mit seiner Hilfe die ökonomische Wiedergeburt des Landes bewerkstelligen. Freilich ging dies langsam, denn wenn Metternich auch einige Reformen billigte, wollte er doch nicht aus Ungarn einen starken, selbständigen Staat schaffen; er ließ die Fesseln und Ketten das Land recht oft fühlen, und man fand, daß die Fortschritte von einem Landtag zum andern nur geringe waren. Als dann Kossuth mit seinem »Pesti Hirlap«, der ersten nach europäischem Muster angelegten ungarischen Zeitung auftrat, kam es bald zur Fehde. Im Grunde herrschte kein Widerspruch zwischen den politischen Ansichten der beiden leitenden Geister, jedoch die Art, dieselben darzulegen, war nicht dieselbe. Széchenyi, immer vorsichtig, wollte nichts überstürzen; er kannte die Macht der Konservativen am Hof; er wollte den hohen Adel überzeugen, daß, wenn er auch momentan auf seine Privilegien verzichte, dies sowohl ihm als dem Lande später zugute kommen werde; Kossuth, als Demokrat, schleudert ihnen jedoch sein berühmtes Wort zu: »Durch euch und mit euch, wenn ihr wollt; ohne euch und selbst gegen euch, wenn es sein muß.« Er wollte rascher auf dem Wege der Reformen vorwärtsschreiten. Nun erhob Széchenyi seine warnende Stimme. Zuerst im »Volk des Ostens« (1841), wo er seiner Befürchtung, aber auch seiner Ironie, seinem zermalmenden Hohne Ausdruck verleiht. Selbst so ruhig denkende Männer wie Deák und Eötvös konnten dieses Auftreten gegen einen Journalisten — denn damals war Kossuth noch nicht Abgeordneter — nicht gutheifsen. Die Liberalen, aber besonders die Jugend, welche früher für Széchenyi voll

Begeisterung waren, wandten sich nach und nach von ihm ab, und als er endlich von der Regierung an die Spitze des Verkehrs wesens gestellt wurde und sich mit der Theißregulierung und der Sprengung des Eisernen Tores befaßte, wogte die demokratische Strömung fort, und das Land trat auf Kossuths Seite. Als der Landtag im Jahre 1847 zusammentrat und Kossuth als Deputierter von Pest gewählt wurde, liefs Széchenyi seinen letzten Mahnruf in den »Fragmenten eines politischen Programms« ertönen. Er spielte jedoch nur die Rolle der Cassandra. Gebrochenen Herzens — denn er sah die Revolution schon im vorhinein — nahm er im neugebildeten Ministerium das Portefeuille für Verkehrsmittel an, mußte jedoch bald nach Döbling bei Wien in eine Irrenanstalt gebracht werden, wo er die letzten zwölf Jahre seines Lebens zubrachte. Als das Land, das er in politischer, gesellschaftlicher und ökonomischer Beziehung organisiert hatte, unter der österreichischen Reaktion blutete, sandte er noch in deutscher Sprache einen »Blick« an Europa, um die Missetaten des Bachschen Systems an den Tag zu legen. Von der Wiener Polizei selbst im Irrenhause behelligt, erschofs er sich, und Ungarn legte Trauer an.

Was Széchenyi so lange angebahnt hatte, vollbrachte Ludwig Kossuth (1802—1894) in kurzer Zeit. Er war der ungarische Demosthenes. Er hat keine litterarische Wirksamkeit hinter sich, denn die einzige Flugschrift, die er vor der Verfassung seiner Memoiren (1880) schrieb, war die Antwort auf Széchenyis »Volk des Ostens«. Seine politische Rolle kann hier nicht besprochen werden. Es genüge zu sagen, dafs er vom Jahre 1847 bis zur Világoser Katastrophe der Abgott seiner Nation war, und dafs die ungarische Tribüne weder vor noch nach ihm einen solchen Redner hervorgebracht hat. Selbst in England und Amerika, wo er sich der im Exil erlernten fremden Sprache bediente, wurde er mit den besten Parlamentsrednern verglichen. Er beherrschte die Masse und hauchte ihr etwas von seinem Geiste ein. Széchenyi verdamnte seine Gefühlspolitik; jedoch konnte sich Kossuth nicht der Diktatur des kalten Verstandes unterwerfen. Er stützte sich aufs Volk, weil ihm die Vormundschaft der Aristokraten verhängnisvoll schien. Mit einem Schlage erreichte er die Befreiung der Leibeigenen, Gleichheit vor dem Gesetz und bei der Steuerleistung, eine parlamentarische Ver-

fassung durch ein unabhängiges Ministerium gesichert, Freiheit und Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen, Pressfreiheit, Abschaffung des Zehnten. Im Jahre 1848 hat das feudale Ungarn aufgehört zu leben, das demokratische tritt an seine Stelle. Wohl brach die Revolution aus, das Blut floß in Strömen, aber welcher Ungar wollte diese Blätter aus seiner Geschichte verschwinden sehen? Bloß durch diese Taufe gewann das Land Vertrauen zu sich; das Ausland fing an auf dasselbe aufmerksam zu werden, und nach achtzehnjährigem Druck ersteht es auf Grund derselben Verfassung, die es im Jahre 1848 dank dem Geiste Széchenyis, Kossuths, Deáks und Eötvös' erhalten hatte.

Diese politischen Leistungen müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir die Werke dieser Periode, die schönsten, welche die ungarische Litteratur hervorgebracht hat, beurteilen wollen. Es war ein äußerst fruchtbares Blühen. Von der großen Trias der Poesie: Vörösmarty, Petöfi und Arany, beschliessen die zwei ersten ihre ganze Wirksamkeit während dieser Periode; der dritte schrieb einige seiner Meisterwerke noch vor der Revolution. Das Theater wird auf romantisch-nationalem Grunde von Karl Kisfaludy, Katona, Szigligeti begründet und findet seine Pflegestätte seit dem Jahre 1837 im Nationaltheater der Hauptstadt; der Roman wird ebenfalls damals geschaffen, nachdem er lange bloß Übersetzungen und Überarbeitungen geliefert hatte und noch nicht künstlerisch entwickelt war. Dank der Gründung der Akademie tritt auch das gelehrte Leben in festere Bahnen, die Kisfaludy-Gesellschaft (1836) wird eine Pflegestätte der ästhetischen Kritik. Das Schaffen erreicht eine bis dahin ungeahnte Fülle und Mannigfaltigkeit.

### I. Die Poesie.

Schon in der vorhergehenden Epoche hatte die lyrische Poesie bedeutende Vertreter in Alexander Kisfaludy, Csokonai und Berzsenyi aufzuweisen; jedoch die höchste Blüte zeigt sich erst in dieser Periode in den Werken Vörösmartys und Petöfis. Zahlreiche Gattungen werden geschaffen. Das Epos, das sich zu Anfang des Jahrhunderts noch in den Spuren der Henriade mühsam fortbewegte, tritt im Jahre 1825 formvollendet bei Vörösmarty hervor; die Volkspoesie wird gegen Ende dieser

Periode gesammelt und übt ihren Einfluß auf die folgenden Geschlechter.

Das ganze Gebiet der Dichtung wird von Michael Vörösmarty (1800—1855) beherrscht. Er ist noch Vertreter der klassischen Richtung, jedoch wird unter seiner Meisterhand der Hexameter zu einem echt nationalen Rhythmus; in seinen lyrischen Gedichten herrschen aber die westeuropäischen Formen. Er ist der Schöpfer der poetischen Sprache der Magyaren, und dies räumt ihm einen der ersten Plätze in der Litteraturgeschichte ein. Als er auftrat, war der Kampf zwischen den Sprachreformern und den Puristen kaum beendet; aber weder im einen noch im anderen Lager hätte man geglaubt, daß die Sprache so viel Kraft, Eleganz und orientalische Glut vereinigen könne. Weder Neologen noch Orthologen erkannten in diesen farbenreichen Epen ihre Sprache; sie war jedem verständlich, gebrauchte die Neubildungen nur mäßig, schöpfte aber desto mehr aus dem Volksleben.

Vörösmarty wurde in Nyék, einem Dorfe des Fehérvärer (Weißenburg) Komitats geboren. Er studierte in Székes-Fehérvár und Pest. Da er seinen Vater frühzeitig verloren hatte, und seine Mutter nicht begütert war, so war er darauf angewiesen, sein Brot durch Privatunterricht zu erwerben. Er setzte seine juridischen Studien fort, kam jedoch als Erzieher zur Familie Perczel, wo die Schwester seiner Schüler einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Mit 23 Jahren läßt er sich in Pest nieder, tritt mit dem Aurora-Kreis in Verbindung und veröffentlicht zwei Jahre später sein erstes Epos: Zaláns Flucht. Die Wirkung war eine außerordentliche. Nie hatte die ungarische Sprache in solch bezaubernder Weise ertönt. Mit einem Schlage wurde der junge Dichter der Großmeister der Poesie. Noch heute erkennt die Kritik an, daß seit Homer und Vergil nie solche Hexameter geschrieben wurden. Was Fülle und Reichtum des Ausdrucks, orientalische Pracht der Bilder betrifft, hat ihn bis heute kein ungarischer Dichter übertroffen. Dazu erschien das Gedicht in einer Zeit der größten Spannung, denn die öffentliche Meinung war vor Eröffnung des Landtages durch die ungerechten Eingriffe Metternichs aufs höchste erregt. Man sah ein, daß die alten Zustände nicht mehr dauern können; was aber an deren Stelle treten werde, das konnte noch niemand ahnen. Und wie das

Epos Vörösmartys die Besitznahme des Landes durch Árpád besingt, so galt es auch nach neunhundert Jahren wieder das Land zu erobern, und diese Eroberung war nicht minder schwer als die erste.

Der Dichter fuhr noch sechs Jahre auf epischem Gebiete fort, gab herz- und gemütergreifende Gesänge, ferner eine große Anzahl lyrischer Dichtungen, die sich alle durch einen erhabenen Patriotismus und eine bisher nie geahnte Schönheit der Sprache auszeichnen. Die neubegründete Akademie, die Leitung einer Zeitschrift erlaubten ihm, den Musen zu opfern, wenn auch nicht sorgenlos, aber doch in besseren Verhältnissen, als dies noch zu Anfang des Jahrhunderts möglich gewesen wäre. Zu dem epischen und lyrischen Lorbeer wollte er auch den dramatischen fügen, aber hier konnte man bloß die erhabene Diktion bewundern. Im Jahre 1843 heiratete er Laura Csajághy, die er bei seinem Freunde Bajza kennen lernte. Die demokratische Bewegung ergriff auch ihn; sein Charakter war jedoch allen gewaltsamen Schritten abhold. Er freute sich am Erwachen seines Vaterlandes, jedoch war er nicht revolutionär gesinnt, wie Petöfi. »Er neigte zur Demokratie,« sagt sein geistreicher Biograph, Paul Gyulai, »ohne mit Leib und Seele Demokrat zu sein; er fürchtete sich gerade nicht vor der Revolution, wollte aber kein Revolutionär werden.« Er blieb Dichter, dem die politischen Umwandlungen nicht mißfielen; er bewunderte ebenso den juridisch-logischen Geist Deáks als die donnernden Ausfälle Wesselényis. Kurz vor dem Freiheitskampfe wurde er zum Abgeordneten gewählt; er spielte als solcher keine große Rolle; er tat seine Pflicht, indem er dem Reichstag nach Debreczen folgte. Nach der Niederlage bei Világos (1849) mußte auch er, wie so viele Tausende, flüchten. In Wäldern und Hütten irrte er mit seinem Freunde Bajza umher. Sein Geist war gebrochen, seine echt lyrische Natur unfähig, der Leier einen Akkord zu entlocken. Als die militärischen Behörden schon der Opfer genug in den Tod gesandt hatten, wurde er freigesprochen, zog sich aufs Dorf zurück, wo er seine Kinderjahre verlebt hatte, und pflegte seinen Garten. Kam er manchmal nach Pest, konnte er sehen, wie tief das Land nach dem ersten Aufschwung gesunken war. Die Besten waren entweder auf dem Schlachtfelde gefallen oder lebten in der Verbannung; andere wurden in die öster-



reichischen Regimente eingestellt und weit von ihrer Heimat gesandt. Todesstille herrschte dort, wo es vor einigen Jahren noch so belebt war. Während eines solchen Besuches starb er in Pest. Sein Begräbniß gestaltete sich zu einer imposanten nationalen Manifestation gegen die Haynausche und Bachsche Schreckensregierung. Sein treuer Freund, Deák, veranstaltete für die Witwe und deren Kinder eine Kollekte, die sie vor Not schützten. Schon im Jahre 1866 setzte man ihm eine Statue in Székes-Fehérvár. Die hundertjährige Feier seiner Geburt wurde im ganzen Lande begangen; Verfügungen wurden auch getroffen für ein in der Hauptstadt zu errichtendes Monument.

Vörösmarty beherrschte das ganze Gebiet der Litteratur. Er ist Epiker, Lyriker, Dramatiker, zuweilen auch Erzähler und Kritiker. In seiner Zeit wurden besonders seine Epen hochgehalten; doch werden sie heute weniger gelesen und rufen bloß das Andenken an jene Epoche wach, wo das Land, von der Fremdherrschaft unterdrückt, beinahe verzagte und nur noch in den Heldentaten der Vorfahren einigen Trost fand. Diese Stimmung herrscht in den meisten Epen Vörösmartys, welche als Denkmäler der Sprachkunst das höchste Lob, jedoch als Kunstwerke auch manchen Tadel verdienen. So kann man der »Flucht Zaláns« (zehn Gesänge) trotz der herrlichen Beschreibungen die Länge der Episoden, den schwankenden Grund, auf welchem das ganze Epos ruht, vorwerfen. Es führt uns in eine halbhistorische halbmythische Zeit, als Árpád mit den Magyaren nach Ungarn kam und in einer entscheidenden Schlacht auf den Höhen Alpárs den Slawenfürsten Zalán, der sich mit den Bulgaren verbündet hatte, schlug. Wie in den klassischen Epen, müssen auch die Gottheiten am Kampfe teilnehmen. Jedoch in den alten Dichtungen waren diese Gottheiten scharf ausgeprägte Individualitäten, während Vörösmarty sich seinen Olymp erst schaffen mußte. Der Gott der Heere, Hadúr, der böse Genius, Ármány, waren Schöpfungen, welche der Einbildungskraft der Gelehrten entsprungen waren und im Volksgeist kaum einige Spur hinterließen. Die ganze Mythologie, die im Zalán in so prachtvollen Farben glänzt, ist reine, litterarische Invention. Ferner kannte man zu Anfang des 19. Jahrhunderts sehr ungenau die Sitten und Gebräuche der alten Magyaren. Deshalb erscheint Árpád wie ein westeuropäischer Held des Mittelalters, mit allen

Tugenden ausgestattet, immer zum Kampfe bereit, immer siegreich. Ist jedoch der Charakter des Haupthelden minder gelungen, wird die Handlung durch die langen Episoden schleppend, so muß man einigen dieser Episoden dennoch das höchste Lob spenden. Die Liebe Etes zur schönen Hajna, welche sich wie ein roter Faden durch das ganze Gedicht zieht, ist echt romantisch und mit Meisterhand ausgeführt. Es fehlt auch nicht an einigen charakteristischen Nebenfiguren. Die Kunst des Dichters breitet über das Schlachtgewühl, das Liebesweh, den Sieg der Magyaren einen solchen Reichtum an orientalischer Farbenpracht, daß einzelne Stellen immer mit Entzücken gelesen werden. Besonders aber wirkte das Gedicht in seiner Zeit, denn es erschien als der dichterische Ausdruck der allgemeinen Stimmung; es war jedem verständlich, obwohl im alten Versmaße geschrieben. Diese Hexameter klangen wie Waffenge töse in der Beschreibung der Schlachten, wie eine süße Leier in den Liebesszenen. Sie erinnerten — mit zahlreichen Anklängen an Ossians erhabene und düstere Töne — an eine fabelhafte Vorzeit, wo die Magyaren stark und gefürchtet waren und mit ihrer militärischen Überlegenheit ein Land eroberten, das nun unter fremdem Drucke schmachtete und die Wege suchte, von diesen Banden befreit zu werden. Der Dichter sagt wohl, daß seine Epoche schwach und entnervt sei; dies diente jedoch bloß zur Anspornung; die nächste Zukunft zeigte, daß der Mahnruf nicht leer verhallt war. Der Ahnherren Ruhm, der im nächtlichen Dunkel schlummerte, begeisterte die Generation und vollbrachte das Werk des nationalen Erwachens.

Der große Erfolg »Zalán« bewog Vörösmarty auf epischem Gebiete fortzufahren. Er hatte sogar die Absicht, noch tiefer in die Vergangenheit des magyarischen Volkes zu dringen und es in seiner Urheimat, in Asien, aufzusuchen. Hier fehlte jedoch der mythische und sagenhafte Grund gänzlich, und er konnte bloß einige Bruchstücke geben. Besser gelang ihm »Cserhalom« (1825) und »Eger« (1827). Das erste, in einem Gesange, ist die Verherrlichung des Königs Ladislaus, der als Prinz sich im Kampfe gegen die Kumanier (1070) auszeichnete. Die Sage erzählt, daß er sie bei Cserhalom geschlagen hatte; im Schlachtgewühl hatte er einen Ritter erblickt, der ein ungarisches Mädchen auf seinem Roß entführte. Wie der Blitz fährt

Ladislaus ihm nach, tötet ihn und befreit die Jungfrau: Vörösmarty nennt den Kumanierhelden Árbocz, der die schöne Etelka ihrem Vater geraubt hatte. Um die Schönheit dieses Mädchens zu beschreiben, gebraucht der Dichter ein Mittel, das Homer bei der Schilderung Helenas anwendet: er läßt uns ihre Schönheit durch den Eindruck, den sie auf die Kampfgenossen des Árbocz macht, ahnen.

Keine Sterbliche war ihre Mutter,  
Milch ihre Nahrung nicht; von Däften lebte sie oben.  
Windhauch hielt sich ihr fern; die Wangen badete Fröhrot,  
Darum allein ist dieses vor Scham zum Purpur geworden.

(Pachler.)

Er will sie nach dem weiten Osten entführen, wo die Nachtigall sangreicher und der Hain grüner ist, wo der Wind sanfter weht und der Himmel herrlicher funkelt. Sie bleibt jedoch gegen seine Lockworte taub. Die Schlacht beginnt, und Etelka wird befreit. Höchst künstlerisch und rührend ist die Szene, wo sie den Tod des Árbocz, der sich gegen sie als wahrer Ritter benommen hatte, betrauert und Ladislaus bittet, den Leichnam begraben zu dürfen. Das kleine Gedicht ist eine Perle der epischen Kunst Vörösmartys. Es ist knapp, ohne langweilige Episoden, und die Sprache ist ebenso schön und farbenreich als die des Zalán. — Eger, in drei Gesängen, behandelt eine Episode aus der Türkenherrschaft. Die Festung Eger (Erlau) wurde im Jahre 1552 von Dobó heldenmütig verteidigt; selbst die Frauen zeichneten sich während der Belagerung aus. Auch in »Eger« sind die Kämpfe und Gefechte in schönen Hexametern beschrieben. Besonders ergreift aber die Rede des alten Bornemisza, in welcher der Dichter in meisterhaften Zügen die Gründe des Verfalls Ungarns darlegt. Die einzelnen Teile des Landes fühlen nicht mehr das Band, das sie einst vereinigte; deshalb kann der Halbmond nach Belieben herrschen. Dobó verlangt Hilfe bei den benachbarten Städten: diese bleiben jedoch lange taub, und es bedarf der zerschmetternden Rede eines alten Helden, um sie aus ihrer Apathie zu reißen. Wunderschön ist auch die Liebeszene zwischen Omar und der Tochter Dobós, Ida. Omar war früher Christ und liebte Ida: jedoch durch ein Mißverständnis getrennt, trat er zu den Türken über, ward bei der Belagerung verwundet und von Ida gepflegt.

Alle diese Epen stützen sich teils auf die lückenhafte Sage, teils auf geschichtliche Begebenheiten. Zwei andere sind aus der Einbildungskraft des Dichters hervorgegangen. Das eine, »Széplak« (Schönburg, 1828), führt uns in die Zeit Matthias Corvins und erzählt die schrecklichen Folgen der Eifersucht Ugods, der die schöne Zenó geheiratet hatte. Während eines Feldzuges kommt ein armer Lautner, Orbai, als Pilgrim verkleidet ins Schloß. Er entbrennt in Liebe zur Dame, verläßt sie jedoch ohne Geständnis. Im Walde sieht ihn der heimkehrende Ugod; seine Eifersucht erwacht, er verfolgt den armen Lautner bis in eine von Jungfrauen bewohnte Burg, wo dieser Rettung findet, kehrt heim und tötet sein Weib. Von ihrer Unschuld zu spät überzeugt, geht er unter die Tiere des Waldes seine Sünden büßen. — Das letzte Gedicht: »Die zwei Nachbarburgen« (1831) kann als das Meisterwerk der epischen Kunst Vörösmartys betrachtet werden. Der Dichter versetzt uns ins 13. Jahrhundert, in die Regierungszeit Ladislaus des Kumaniers, der Rudolf von Habsburg gegen Ottokar unterstützte. An der Schlacht nahm auch Tihamér, der Sohn des alten Sámson, teil; als er jedoch in sein väterliches Schloß zurückkehrte, fand er seinen Vater und seine Brüder ermordet. Sein Nachbar, Káldor, der Herr von Ságvár, hatte mit seinen Söhnen die Freveltat verrichtet. Tihamér schwört, nicht eher zu ruhen, als bis er dies verruchte Geschlecht ausgerottet habe. Mit des Königs Erlaubnis fordert er seine Gegner zum Zweikampf. Nach und nach fallen die drei Söhne, bis endlich die Reihe an den alten Káldor kommt, der ebenfalls den Schlägen Tihamérs erliegt. Im Schloß bleibt bloß Enikó, die Lilie, die in diesem blutigen Sumpfe unbefleckt aufgewachsen ist. Als sie den Rächer erkennt, fällt auch sie tot nieder. Ihr schönes Gesicht erscheint ihm aber fortwährend, und selbst im Grabe findet er keine Ruhe. Das Epos scheint den Göttern der Rache und des Hasses gewidmet zu sein. Es war das letzte, das Vörösmarty geschrieben hatte, weil ihn von nun an besonders die Bühne beschäftigte.

Diese Epen bleiben die Muster einer klassischen Kunst; volkstümlich wurden sie nicht, eben der antiken Form halber. Der Schöpfer des nationalen Epos sollte zu Ende dieser Epoche in Arany erstehen.

Vörösmartys Lyrik umfaßt die ganze Tonleiter der mensch-

lichen Gefühle: Patriotismus und Liebe, hier und da auch die Satire und den Humor; jedoch fehlt ihm das Gefühl für die Natur. Welchen Gegenstand er auch behandeln mag, er bleibt vorwiegend Erwecker patriotischer Empfindungen. Jedoch ist sein Patriotismus nicht mehr in jene krankhafte Melancholie gehüllt, die bei Kőlcsey und andern vorherrscht. Anfangs zollte auch er dieser trüben Stimmung seinen Tribut, bald zeigte er sich aber als begeisterter Zeitgenosse Széchenyi's. Auch er hofft, daß die Zukunft schöner sein wird als die Vergangenheit. Ein Volk, das tausend Jahre um sein Dasein gekämpft hat, kann nicht umkommen; sollte dies eintreffen, so wird es wiedererstehen. »Ein tausendjährig Leiden fleht um Leben oder Tod«, sagt er in seinem Szózat, welches zur Nationalhymne geworden ist. Verzweifeln darf der Ungar nicht, seine Wiege wie sein Grab muß die vaterländische Erde sein; denn nur durch das Erstarken des nationalen Gefühls kann die Wiedergeburt erreicht werden. Diese Zuversicht zu der Zukunft spricht auch aus der »Ode an Ferdinand V.«, in dem herrlichen Gedichte an Franz Liszt, wo mit großer Kunst das bezaubernde Spiel des ungarischen Virtuosen auch im Rhythmenschlage nachtönt. Viele Gedichte sind an die Frauen Ungarns gerichtet. Von ihnen erwartet das Land die Erweckung des nationalen Geistes. Széchenyi vergaß ihrer nicht in seinem Reformwerk; widmete er ihnen doch seine erste Flugschrift, den »Kredit«, in der Überzeugung, daß der magyarische Geist nur dann in die Familie einziehen werde, wenn auch die Frauen ungarisch gesinnt sein werden. Gegen diejenigen, welche an fremden Sitten und Gebräuchen hängen, richtet der Dichter sein mit Groll und Bitterkeit erfülltes Gedicht »An die ungarische Adelsfrau«. »Eine verlassene Mutter« zeigt in einer erhabenen Allegorie das Vaterland, das alle seine Kraft und Schönheit seinen Kindern gegeben hat, das sie mit seinem Blute genährt hat, und nun, von ihnen verlassen, einsam trauert. — Das schreckliche Los Polens, das damals die ungarischen Geister desto mehr ergriff, als man darin die Zukunft des eigenen Landes sah, fand bei Vörösmarty tiefe Teilnahme. »Der Heimatlose«, »Das lebendige Standbild« besingen meisterhaft die Lage des in Ketten schmach tenden, durch den Tod seiner Besten wie erstarrten Landes. Als der demokratische Geist die Gemüter ergriff, trat auch der Dichter für die politischen Freiheiten in

die Schranken und drückte seinen Haß gegen die Fremdherrschaft besonders in dem Gedichte »Das Parlament« aus.

Alle diese lyrischen Ergüsse verstummten mit dem Verlust der Freiheit; der Dichtergeist war gebrochen. Noch einmal raffte er sich auf, um seinen Schwanengesang anzustimmen. Es waren dies herzerreißende Töne einer Leier, die durch die Niederlage zerschmettert worden war. »Der alte Zigeuner« ist die Personifikation des Dichters; er ruft ihm zu:

Von dem Donner lerne Melodien,  
Wie er ächzt und stöhnt und brüllt und wettet,  
Schiffe löst und Stämme niederwirft,  
Leben würgt und Tier und Mensch zerschmettert,  
Denn es brennt die Welt im Kriegesbrand,  
Gottes Grab erbebt im heil'gen Land;  
Streich drauf los! Wer weiß wie lang's noch währet.

(Dóczy.)

Er hofft, daß die Welt einst noch ein Fest begehen wird! Dieses Fest, den Ausgleich Ungarns mit Österreich, den sein treuer Freund Deák zustande brachte, sollte Vörösmarty nicht mehr erleben.

Die Liebeslyrik ist nur durch einige Stücke vertreten. In seiner Jugend hatte sich das Bild der Etelka Perczel tief in seine Seele geprägt; jedoch verherrlichte er dieses Ideal besonders in seinen Epen, wo die schöne Hajna, Etelka und Ida dessen Züge verewigen. An Laura Csajághy, die sich eine Zeitlang besann, ob sie ihr Schicksal an dasjenige des 43 jährigen Mannes knüpfen solle, schrieb er das schöne Gedicht: »An die Träumerin«, und vor der Vermählung mehrere tiefgefühlte Strophen.

In der Satire schwingt sich der Dichter nur dann empor, wenn er vom patriotischen Geiste gehoben ist; da donnert er wie Zeus. In seinen Epigrammen, die er gegen schlechte Dichter, gegen politische Scharlatane schleudert, ist er mehr humoristisch. Im Epigramm war er besonders ausgezeichnet; er widmete einige seinen großen Vorgängern, seinen Freunden. Es sind kleine Medaillons, die uns wie die Meisterwerke der griechischen Anthologie anmuten. Vörösmarty schrieb auch längere poetische Erzählungen und Balladen. Er schöpft den Stoff teils aus der Sage, teils aus der Geschichte. »Simon Kemény«, »Die Witwe«, »Der Räuber«, »Der Soldat«, »Der

heilige Mann« sind derartige Stücke, von denen jedoch besonders »Schön Ilonka« hervorrägt. König Mathias hatte auf der Jagd das schöne Mädchen, das von ihrem alten Vater einsam erzogen wurde, erblickt. Ilonka ahnt nicht, daß sie sich in einen König verliebt hat. Als sie dann in der Hauptstadt ihren »Jäger« im Triumphzuge vom Volke bejubelt sieht, kehrt sie betrübt heim und verwelkt wie eine Lilie. Der Dichter selbst hielt viel auf dieses Stück. Es wurde in Musik gesetzt und wird noch heute oft vorgetragen.

Die Lyrik Vörösmartys ist äußerst reich an Formen; hier sind es nicht mehr antike Rhythmen, die unser Ohr berühren. Der Reichtum und die Farbenglut der Sprache, der mehr reflektierende Zug vereinigen sich mit Zartheit und Tiefe. Das volkstümliche Element steht noch im Hintergrund; es wird mit aller Gewalt erst bei Petöfi hervorbrechen. Jedoch hat niemand diese Pracht und diese bezaubernde Musik übertroffen.

Als Dramaturg hat Vörösmarty große Verdienste, obwohl seine Stücke des schwachen Baues, der pomphaften Rhetorik halber wenig Erfolg auf der Bühne hatten. Desto mehr Einfluß übten dieselben in sprachlicher Hinsicht; die folgende Generation lernte von ihnen in Jamben schreiben. Sein poetischer Stil befreite die Bühne von den Trivialitäten. Von seiner Jugend bis zum Jahre 1845 war er auf diesem Gebiete tätig. Denn er war überzeugt, daß nur das Theater auf das ganze Volk wirken könne. Er gab eine ganze Reihe von Stücken und war auch als Kritiker und Übersetzer (Shakespeares »Julius Caesar« und »König Lear«) tätig. Als im Jahre 1837 nach langem Umherirren die ungarische Thalia endlich ihren Tempel in Pest errichtet hatte, war er es, der in seinem »Erwachen Árpáds« den neuen Musentempel dem Schutz des Eroberers des Landes empfahl. Er entlehnte seine meisten Stücke der vaterländischen Geschichte. Die ersten: »Salomon« (1827), »Die Heimatlosen« (1828) sind schwache Nachahmungen der Königsdramen Shakespeares, wo die Handlung sich in epischer Breite entfaltet und der Wert mehr in einzelnen Szenen als im Ganzen liegt. »Die Schatzsucher« (1833) ist ein von der deutschen Schicksalstragödie beeinflusstes Werk, das vielfach an Werner und Müllner erinnert, während in der »Bluthochzeit« (1834) schon die ersten Spuren des französischen Romantizismus sichtbar sind. In diesem letzteren

Stücke ist die Liebesepisode zwischen Banó und Lenke mit viel dramatischer Kraft behandelt. Das beste Drama in szenischer Hinsicht ist »Bán Marót« (1838), das noch heute zuweilen aufgeführt wird. Es ist ebenfalls stark romantisch gefärbt und behandelt eine Episode aus den Türkenkriegen. Marót wird von seinem eigenen Bruder, Bod, den Hassan geraubt und als Türken erzogen hat, ins Unglück gestofsen. Die Charaktere sind auch hier schwach gezeichnet; jedoch gibt es viele pathetische Szenen. — »Das Opfer« (1840) führt uns in die graue Urzeit der magyarischen Geschichte zurück und entwirft ein Bild der damaligen rohen Sitten. Zaránd will, nachdem er Zenő verführt hat, das in Sklaverei gestürzte Weib am Altare opfern, da er in wilder Liebe für Csilár entbrannt ist. Er wird jedoch von Szabolcs, dem früheren Verlobten Zenős, getötet. Das Stück hat im Aufbau die Einfachheit und Symmetrie der klassischen Tragödie.

Ganz abge sondert im dramatischen Wirken Vörösmartys steht »Csongor und Tünde« (1831), ein allegorisches Stück, dessen Sprache, voll Reiz und Zauber, unübertrefflich ist. Man führt es noch hier und da auf, um den Liebhabern der reinen poetischen Sprache einen Genuß zu bereiten. Das Stück wurde unlängst von Heinrich Gärtner auch ins Deutsche übertragen (1904), kann jedoch wegen der glanzreichen, echt orientalischen Metaphern und Bilder, der Pracht der Farben nur teilweise übersetzt werden. Es ist ein dramatisches Märchen, wie der Sommernachts Traum Shakespeares, und ist einem alten Volksbuch (Gergeis »Prinz Argyrus« aus dem 16. Jahrhundert) entlehnt. Das liebende Paar, Csongor und Tünde, sucht sich zu vereinigen, wird aber von der bösen Hexe Mirigy daran verhindert. Csongor kämpft gegen alle Hindernisse, bis er endlich unter dem verzauberten Baum Tünde umarmen kann. Das Stück enthält Chöre, die in poetischer Hinsicht das Höchste bieten, was die ungarische Lyrik hervorgebracht hat. Das Märchen ist auch mit Geschick gesponnen, denn der Dichter hat das Volksbuch verjüngt und einige Episoden hinzugefügt, um es dramatischer zu gestalten.

Vörösmarty ist die höchste poetische Erscheinung der Széchenyi-Epoche; er beherrscht die Dichtung ungefähr ebenso lange, wie der geniale Staatsmann die politischen Geschicke seines Landes leitet, d. h. bis zum Anfang der vierziger Jahre. Es tritt dann ein Stocken im Schaffen des Dichters ein, und ein



anderer Musenjünger, von Vörösmarty selbst in die Litteratur eingeführt, übernimmt, gegen 1844, die Führerrolle und behält sie bis zur Revolution, wo er als Soldat für die Freiheit stirbt: Alexander Petöfi. Es war dem Dichter des »Zalán« jedoch vergönnt, der erste Verkünder eines Frühlings zu sein, wie ihn die Litteratur seither nie wieder gesehen hat. Seine Wirkung auf seine und die folgende Generation war mächtig, denn er schuf das poetische Werkzeug, die Sprache, die sich selbst bei Petöfi und Arany nicht so hoch schwingt, wenn sie bei ihnen auch tiefer im nationalen Boden wurzelt.

Der epische Gesang, der wie ein Trompetenstoß im »Zalán« erklang, bildete sich während dieser Periode im Geiste Vörösmartys weiter. Aber niemand konnte mit seinem hohen Fluge, dem Zauber seiner Sprache, dem Kolorit und der Vollendung der Form wetteifern. Er selbst jedoch verdankt einiges einem heute wenig bekannten Epiker. Zwei Jahre vor »Zalán« erschien in einem poetischen Taschenbuch ein Heldengedicht in drei Gesängen: »Die Székler in Siebenbürgen« von Alexander Székely (1797—1854). Dieser siebenbürgische Unitarier studierte in Wien, wo er Klopstock und Ossian fleißig las. Das dortige »Bardengebrüll« entzückte ihn, und er begann eine Reihe von Epen zu dichten, die heute vergessen sind. Mit den »Székler« war es anders. Das Epos — jüngst von Gustav Heinrich mit einer wichtigen Einleitung herausgegeben — ist ziemlich gut ausgeführt und wurde gelesen. Es ist in Hexametern geschrieben und enthält den mythologischen Kern, den Vörösmarty zwei Jahre später entwickelte. Hier finden wir zuerst den Gott Hadúr, der die spärlichen Überreste der Hunnen, die nach dem Kampf zwischen den Söhnen Attilas gen Osten fliehen, in eine schöne Gegend Siebenbürgens bringt. Dort siedelt sich Irnák mit seinen Kampfgenossen an und heiratet die Prinzessin Alirán, um deren Hand auch der König der Dazier erworben hatte. Er wird der Stammvater der Székler, die bis auf den heutigen Tag gewisser Vorrechte genießen, und bei denen der Frondienst unbekannt war. Das größte Verdienst des kleinen Gedichtes ist, auf Vörösmarty und Czuczor gewirkt zu haben, sowohl was das Versmaß als die mythologische Anschauung betrifft.

Ein anderer Epiker, der schon einige Jahre vor Vörösmarty aufgetreten war, ist der Pfarrer von Pázmánd, Andreas

Horváth (1778—1839), der in einem langen Gedichte die Geschichte der Abtei Zircz besang (1814), welche im 12. Jahrhundert begründet wurde. Der Gegenstand scheint wenig für ein Epos zu passen; da jedoch diese Abtei im Kulturleben des Landes eine bedeutende Rolle spielte, so konnte das Andenken an die Ahnen mit ebenso viel Geschick besungen werden wie in einem Kriegszuge. Dies gelang jedoch dem würdigen Pfarrer nur an einigen Stellen. Er wurde dennoch ermuntert und faßte den Plan einer Arpadiade. Er suchte die Ahnen in Asien auf und folgte hierin dem Zeitgeist, der sowohl in der Geschichte als in der Philologie ins graueste Altertum zurückkehrte. Dieser Geist schuf den Ahnenkultus, um die nationalen Gefühle wach zu erhalten; er beförderte jedoch auch die gelehrte Forschung, welche damals freilich noch in den Kinderschuhen steckte. Der bekannteste Vertreter dieser Richtung, der Historiker Stephan Horváth übte, so falsch auch seine Ansichten über den Ursprung der Magyaren waren, dennoch einen mächtigen Einfluß auf die Jugend. Er ermutigte auch seinen Namensgenossen; dieser vertiefte sich in die Quellen über die Wanderung der Magyaren von Asien nach Europa, fand wenig Sicheres und baute eine ganze Mythologie auf lückenhafte Kenntnisse auf. Lange arbeitete er an seinem episch-geographisch-historischen Werke in zwölf Gesängen, und als es endlich (1831) erschien, hatte Vörösmarty schon die Palme errungen. Horváths Sprache kann sich mit derjenigen des »Zalán« nicht messen. Das Epos ist heute unleserlich. Kazinczy zielte auf dasselbe, als er scherzend sagte: »Ich weiß nicht, was dieser ehrliche Mann — Árpád — verbrochen hat, um nach einem tausendjährigen Schläfe von all denjenigen gestört zu werden, die Hexameter feilen und etwas Epenartiges zustande bringen können.«

Unter den Pflegern der epischen Muse kann bloß Gregor Czuczor (1800—1866), und dieser auch nur von ferne, mit Vörösmarty verglichen werden. Er war Benediktiner, hatte jedoch mit seinen Vorgesetzten, denen die schriftstellerische Tätigkeit des begabten Mannes mißfiel, oft arge Händel. Da er vor allem Patriot war und zu Beginn der Revolution seinen begeisterten »Weckruf« veröffentlichte, mußte auch er zwei Jahre im Kerker schmachten. Nach dem Befreiungskrieg beschäftigte er sich im Auftrag der Akademie mit lexikalischen Arbeiten. Sein großes

Wörterbuch der ungarischen Sprache, welches er mit Fogarasi bearbeitete, diente lange als Grundlage der Sprachforschung. Das erste Epos Czuczors erschien im Almanach ›Aurora‹ (1824); es besingt die ›Schlacht bei Augsburg‹, wo die Magyaren im Jahre 910 einen Sieg erfochten hatten. Hierauf folgte der ›Arader Reichstag‹ (1828) in fünf Gesängen, eine Episode aus der Arpadenzeit. Das Gedicht erzählt, wie sich die Königin Helena im Jahre 1132 an diejenigen Magnaten rächte, welche ihren Mann, Béla II., als er noch Kind war, blenden ließen. Es stellt viel mehr die Vorbereitung zur Rache als die Geschichte dieser Metzelei selbst dar. Besonders gut ist der Charakter der Königin gezeichnet, die zu dem mildgesinnten König einen treffenden Gegensatz bildet. — Das beste Werk Czuczors ist jedoch ›Botond‹ (1833). Der Name erweckt das Andenken an jene Recken, die nach der Eroberung des Landes nach Süden und Westen vordrangen, überall Schrecken verbreiteten und reich mit Beute beladen zurückkehrten. Botond bildete mit Lehel und Bulcsu die schreckliche Trias, die allen fremden Königen Furcht einjagte. Bei der Bestürmung von Byzanz hat Botond die Prinzessin Polydora als Beute erobert; jedoch auf dem Rückwege wird sie von einem Rivalen befreit. Botond kehrt nach Byzanz zurück, überwindet alle Ritter, die gegen ihn kämpfen, tötet den Riesen Alkid und stößt das Stadttor mit seiner riesigen Keule ein. Man muß ihm das Mädchen wiedergeben. Das Epos zeichnet sich besonders durch die Schilderung humaner Gefühle aus. Während in den meisten Epen nur Schlachtenlärm, Schwertergeklirr ertönt oder, wie bei Horváth, unendliche Wanderungen beschrieben sind, finden wir hier in der erwachenden Liebe Polydoras zum ungarischen Helden ein Seitenstück zu den zarten Idyllen, mit denen Vörösmarty seine Epen durchflocht. — Es ist schade, daß Czuczor seine ›Hunyade‹ nicht vollenden konnte; er wollte darin den heroischen Widerstand Ungarns gegen den Halbmond verherrlichen, seine Rolle als Bollwerk der westlichen Zivilisation bildlich darstellen. Er konnte bloß die Belagerung von Belgrad beendigen.

Czuczor war auch Lyriker. Als Kind des Volkes fühlte er sich von seiner Poesie angezogen. Er überschreitet manchmal die Grenzen, die dem Ordensbruder gezogen sind; jedoch Gedichte wie ›Das Bauernmädchen in Pest‹, ›Es fällt der Regen‹,

»Der Junge vom Alföld«, »Gesang des Feldmanns«, »In der Csárda« sind sehr naiv gehalten und erregen keinen Anstoß.

Eine späte Frucht des in dieser Periode so reich blühenden Baumes ist »Die Schlacht bei Kiew«, welche der Ingenieur Martin Debreczeni (1802—1851) mitten unter seinen wissenschaftlichen Werken langsam ausarbeitete, jedoch nicht veröffentlichte. Das Heldengedicht — 16 Gesänge, die letzten zwei fragmentarisch — wurde 1854 unter seinen Papieren entdeckt und herausgegeben. Der Litteraturhistoriker Széchy hat jüngst eine neue Ausgabe mit einer gediegenen Biographie veröffentlicht. Der Einfluß Vörösmartys ist sichtbar, jedoch hat Debreczeni eingehende Studien über die Religion der alten Russen und Perser gemacht, um seinem Gedichte, das den Zug der Magyaren von ihrer Urheimat durch Rußland nach Ungarn darstellt, auch eine festere mythologische Basis geben zu können. Einzelne Episoden, wie die Beschreibung des Schwertes Attilas, welches das Palladium der ungarischen Macht ist; die Visionen, in denen Ormuzd die künftigen Schicksale des Landes in schönen Bildern entfaltet, verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden.

Mehr lyrisch als episch angelegt war Johann Garay (1812—1853), den seine Zeit hochhielt, da man die rhetorischen Floskeln seiner Gedichte für Schönheiten nahm und die Schwäche seiner Komposition nicht beachtete. Schon mit 22 Jahren trat er mit seinem »Csatár« auf, in dem er die Unruhen, welche bei der Wahl des Königs Wladislaw I. ausbrachen, und den Sieg Hunyads über die oligarchische Faktion des Gara besang. Seit dieser Zeit lebte er ausschließlich der Litteratur, redigierte ein belletristisches Blatt, wurde vom ersten ungarischen Unterrichtsminister (1848) zum Lehrer für ungarische Litteratur an der Pester Universität ernannt, konnte jedoch diese Stelle nach der Niederlage nicht behalten und fristete dann sein Dasein als Adjunkt an der Universitätsbibliothek. — Nach dem »Csatár« fühlte Garay, daß er zu größeren Heldenliedern unfähig sei; deshalb besang er die ganze Geschichte der Arpaden in einem Balladenzyklus, in welchem einige Stücke durch ihr Pathos auffielen. Die Epoche war von der nationalen Geschichte und ihren zahlreichen poetischen Aufarbeitungen wie berauscht; wenn nur die Melodie des Verses einschmeichelnd, die Gedanken schön und die Gesinnung echt national waren, so war der Erfolg gesichert.

Garay verstand es, mit dem Strome zu schwimmen. Er behandelte aufer den Arpaden — dem heiligen Ladislaus widmete er eine ganze Reimchronik — noch die heldenmütigsten Erinnerungen der folgenden Perioden. Seine »Helena Zrinyi«, »Elisabeth Báthori«, »Das Schwert Hunyads« sind höchst dramatisch gehalten und haben selbst in deutscher Übersetzung ausländische Kritiker einen Augenblick bezaubern können. Seine Ballade »Kont«, in der ein Rebell, der mit seinen Genossen gegen den König Sigismund kämpfte und zum Henkerbeil verurteilt wurde, als Freiheitsheld und unbeugsamer Charakter dargestellt wird, wurde Jahrzehnte lang deklamiert.

Eine seiner Dichtungen jedoch, welche im Ton ganz verschieden von diesen patriotischen Balladen ist, und in welcher der »ausgediente Soldat« Hány als Bramarbas seine Heldentaten in volkstümlichem Tone erzählt, ist ein gelungenes Genrebild. Hány ist der ungarische Falstaff; er trägt seine Lügen mit so viel Aufrichtigkeit vor, dafs er am Ende selbst daran glaubt. Seine Zuhörer, beschränkte Dorfbewohner, glauben, dafs er Napoleon gefangen genommen und nur auf Bitten Marie Luisens wieder freigegeben hat. Die zahlreichen Geschenke, die er erhielt, hat er verteilt, und nun lebt er in Armut.

Vörösmarty und die Dichter der klassischen Epen haben in dieser Periode das Interesse für die Eroberung des Landes, für die älteste Geschichte der Magyaren, so ziemlich erschöpft. Zwei Jahrzehnte hindurch erregten sie Aufsehen, als sich jedoch Vörösmarty gänzlich dem Theater zuwandte, konnten die Epigonen nicht mehr befriedigen. Das Epos mußte am Ende dieser Periode von Arany in neue Bahnen geleitet werden, um wieder seine Wirkung auf die Leser zu üben.

Der neuerwachte Nationalismus drückte auch der lyrischen Poesie sein Gepräge auf, und da der Sänger viele waren, mußte eine etwas strengere Kritik geübt werden. Die ästhetischen Studien Lessings und Herders, Goethes und Schillers drangen erst jetzt nach Ungarn und gaben den Maßstab für die poetische Produktion. Mehrere kritische Zeitschriften erschienen. Am Anfang des Jahrhunderts erregten die zwei Kritiken Kólcsseys über Berzsenyi und Csokonai Aufsehen und Ärger; die nächste Generation mußte sich schon an die Geißel gewöhnen. Dieselbe wurde von einem Freunde Vörösmartys, Josef Bajza (1804

bis 1858) geschwungen. Er wird gewöhnlich mit Toldy, dem Vater der ungarischen Litteraturgeschichte, zusammen genannt; denn alle drei waren Karl Kisfaludy treu ergeben und setzten sein Werk fort.

Bajza war Dichter und Kritiker; er wirkte jedoch besonders durch seine »Kritischen Blätter« (1830—1836), durch das berühmte »Athenäum« (1837—1843), worin beinahe sämtliche Schriftsteller dieser Periode, unter ihnen auch Petöfi, auftraten. Die Dichter des Athenäums beherrschten eine Zeitlang den Parnass. Bajza, besonders von der deutschen Ästhetik genährt, hatte Sinn für einheitliche Komposition, für Harmonie, für einfachen Ausdruck der Gefühle, für Klarheit und eine gewisse Eleganz der Form. Es fehlte ihm aber das Gefühl für die Schönheiten der Volkspoesie, für das, was aus der Tiefe des Herzens und Gemütes kommt. In formaler Hinsicht gab er wohl zu, daß die antiken Metren durch den nationalen Rhythmus mit dem Reim ersetzt werden müssen, jedoch genügte ihm der Reim nicht; die Verse mußten nach deutschem Muster, außerdem in Jamben, Trochäen, Daktylen oder Anapästen geschrieben sein. Sein hellblickender, kritischer Sinn schadet ihm oft, wenn er als Dichter auftritt. Er hütet sich Verse zu schreiben, wenn er erregt ist; er wartet, bis die Erregung der Ruhe Platz gemacht hat, dann feilt er seine formvollendeten Verschen, die gewöhnlich so kalt wie Marmor sind. Nur selten drückt er ein tieferes Gefühl aus, was jedoch nicht sagen will, daß er überhaupt nichts fühlt, denn seine patriotischen Mahnrufe zeigen eine große Innigkeit.

Bajza ward zum Advokaten bestimmt; doch behielt der Hang zur Litteratur bei ihm die Oberhand, und er lebte seit 1829 als Schriftsteller in Pest. Er spielte bald eine hervorragende und gefürchtete Rolle in der Akademie, hatte so manche litterarische Fehde zu bestehen, wurde auch Direktor des Nationaltheaters, als welcher er besonders für das romantische Drama in die Schranken trat. Die Revolution machte auch seiner Laufbahn ein Ende; mit Vörösmarty flüchtete er sich durch Wälder und Einöden, so daß ihn der Wahnsinn befiel.

Als Kritiker war er streng; er hat der immer mehr steigenden Flut lyrischer und epischer Produktion einen Damm entgegengesetzt; hat in seinen Schriften über das Epigramm, über den

Roman, über das Drama sehr lesbare, meist von ausländischen Ästhetikern beeinflusste Abhandlungen verfaßt, welche damals jedoch den Vorzug der Neuheit hatten. Er schrieb auch die ersten lesbaren Biographien (»Coriolan«, »Die Kaiserin Eudoxia«, »Die Familie Teleki«), welche sich nicht durch tiefere Forschungen, aber durch den Stil auszeichnen. Wie viele Akademiker alter und neuer Zeit, welche in den gelehrten Gesellschaften den Ton angeben, war auch er gegen anders Meinende höchst intolerant; er zerschmetterte seine Gegner, unter denen so mancher, wie Paul Csató, sehr begabt war. Deshalb schrieb ihm einst ein Gegner: »Um im Wörterbuche der Akademie den höchsten Grad von Herzenskälte auszudrücken, würde ich das Wort »Bajza« vorschlagen.«

Obwohl Bajza als Muster der lyrischen Poesie Goethe hinstellte, war er selbst nie imstande, in dessen Sinne zu dichten; er ahmt vielmehr die melancholisch-weinerlichen Mondanbeter Matthisson, Hölty und Salis nach, die schon in der Zeit der Wiedergeburt so mächtig auf Kazinczy und Kölcsey gewirkt hatten. Jedoch bei Bajza erreicht dieser Kultus seinen Höhepunkt; er wird zum Dogma erhoben, kann aber nicht lange dauern, denn man vernimmt schon das Wehen eines neuen Geistes, desjenigen der Volkspoesie und den Gesang des Dichters, der der prägnanteste Ausdruck derselben wurde: Petöfi. Bajzas und seiner Schüler Lyrik wurde dann als Poesie der Musenalmanache verspottet, und da sie ihre Klagen meist an den Mond richteten, machte sie endlich Petöfi in seiner »Elegie des Mondes« lächerlich. — Trotz der kühlen Luft, die in Bajzas Gedichten weht, finden sich bei ihm einige Lieder, die tiefes Gefühl zeigen. So das bekannte »Trinklied« aus dem Jahre 1825, als der heißersehnte Landtag zusammentrat. Das Lied wirft wohl einen Blick auf die Vergangenheit, richtet jedoch einen mannhaften Ruf an alle tatkräftigen Männer, welche das Land aus seinem Todesschlaf wecken werden und vergißt in diesem Werke der Wiedergeburt auch die Frauen nicht. Sein sehr melancholisch gehaltener »Seufzer«; seine schöne »Apotheose«, welche er an die polnischen Helden richtet, deren Schicksal im Herzen jedes Ungarn tiefes Mitleid erregte; sein bei Bildung des Schutzvereins geschriebener »Weckruf«, der die Bestrebungen Kossuths zur Hebung der nationalen Industrie verherrlichte;

endlich seine Bilder und Visionen nach der Revolution sichern ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Lyrikern dieser Periode.

Sein Einfluß auf die jüngere Generation erklärt sich durch die bedeutende Stellung, die seine Zeitschrift »Athenäum« einnahm. Alle Schriftsteller hielten es für eine Ehre, darin aufzutreten. Unter denjenigen, die seine Schüler wurden — und ihre Zahl ist ziemlich groß — verdienen hier bloß zwei erwähnt zu werden: Vachott und Kerényi. Alexander Vachott (1818—1861) war das schönste poetische Talent dieses Kreises. Er war Sekretär im Ministerium Kossuths und hatte nach der Revolution viel zu leiden, weil er dem Dichter Sárosy, der während des nationalen Aufstandes mit Feuer und Glut, aber höchst trivial in seine »Goldene Trompete« geblasen hatte, Asyl gewährte. Das berühmteste Gedicht Vachotts ist sein »Gefangener des Auslands«; es kann als eine poetische Verkürzung von Silvio Pellicos unsterblichem Werke betrachtet werden. Der Dichter besingt ein Opfer der reaktionären Regierung, Lovassy, der während des Landtags 1832–36 durch sein freies Wort bei den Wiener Tyrannen Anstoß erregte, weshalb sie ihn auf den Spielberg brachten, wo der Jüngling irrsinnig wurde. Vachott beschreibt mit großer Innigkeit die traurige Reise nach dem Gefängnis, das Leben daselbst und endlich die zu späte Befreiung des durch die Seelenpein gebrochenen Opfers. — Friedrich Kerényi (1822—1852) hat zwei Bändchen Gedichte herausgegeben, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er war mit Petöfi und Tompa befreundet, hatte jedoch das Ungarische erst spät erlernt, da er aus einer deutschen Familie stammte. Auf poetischem Gebiete ist er ein sprechendes Beispiel für den Einfluß, den die nationale Gesinnung auf die nichtmagyarischen Bewohner des Landes übte. Er ahmt Bajza nach und möchte sich gern von der Welt in eine kleine Hütte zurückziehen, um dort zu singen. Jedoch die Zeit verlangte tatkräftige Charaktere, keine mondsüchtigen Lautenschläger. Auch er wurde vom revolutionären Feuer ergriffen; seine Oden an Deák und an Petöfi zeigen es. Als er nach der Revolution nach Amerika auswanderte, richtete er an sein Vaterland einige von Patriotismus glühende Gedichte. Auf fremdem Boden verfiel er dem Wahnsinn und tötete sich. So endete dieser Poetenkreis in Irr- und Trübsinn.



Im Jahre 1843 erlief die Kisfaludy-Gesellschaft einen Ruf an das Land, um die Reste der Volkspoesie zu sammeln. Je mehr die nationalen Bestrebungen seit Anfang des Jahrhunderts an den Tag getreten waren, desto mehr richtete man das Augenmerk auf das Volk. Schon Dugonics und Palóczy Horváth sammelten volkstümliche Lieder, Sprüche und Beispiele; diese Sammlungen wurden dann fortgesetzt und übten schon auf Karl Kisfaludy und Czuczor einen gewissen Einfluß, da wir ihnen mehrere Lieder in volkstümlicher Form verdanken. Im allgemeinen jedoch nahm das Volk noch wenig teil am Aufblühen der Poesie. Kazinczys Geist, der für »den Pöbel« nicht schreiben wollte, waltete nicht bloß in seiner Schule, sondern auch bei den Vertretern des klassischen Epos und besonders im Kreise Bajzas. Die poetische Sprache mußte von der Volkssprache verschieden sein, sonst fand sie keine Gnade vor dem Richterstuhle der Kritik. Man ahnte nicht, welchen Schatz an wahrer Poesie die Volksseele barg. Kazinczy wie Bajza kannten Herder und Goethe; sie verfügten jedoch weder über die Begeisterung des ersteren fürs Volkslied, noch über das künstlerische Schaffen des letzteren, der die deutsche Lyrik durch den wunderbaren Urquell der Volkspoesie verjüngt hatte. Sie fühlten sich vielmehr von den melancholischen Epigonen angezogen oder bewunderten die rhetorisch gehaltenen Balladen und Lieder Schillers. In den vierziger Jahren jedoch brach die demokratische Strömung mit solch elementarer Gewalt hervor, daß die Stuben- und Almanachpoesie, diese Treibhauspflanzen, niemand mehr zusagen konnten. Das Volk mußte sein Teil an der Dichtung haben, wie es durch Kossuths Beredtsamkeit sein Teil am politischen Leben verlangte. Die ganze Litteratur schlug allmählich diese Richtung ein, so daß man mit Recht behaupten kann, daß der demokratische Geist nicht bloß im sozialen und politischen Leben neue Wege bahnte, sondern daß die Begeisterung für die Volkspoesie, die Dichtung Petöfis, die Schöpfung des Volksstücks durch den Dramaturgen Szigligeti, die volkstümliche Richtung der Romane Jókais, Ergebnisse desselben Geistes sind. Es weht ein neues Leben im Lande, das durch Széchenyi aus seinem Todeschlaf erweckt, durch die erhabene Dichtung Vörösmartys in Fluß gebracht wurde und nun in der Dichtung, auf dem Theater, auf sozialem und politischem Gebiete seine Rechte forderte. Seit

dieser Zeit bildet die Volkspoesie ein wichtiges Element in der Litteratur. Kein Dichter kann sich ihr vollständig entziehen; die letzten fünfzig Jahre der ungarischen Lyrik zeigen ein fortwährendes Wogen zwischen der national-populären und der kosmopolitischen Richtung.

Die Kisfaludy-Gesellschaft folgte demnach nur dem Geiste der Zeit, als sie zur Sammlung der Volksdichtungen den Ruf erschallen ließ. Sie betraute Johann Erdélyi, einen der besten Ästhetiker Ungarns, mit der Sichtung. »Das Volk«, sagte er, »ist ein wahrer Ozean; wenn der Dichter aus demselben schöpft, so wird er immer Zuhörer und Anhänger finden. Wir müssen demnach das Volk und sein Leben studieren, diesen Ozean, wie der Heiland, beschreiten. Dies ist das hehre Ziel des Dichters in unsern Tagen.« Erdélyi; der auf dem Lande erzogen war, fühlte schon früh den Reiz der Volkslieder; er war überzeugt, daß die Litteratur nur dann aus den Fesseln des kalten Klassizismus befreit werden, nur dann keine Treibhauspflanze mehr bleiben würde, wenn sie aus diesem Urquell schöpft. Hier ist alles Wahrheit, Aufrichtigkeit; jedes Gedicht beleuchtet das Innere des Menschenlebens, die Sitten und Gebräuche des Volkes, das allein den wahren magyarischen Geist inmitten der fremden Einflüsse bewahrt hat.

Der erste Band dieser Sammlung erschien 1846, und ihm folgten bald zwei andere, welche die Lieder, Märchen und Sagen der zahlreichen Sammler enthielten. Es waren die Grundlagen zur Erforschung des ungarischen Seelenlebens; später kamen zahlreiche derartige Werke an den Tag (die Sammlungen von Ballagi, Thaly, Kriza, Ladislaus Arany, Gyulai, Kálmány, Benedek, Margalits, Sebestyén), welche auch einen Blick in das poetische Schaffen der älteren Perioden gestatten. Die Kurutzenlieder verdanken ihre Sammlung diesem ersten Impulse, und wie schon bemerkt wurde (s. oben S. 41), bilden dieselben die schönsten Blüten der Poesie des 17. und anbrechenden 18. Jahrhunderts. Wie die Volkslieder aller Nationen, haben auch die ungarischen einen besonderen Reiz. Sie wirkten auch auf die Geister wie ein erfrischender Morgentau, denn die Gefühle, die so lange durch eine törichte Kritik in Schranken gehalten wurden, konnten sich endlich offenbaren, die Einbildungskraft konnte ungehindert ihren Lauf nehmen, das Herz frohlocken und weinen.

Man brauchte nicht mehr die Gedanken in Trochäen oder Jamben zu pressen, der echt magyarische Rhythmus, einzig auf den Wortakzent basiert, genügte. Nach und nach müssen die fremden Metren — die zahlreichen poetischen Übersetzungen ausgenommen — vor den nationalen weichen. Man konnte in diesen Volksliedern jene rasche Bewegung, jene ungestümen Eingänge, jene Sprünge im Gedankengang, jene unendlichen Aussichten, die das wahre Lied eröffnet, jenes Unbestimmte und Unausprechliche, jenes Mitfühlen mit der Natur, die sich zu den handelnden Personen gesellt, jenen Reichtum an Bildern, Vergleichen und Metaphern, jenes Weinen bei der Freude, welches die Rasse kennzeichnet, in höchstem Maße finden. Die schönsten Perlen sind die Liebeslieder. »Von der Schwärmerei der keimenden jungen Liebe«, sagt ihr Übersetzer, »bis zur Glückseligkeit des gegenseitigen Besitzes, von der jubelnden Lust des Liebesglücks bis zur Höllenqual des verschmähten Herzens, von dem sehnsuchtsvollen Seufzen nach dem fernen Geliebten bis zur schmerzlichen Enttäuschung und dem Zorne betrogener Liebe sind alle Stufenleitern der Empfindung reichlich vertreten. In hundert und aber hundert Wendungen kommt die Liebe zum Ausdruck, doch nicht jene sentimental-schwärmerische Liebe der Kunstpoesie, — es ist echte sinnliche Glut, die hier zum Ausdrucke kommt.« (Aigner.) Es genüge hier ein einziges Beispiel:

Röslein rot sind deine Lippen,  
Schlehen deiner Augen Grund:  
Deine Blicke die des Falken,  
Äpfel deiner Brüste Rund!

Deines Wuchses volle Feinheit,  
Deines schönen Leibes Reinheit,  
Deines Wesens hoher Adel —  
Alles ist ganz ohne Tadel!

Makellos bist du fürwahr,  
Hold, schön, schuldlos ganz und gar;  
Hast nicht eines Fehlers Spur,  
Meisterwerk du der Natur!

Drum, weil lieblich du und gut,  
Himmelhoch loht meine Glut.  
Lab' mit deinem Tau mich, Kind,  
Ewig bleib ich treu gesinnt.

Alle Adern wollt' ich ritzen,  
Gern mein Blut für dich verspritzen;  
Liefs mein Leben mit frohem Mut,  
Dieses Herz voll Liebesglut!

Die meisten Lieder stammen aus dem Ursitz der echt magyarischen Rasse, aus dem Tiefland, und da hier das Hirtenleben die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist, so webt die Dichtung einen schönen Kranz um die verschiedenen Klassen dieser urwüchsigen Burschen. Das Lied beobachtet eine gewisse Abstufung, je nachdem es vom Rofshirten, der die erste Stelle einnimmt, vom Kuhhirten, dessen riesige Herde den Reichtum seines Herrn bildet, vom Schaf- oder vom Schweinehirten singt. Alle betrachten sich als kleine Könige, deren Land die riesigen Weiden sind, wo sie unbeschränkt herrschen. — Der Mut, die Verachtung des Todes kommt besonders beim Husaren, jenem direkten Abkömmling der Kuruczsoldaten, zum Ausdruck. Besonders traurig klingen die Lieder der Betyären, die wohl auf den unbewachten riesigen Ebenen eine Zeitlang ihr Spiel treiben können, wenn sie jedoch gar zu lästig fallen, von den Komitatsbehörden eingefangen und zum Tode verurteilt werden. In vielen dieser Lieder glaubt man das Krächzen der Raben, die um den Galgen fliegen, zu vernehmen. Und doch ist der »arme Bursch« von Haus aus keine böse Natur; er ist verlottert, hat aber Mitleid mit dem Armen; nimmt er dem Reichen sein Geld, so vergiftet er nicht, dem Bettler Almosen zu geben; ist das Vaterland in Nöten, tritt er in die Armee ein und kämpft wacker. Auch die Ironie fehlt im Volkslied nicht; mit ihr rächt sich der Bursche, den seine Maid verlassen hat; die alten Jungfern, die betrogenen Eheleute werden auch nicht verschont. Satirische Hiebe bekommt der parteiische Richter, der faule Junker, besonders diejenigen, die in Tracht und Sprache den Fremden nachahmen. Dugonics und Gvadányi haben ihren Spott aus diesen Volksliedern geschöpft. Die Freiheitskämpfe, auch der letzte vom Jahre 1848—49, brachten eine Menge Volkslieder hervor, denn neben den Dichtern, die, wie Petöfi, damals ihre Stimme ertönen ließen, gab es zahlreiche unbekannte Sänger, deren Lieder von Mund zu Mund flogen.

Die Volksballaden behandeln meist die tragischen Begebenheiten des alltäglichen Lebens: die unglücklichen Mädchen, die,

von ihrem Buhlen verlassen, in ihrer Verzweiflung zu Kindesmörderinnen werden; Geliebte, die aus Eifersucht töten; Gespenster, die der ungetreuen Frau erscheinen und sie in den Tod treiben; Männer, die ihre Frauen nach dem Ehebruch einmauern lassen. Die meisten dieser Motive wurden von den Dichtern in die Kunstpoesie eingeführt, denn der durch die Kisfaludy-Gesellschaft gegebene Impuls hörte nicht mehr auf zu wirken. Volkstümlich! wurde das Feldgeschrei in Poesie, Theater und Roman. Auf den Brettern hat diese Richtung blofs einige gute Stücke hervorgebracht und ist heute ziemlich vernachlässigt; jedoch in der Dichtung, durch Petöfi, teilweise auch durch Arany, Tompa, Gyulai und andere vertreten, wie im Roman ist sie maßgebend geblieben. Heute noch erzielen jene Schriftsteller die schönsten Erfolge, welche als Dolmetscher der Volksseele auftreten.

Als höchster Ausdruck der Volkspoesie gilt Alexander Petöfi (1823—1849), der zugleich das größte lyrische Genie der ungarischen Litteratur ist. In alle Sprachen Europas übersetzt, ist sein Name weit über die Grenzen seines Vaterlandes gedrungen; er gehört auch nach dem Urteile fremder Ästhetiker, wie Herman Grimm, zu den größten Geistern der Weltlitteratur. Es gibt in Deutschland einen wahren Petöfi-Kultus; die Zahl seiner Übersetzer ist sehr groß. Sie haben mit mehr oder weniger Glück einen Teil seiner Gedichte wiedergegeben, bis unlängst Joseph Steinbach die sämtlichen Werke dem deutschen Volk zugänglich machte (1902). Es muß auch daran erinnert werden, daß die erste größere Biographie des Dichters in Deutschland erschien (1888), noch bevor Ungarn die seinige besaß. All dies beweist, daß Petöfi viel mehr als andere Geistesheroen der ungarischen Litteratur in Deutschland einheimisch ist. Die anderen Nationen kennen ihn blofs in Bruchstücken, oft in Prosauttersetzungen, aber auch diese wissen, daß er die Verkörperung des magyarischen Volksgeistes ist. Die Litteraten, die immer das Typische, Charakteristische in den jungen Kulturstaaten suchen, werden sich noch lange mit ihm befassen, und seine Verehrung kann durch eine noch intimere Kenntnis nur wachsen. Um seine Bedeutung für Ungarn zu würdigen, müssen wir uns in die durch seine Vorgänger geschaffene geistige und litterarische Atmosphäre versetzen. Vörösmarty bot in den vierziger Jahren nur wenig; seine Epen und lyrischen Gedichte hatten einen ent-

schiedenen Umschwung in der poetischen Sprache und Ausdrucksweise hervorgerufen. Durch Bajza wurde die Litteratur zu einem Salon, auf dessen Parkettboden man blofs behutsam und in Lackschuhen auftreten durfte; ein Gemeinplatz fader Sentimentalität, wo die Fenster für jede volkstümliche Strömung hermetisch verschlossen waren. Petöfi riß diese Fenster auf; ein frischer Luftzug begann die Poesie zu durchziehen, und durch die weite Öffnung sah man endlich das herrliche Tiefland in seiner Pracht, seine Bewohner mit ihrer kerngesunden Natur. Die Bedeutung Petöfis für die Magyaren liegt nicht blofs darin, daß er der erste war, der den ungarischen Namen im Ausland zu Ehren brachte, sondern auch darin, daß er das national-volkstümliche Element zum Beherrscher der Litteratur machte. Er fußte selbst in der Volkspoesie, um jedoch dieser Poesie die Oberherrschaft zu verschaffen, bedurfte es eines Genies wie des seinigen. Gleich bei seinem Auftreten schlug er andere Bahnen ein als seine Zeitgenossen. Er war erstens von einer Aufrichtigkeit, die vor nichts zurtückschreckte: sein ganzes Leben legte er in seine Dichtungen nieder; ferner einfach und ungekünstelt wie sein Volk; endlich mit einer Beobachtungs- und Gehörfähigkeit begabt, wie kein ungarischer Dichter vor ihm. Er sieht alle poetischen Bilder, die er schafft, auch in der Natur. Dies zeichnet ihn selbst vor Vörösmarty aus, bei dem das Wort, so herrlich es auch klingen mag, kein genaues Bild des Geschehenen bietet. Petöfi sieht allein unter den ungarischen Dichtern Licht und Schatten, die verborgensten Einzelheiten der Gegenstände und weiß die Formen in bildlicher Sprache wiederzugeben. Sein Ohr vernimmt im unendlichen Gewimmel der Natur jeden Ton und kann ihn poetisch wirksam machen. Nichts Gemachtes und Gekünsteltes findet sich bei ihm; es ist die reine Menschheit, die zu uns spricht, und in dieser Menschheit besonders die ungarische Seele. Er besitzt eine mächtige Individualität, die sich in nichts auflösen läßt; er ist stets in Bewegung, immer begierig neue Eindrücke zu empfangen, was ihn nie zur Ruhe kommen läßt und ihn nötigt, zwei Drittel des Landes zu durchstreifen. Alles in seinen Gedichten atmet die lebendige Tat, und nie spürt man die tote Beschreibung.

Er ist der erste wahrhaft demokratische Dichter der Magyaren; er denkt selten an die Großstaten der Ahnen. Er hat überhaupt für die Vergangenheit, die ihm blofs als feudales Staatswesen

erscheint, keinen Sinn. Behandelt er hier und da eine Episode der alten Geschichte, so gibt er ihr die Farben der Gegenwart; von den alten Helden ist es bloß Rákóczi, den er im Revolutionssturme anruft. Der Adel flößt ihm bloß Spottlust ein; ohne ein Verehrer Kossuths zu sein, ist er der einzige, der seinem politischen Ideal einen poetischen Ausdruck gegeben hat. Als Dichter und Demokrat liebt er Frankreich, besonders die großen Redner der Revolution, Victor Hugo, hat auch für Béranger, den er für ein großes Talent hält, eine hohe Achtung, da er in ihm den Chansonnier sieht, der einen Thron umstürzen half. Von den deutschen Dichtern liebt er Schiller und Heine, von den englischen Shakespeare, Byron und Shelley. Jedoch konnten alle diese Geister nur in Einzelheiten auf ihn wirken; seine Individualität gestattete keinen größeren Einfluß. Ahmt er fremde Vorbilder nach, wie in seinem Theaterstück: »Tiger und Hyäne« und in seinem Romane: »Der Strick des Henkers«, so schafft er nichts Bedeutendes. — Zum Dichter gesellt sich der Patriot, der als Tyrtäus des Befreiungskampfes mit 26 Jahren seinen Tod fand. Man kann demnach einigermaßen die unbegrenzte Verehrung verstehen, deren Gegenstand er in seinem Vaterlande ist und noch lange bleiben wird.

Petőfis Dichtung ist eng mit seinem Lebensschicksal verbunden. Kann man Vörösmartys und Aranys Werke gut verstehen, ohne viel von ihrer Biographie zu wissen, so bildet bei Petőfi das Leben den besten Kommentar der Gedichte. Eben deshalb hat sein Biograph, Ferenczi, auf das Detail dieses Wanderlebens das höchste Gewicht gelegt. Es war kurz, doch reich an Abwechslung. Es kann in drei Worte zusammengefaßt werden: Elend, Liebe und Tod auf dem Schlachtfelde. Die mächtigsten Gegensätze bestimmen seinen Lebenslauf. Dieser bis zum Grunde der Seele magyarische Dichter trug bei seiner Geburt einen slavischen Namen: Petrovics. Seine Mutter, eine Slovakin, lernte erst nach ihrer Heirat mit dem Metzger von Kis-Kőrös das Magyarische. Hier wurde Petőfi in der Neujahrsnacht 1823 geboren. Sein Vater konnte nicht lange an demselben Orte bleiben; der Sohn erbt diese Wanderlust. Das Kindesalter brachte er in der stockungarischen Gegend des Kumanier Landes zu, und dieser Aufenthalt hat in seiner Seele bleibende Eindrücke hinterlassen. Er fühlte sich als Sohn der

Pusztá, der Tiefebene; er ward ihr Poet, wie Lermontoff derjenige des Kaukasus. Mit 15 Jahren hatte Petöfi schon sechs verschiedene Schulen besucht. Im Jahre 1838 kam er nach Selmeç (Schemnitz), der bekannten Bergwerkstadt Oberungarns, wo die Bevölkerung beinahe ganz slawisch und selbst unter den Lehrern viele magyarenfeindlich gesinnt waren. Der junge Petöfi befriedigte dieselben durch seinen Fleiß und seine Ausdauer nicht; er ging sogar ins Theater, denn schon damals hatte ihn der Dämon der Kulissen erfaßt. Diese Begeisterung fürs Schauspiel, die wir auch bei anderen Dichtern dieser Jahre bemerken — gelüstete es doch selbst den streng calvinistisch erzogenen Arany, in eine Theatertruppe einzutreten — hängt mit der Errichtung des ersten Nationaltheaters in Pest (1837) zusammen. Für Petöfi war damals und noch später die Kunst des Schauspielers das Höchste, denn alles, was das poetische Genie schafft, ist bloß Schatten, wenn ihm das Spiel des Mimen nicht Leben verleiht. Mehrere Male versuchte er Schauspieler zu werden, jedoch stets mißlang es ihm. Das erstemal war es, als er zur Winterszeit, da sein Vater ihn eines schlechten Schulzeugnisses halber nicht mehr unterstützen wollte, von Selmeç nach Pest kam und unter dem Namen Rónai Helfersdienste auf der Bühne verrichtete. Der durch viele Unglücksfälle verarmte Vater kam nach Pest und nahm den Sohn mit nach Hause. Ein begüterter Verwandter versprach, ihn im Gymnasium zu Sopron unterzubringen; doch im letzten Augenblick vergißt er sein Versprechen, und Petöfi, ohne Hilfsmittel, geht in die nächste Kaserne, um Soldat zu werden. Der Dienst war schwer für den schwachen Jüngling, und das Leben unter diesen Analphabeten, die den »gelehrten« Soldaten aufzogen und ihm das Licht auslöschten, wenn er seinen Horaz las, sehr kümmerlich. Jedoch hoffte er, daß sein Regiment bald nach Tyrol gehen werde; von dort hoffte er nach der Schweiz zu entkommen. Sein von Freiheitssinn erfüllter Geist sah sich schon im Lande Tells als Bürger eines freien Staates. Es ging jedoch bloß nach Graz und von dort nach Kroatien, wo Petöfi erkrankte und aus dem Dienste entlassen wurde. Er war achtzehn Jahre alt und wollte seine Studien fortsetzen; er begab sich nach Pápa, dessen Kollegium damals einen guten Namen hatte. Anfangs blieb er nicht lange, denn er fühlte sich wieder zum Theater hingezogen; mußte sich



jedoch begnügen, die Theaterzettel abzuschreiben und auszutragen. Er kam bald wieder ins Kollegium zurück, wo einige Lehrer ihn liebgewannen und unterstützten. Hier fing er an, Heine und Lenau zu lesen, lernte auch französisch, um Viktor Hugo und Béranger zu verstehen; Lamartine und die Geschichte der französischen Revolution begeisterten ihn. Er nimmt am Selbstbildungsverein der Schüler teil, und hier befreundet er sich mit Jókai. Nun gelang es ihm auch, einige Gedichte in Bajzas »Athenaeum« zu veröffentlichen; jedoch wurde die Not immer größer, und zum drittenmal wurde er Schauspieler. Er brachte es endlich so weit, daß er den Narren in Shakespeares »Lear« spielen konnte.

Ich war Akteur geworden.  
Nun lags im Rollenfache,  
Daß ich beim ersten Spiele  
Aus vollem Halse lache.

Ich lachte auch von Herzen,  
Ach Gott: Im Künstlerleben,  
So dacht ich, wird's noch Gründe  
Genug zum Weinen geben. (Steinbach.)

Die Gründe stellten sich bald ein. Er kam nach Pozsony, wo man ungarisch spielte, als der Landtag beisammen war; er konnte jedoch keine Anstellung finden und mußte die Sitzungsprotokolle Tag und Nacht abschreiben, um sein ärmliches Brot zu verdienen. Der karge Lohn genügte jedoch nicht, um ein Zimmer zu mieten; so übernachtete er bald bei einem Schauspieler, bald in den Hütten, wo die Komödianten den Thespiswagen unterbrachten. Er machte jedoch die Bekanntschaft einiger junger Schriftsteller, die ihn an Ignaz Nagy empfahlen, der damals eine »Bibliothek fremder Romane« herausgab. Er übersetzte für ihn »Robin Hood« und »Die vierzigjährige Frau« von Charles Bernard. Um gänzlich dem Theater zu entsagen, mußte er noch eine harte Probe bestehen. Es war der fürchterliche Winter von 1843 auf 1844 in Debreczen. Petöfi, der schon viel gelitten hatte, sollte hier den Jammerbecher bis auf die Neige leeren. Wenn sein Freund Pákh, der sich später als Humorist einen guten Namen machte, und eine barmherzige alte Frau sich nicht seiner angenommen hätten, wäre er sicherlich zugrunde gegangen. Vier Jahre später, als er seine Reisebriefe schrieb,

gedachte er noch dieses Elends und nährte einen bitteren Groll gegen die Stadt, die ihn so viel leiden liefs. »Warst du schon in Debreczen? Hast du diese Wüstenstadt schon gesehen? . . . Wieviel Speck und gemästete Schweine gibt es hier; aber der Geist darin ist so mager wie die armen Schindmähren, welche die Karren ziehen. Wenn man hier ein Buch kauft, so geschieht es wahrscheinlich blofs um Speck einzupacken. In dieser fetten Stadt habe ich den Winter von 1843—44 zugebracht, vor Hunger sterbend, vor Kälte zitternd, krank bei einer armen, aber gutherzigen Frau. Gott segne sie! Wenn sie meiner nicht gepflegt hätte, so würde ich dir diesen Brief aus der anderen Welt schreiben. Ich war damals einer jener umherirrenden Komödianten, auf die niemand achtet.« Von der Dachstube, die er bewohnte, sah man den Galgen, dieses Symbol der Komitatsjustiz; als Möbel standen darin ein Bett, einige Strohstühle, ein Ofen ohne Feuer, der als Schreibpult diente; an die Wand hatte er die Bilder der Dichter gehängt, die ihm die größten schienen: Vörösmarty und Victor Hugo. Jedoch trug auch dieser schreckliche Winter seine Früchte: einige seiner besten Gedichte wurden hier geschrieben. Er wählte dann unter denjenigen, die schon erschienen waren, die schönsten, schrieb sie sorgfältig in ein großes Heft und betitelte sie: Gedichte. I. Band. Er verläfst hierauf Debreczen mit einem Knotenstock in der Hand, einem Bündel auf dem Rücken und dem Manuskript in der Tasche. »Ich ging«, so schrieb er später, »bei schlechtem Wetter von Debreczen nach Pest, im Februar 1844. Meine Kleider waren abgenutzt, ich war zu Fuß, einige Groschen und meinen Band Gedichte in der Tasche. Dieser Band war all meine Hoffnung; ich dachte: verkaufe ich ihn, so ist es gut, wenn nicht, auch gut, denn dann sterbe ich vor Hunger oder vor Kälte, und das Lied ist aus. Ich wanderte mutterseelenallein am Fusse der Gebirge des Hegyalja entlang; ich traf kein lebendes Wesen. Jedermann suchte ein Obdach, denn das Wetter war abscheulich. Der Wind blies mir die Schlossen ins Gesicht; die Tränen, die das Ungewitter und das Elend mir aus den Augen preßten, gefroren auf meinen Wangen. Nach achttägigem, beschwerlichem Marsch kam ich in Pest an. Ich wufste nicht, an wen ich mich wenden sollte; niemand bekümmerte sich um mich. Wer hätte auch eines armen, lumpigen Komödianten geachtet? . . Da ergriff

mich die Kühnheit des Verzagten, und ich ging zu einem der größten Männer Ungarns mit dem Gefühle eines Spielers, der sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hat. Tod oder Leben! Der große Mann las meine Gedichte, und auf seine warme Empfehlung gab sie der »Nationalklub« heraus. Ich erwarb mir Geld und einen Namen. Dieser Mann, dem ich das Leben verdanke, dem das Land es verdankt, wenn ich ihm einige Dienste geleistet habe oder leisten werde — dieser Mann ist Vörösmarty.«

Mit der Veröffentlichung dieses ersten Bandes (1844) nimmt das große Elend ein Ende; das Jahr bedeutet auch einen Wendepunkt in seiner poetischen Laufbahn. Selten hatte ein Band Gedichte solches Aufsehen erregt. Es war dies nicht die Begeisterung, die vor neunzehn Jahren Vörösmartys Zalán bei Eröffnung des Landtags hervorrief. Damals bewunderte man die merkwürdige Sprache, die außerordentliche Kraft der Phantasie, doch dem Volke blieb Árpád mit seinem Pantherfell eine ziemlich fremde Erscheinung. Diesmal fand man wahre Volkslieder in kunstvoller Form. Petöfi rang noch mit dem größten Elend, als seine Lieder schon gesungen wurden. In diesen zwanglosen Rhythmen, aus denen alle fremde Nachahmung verbannt war, die den Lebenslauf des armen Studenten, des hungernden Komödianten, des Soldaten und des Liebenden wie in einem klaren Spiegel zeigten, erkannte besonders die Jugend ihr eigenes Lebensbild. Der Dichter hörte seine Lieder singen, wenn er schlafen ging, und er hörte sie morgens, wenn er erwachte. Die Kritik, damals noch im klassischen Bann, fand so manches auszusetzen: die Form, die ihrem Geschmack nach nicht gefeilt genug war, einige volkstümliche Ausdrücke, welche zarten Ohren mißfallen konnten und besonders die allzugroße Aufrichtigkeit, eine gewisse Prahlerei mit dem erlittenen Elend. Die großen Schriftsteller jedoch, Vörösmarty an der Spitze, der den Band zur Ausgabe empfohlen hatte, drei Jahre später auch Eötvös, obwohl er als Lyriker unter Bajzas Einfluß stand, sahen in Petöfi einen Dichter, der dem ganzen Volk verständlich war, dessen ungekünsteltes, rein menschliches Wesen sich aussprach in Liedern, die alle großen Vorzüge der Volkspoesie besaßen.

Dem ersten Band folgten bald mehrere größere poetische Erzählungen, unter denen besonders »Held János« hervorragte.

Neue Quellen lyrischer Schöpfungen eröffneten sich für Petöfi, als er die schöne Etelka Csapó, die im Lenze ihres Lebens starb, kennen lernte; er entbrannte auch für ein adliges Mädchen, dem er die »Perlen der Liebe« widmete. Jedoch fand er hier kein Gehör, verfiel auf einige Monate in einen argen Pessimismus, dem er in den »Wolken«, in seinem romantischen Drama und in seinem schaudervollen Roman Ausdruck gab. Jedoch siegte die gesunde, heitere Natur. Der Dichter fand während eines seiner Ausflüge, die er im ungarischen Oberland machte, im September 1846, das Mädchen, das mit ihm Leid und Freude teilen sollte: Julie Szendrey. Sie war die Tochter eines Intendanten, des Grafen Károlyi, und wohnte in einer romantischen Gegend im Schlosse Erdöd. Hier entwickelte sich ihr zum Exzentrischen hinneigender Geist, den die Lektüre George Sands noch steigerte. Petöfi, dessen Name schon berühmt war, machte Eindruck auf sie, und obwohl sie anfangs unschlüssig war, gab sie bald ihre Zustimmung. Diejenige des Vaters war schwieriger zu erlangen. Es kam zu heftigen Szenen, endlich siegte die Liebe, und ein Jahr darauf (8. September 1847) führte der Dichter die schöne Braut heim. »Ich bin glücklich, für ewig glücklich,« schrieb Petöfi an Kerényi, als die Heirat bestimmt wurde. »Erhabenes Mädchen! Dich suchte ich seit meiner Jugend. Ich habe mich vor allen Frauen niedergeworfen, ich betete sie an, denn ich glaubte, du wärest es. Auf den Knien überzeugte ich mich, daß ich mich getäuscht hatte und daß ich statt einer Gottheit einen Götzen anbetete. Da stand ich auf und setzte meinen Weg fort. Endlich traf ich Dich . . . Erhabenes Mädchen! Sie hatte die Wahl zwischen ihren Eltern und mir. Sie hat mich gewählt. . . . Ein Gott wohnt in diesem Mädchen; sie durchdringt mit ihrem Blick das Herz des Menschen, und trotz der bewegten Oberfläche sieht sie die Perlen, die auf dem Grunde liegen. Gesegnet sei ihr Name, wie ich es durch sie bin.« Die Trauung fand in der Kapelle des Schlosses statt; Szendrey selbst wohnte derselben nicht bei, wohl aber die Mutter und die Schwester Marie, die später den Dichter und Kritiker Paul Gyulai heiratete, der für das Andenken und die Würdigung seines Schwagers so viel geleistet hat. Nach der Vermählung ging das junge Paar nach Koltó, wo Graf Teleki ihnen sein Schloß überlief. Hier verfaßte Petöfi eins seiner schönsten Gedichte: »Ende September«,

in dem die ewigen Themen der Lyrik: Liebe, Natur und Todesahnung sich harmonisch durchdringen. Zu diesen drei Gefühlen kam jetzt die patriotische Begeisterung. Die Wirkung der Pariser Februarrevolution auf Ungarn war unermesslich; in ihren Einzelheiten haben sie bis jetzt weder die Historiker noch die Kritiker gewürdigt. Schon gegen Ende der dreißiger Jahre stand das politische und litterarische Ungarn im Banne Frankreichs. Den leitenden Politikern, wie Kossuth, war die Revolution von 1789 das leuchtende Vorbild; andere heldenkende Männer, welche eine parlamentarische Regierung anstrebten, wie Szalay und Eötvös, nahmen die liberalen Redner der Julimonarchie zum Muster. Die Litteratur, mit Ausnahme der Lyrik, die schon auf eigenen Füßen stand, war ebenfalls von Paris beeinflusst, namentlich das Theater und der Roman. Petöfi und seine Freunde, »die Gesellschaft der Zehn«, schwärmten bloß für Frankreich, und wie Jókai in seinen Jugenderinnerungen sagt, war bei allen diesen Musenjüngern die Verehrung der französischen Litteratur, derjenigen, die von Lamartine bis Hugo, von Béranger bis Dumas geht, ganz ausschließlic. Auch Petöfi war von ihnen bezaubert. Lamartines »Geschichte der Girondisten« war das Lieblingsbuch dieser Jugend; auch die Politiker führten es fortwährend im Mund. Man denke sich nun die Wirkung, welche die Februarrevolution in diesem Lande, das seit 1825 für seine Rechte und eine moderne Verfassung kämpfte, üben mußte. Der so lange angehäuften Zündstoff brach endlich aus, und was die Redner des Landtags während 23 Jahren verlangt, jedoch nicht erreicht hatten, erhielt das Land durch Kossuths flammendes Wort in einigen Monaten. Petöfi, der schon früher republikanische Ideen gehegt hatte, war von der Pariser Nachricht wie elektrisiert. Eine Stelle seines Tagebuches zeigt dies deutlich: ». . . O, als ich erfahren hatte, daß man Ludwig Philipp davon gejagt hatte und Frankreich eine Republik geworden ist! . . . Ich reiste damals in einem von Pest weit abgelegenen Komitat; die Nachricht überraschte mich in einem Gasthof; sie ergriff mein Herz, meinen Kopf, meine Seele, all meine Fibern. Vive la république! schrie ich aus und blieb dann stumm und nachdenkend stehen, aber ich brannte wie eine Feuersäule. Als ich wieder zu Sinnen kam, erfafte mich die Besorgnis. Die Parole ist ausgegeben, dachte ich, wer weiß, was schon (in Pest) geschehen

ist. Wird die Revolution ohne mich ausbrechen? Ich stürzte zur Hauptstadt zurück, ich komme zitternd und atemlos an. Die Begeisterung war allgemein, aber nichts war geschehen. Ich atmete lange, wie der Taucher, wenn er aus dem Wasser kommt.«

Petőfi stellt sich mit Jókai, Vasváry und noch anderen an die Spitze der Jugend, welche die berühmten zwölf Artikel verfaßt, nach denen der Staat in demokratisch-nationalem Sinne organisiert wird. Die Presse wird für frei erklärt, und ihr erstes Produkt sind die zwölf Punkte und des Dichters Nationallied: »Auf Magyar!« Er hält Ansprachen an das Volk und ist mit Jókai die Seele des glorreichen 15. März. Jedoch sollte diese schöne Rolle nicht lange dauern. Die leitenden Männer gewährten dem Dichter keinen seiner würdigen Platz im öffentlichen Leben, denn er war zu republikanisch gesinnt. Im Juni fiel er bei der Deputiertenwahl durch, und als er sich im September 1848 unter die Honvéds begab, hatte er so manchen Strauß mit seinen Vorgesetzten zu bestehen. Seine jeden Zwang hassende Natur, die Sucht, sich anders als die übrigen Soldaten zu kleiden, zog ihm harte Vorwürfe zu. Jedoch hemmte dies seine dichterische Ader nicht. Er wurde der Tyrtäus des nationalen Aufstands und verfaßte die schönsten Kriegslieder, welche die Litteratur aufzuweisen hat. Er opfert nun für die Freiheit die Liebe auf, kämpft tapfer in der Schlacht und zeichnet sich in mehreren Gefechten aus. Bem, der polnische Held, der seinen Degen in Ungarns Dienste stellte und Siebenbürgen verteidigte, wählte ihn zu seinem Adjutanten. Es ist der einzige General des Freiheitskampfes, zu dem der Dichter mit Verehrung empor-schaute. Er ernannte ihn zum Major, da jedoch die Regierung dies nicht bestätigen wollte, reichte der Dichter seine Entlassung ein, mußte jedoch die Hauptstadt verlassen, als die Russen ins Land einbrachen, und alles aus Pest flüchtete. Er vertraute Weib und Kind seinem Freunde Arany an und begab sich wieder zu Bem. Der alte General empfing ihn mit Freuden und nannte ihn seinen Sohn. Da er jedoch vorhersah, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde, in der er bloß 2400 Mann 16 000 Russen entgegenstellen konnte, verbot er dem Dichter, ihm zu folgen. Petőfi, der noch nicht Zeit gewonnen hatte, seine Uniform anzulegen, folgte dennoch, und am 31. Juli wurde er bei Segesvár (Schäßsburg) zum letztenmal gesehen. Wahr-

scheinlich wurde er von den Rossen der Kosaken zerstampft. Man kennt nicht den Ort, wo er begraben wurde. Um einen solchen Tod flehte der Dichter schon sechs Jahre früher in einem seiner schönsten Gedichte.

Erst im Jahre 1882 wurde sein Standbild in der Hauptstadt am Ufer der Donau enthüllt und dient seit dieser Zeit als Wallfahrtsort bei festlichen Gelegenheiten. Eine litterarische Gesellschaft führt seinen Namen.

Petőfis Gedichte bilden bloß einen starken Band, aber dieser Band ist das Kostbarste, was die ungarische Lyrik hervorgebracht hat. Er ist nicht bloß der poetische Spiegel der acht bewegten Jahre vor der Revolution, sondern auch der des Volkscharakters. Petőfi hat das Volk für die Poesie entdeckt. Während für seine Vorgänger das Volk der kleinere Adel war, aus dessen Mitte sie meist hervorgingen, drang Petőfi in die tiefen Schichten und holte aus ihnen seine besten Schätze. Durch ihn und mit ihm zieht nun das Volk in die Dichtung ein. Sein Geist waltet fort und fort, denn von nun an wird das Volk zum Mittelpunkt der poetischen Betrachtung.

Neben den lyrischen Gedichten kommen die Erzählungen Petőfis — ob in Prosa oder in Versen —, sein romantisches Drama »Tiger und Hyäne«, seine Reisenotizen weniger in Betracht. Das Tiefe und Erhabene des kurzen Liedes geht in der Länge verloren. Einmal jedoch traf er mit einem Wurf das Richtige und schuf ein Volksepos, das zu den besten Leistungen gehört. Es ist »Held János«, in dem die Liebe eines Hirten, seine ungewöhnlichen Irrfahrten, seine Heldentaten, die ins Feenreich gehören, mit vieler Anmut in volkstümlichem Tone erzählt werden. Romantisches mischt sich hier mit Übermenschlichem, Volksglaube und Volksdichtung fließen in einen Quell zusammen. Es ist aus Zauber und Sonnenschein gewoben, hat nichts mit dem klassischen Epos gemein, hat aber auf die Entwicklung des volkstümlichen Epos, besonders auf Arany, stark gewirkt.

## II. Das Theater.

Das Erwachen des nationalen Bewußtseins schuf auch die Schaubühne. Theaterstücke hatte man schon während der Wiedergeburt übersetzt und auch geschrieben, ein Theater gab es jedoch erst seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Wenn man bedenkt, daß schon Bessenyei Tragödien schrieb, um zu beweisen, daß die ungarische Sprache auch hohe Gedanken ausdrücken könne; daß Péczeli Voltaires Stücke übersetzte, daß die ersten Schauspielertruppen sich gegen 1790 organisierten; daß man trotzdem erst im Jahre 1821 in Siebenbürgen, sechzehn Jahre nachher in Pest ein stehendes Theater errichten konnte, so gibt dies einen Begriff von den Schwierigkeiten, mit denen die ersten Dramatiker zu kämpfen hatten, um das Schauspiel in magyarischem Sinne zu begründen und zu entwickeln. Die lyrische Poesie hatte schon Bedeutendes hervorgebracht, als das Theater noch stammelte. Das Schauspiel bedarf eben noch mehr der Unterstützung als die anderen Gattungen der Litteratur, die bloß Leser, keine Zuschauer erheischen. Solange Ungarn noch unter österreichischer Vormundschaft stand, war ein Aufblühen des Theaters unmöglich, denn die Organe der Verwaltung sahen mit scheelen Augen auf Werke, die, wie Kazinczy sagte, das Volk belehren — und dies in ungarischer Sprache. Als demnach einige beherzte Männer schon im Jahre 1790 die Theaterfrage aufwarfen, entschied sich der Landtag, die untertänigste Bitte an die Regierung zu stellen, daß während der Session einmal wöchentlich auch »ungarisch« gespielt würde. Ein Theater gab es wohl — es war jedoch deutsch. Als nun die ungarische Truppe am 25. Oktober 1790 ihr erstes Schauspiel gab — es war die Übersetzung eines Stückes des Grafen Brühl —, versprachen mehrere Schriftsteller, Tragödien und Komödien zu liefern. Der Mangel an Originalstücken machte sich bald fühlbar. Bessenyeis »Philosoph« konnte dreimal gegeben werden, aber zum drittenmal blieb das Publikum schon aus. Man wollte weinerliche Schauspiele; man überarbeitete demnach Mercier, Falbaire und Sedaine, dazu kamen einige schwache Übersetzungen aus Molière, Voltaire und Shakespeare. Der Held des Tages war jedoch Kotzebue. Bald erwies sich indes die Begeisterung fürs ungarische Theater als Strohfeuer; für die Schauspieler traten schwere Zeiten ein, denn die deutsche Gesellschaft verteidigte ihre Positionen, und die Hauptstadt war damals noch deutsch. Nach sechsjährigem Ringen zogen die Magyaren in die Provinz, wo ihnen einige Städte eine bessere Aufnahme bereiteten. Jedoch das Elend war groß; man spielte in improvisierten Sälen; die besten Kräfte mußten darben. Die Thaliajünger, die nicht bloß



ergötzen, sondern auch das ungarische Wort verbreiten sollten, wurden die Märtyrer ihrer Begeisterung. Es genügt, die Memoiren einer der besten Schauspielerinnen dieser Zeit, Frau Déry, zu lesen, um einzusehen, wie es mit diesen wandernden Truppen in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts bestellt war.

In Siebenbürgen gestalteten sich die Verhältnisse etwas besser. Hier fanden schon während des nationalen Fürstentums Aufführungen statt; das ungarische Element war auch rühriger, und schon 1811 beschloß der Landtag die Gründung eines Nationaltheaters in Kolozsvár, das auch zehn Jahre nachher eröffnet wurde. Trotz aller Schwierigkeiten entwickelte sich das erste dramatische Talent in dieser Zeit des Umherirrens, und der noch heute für die beste ungarische Tragödie geltende Bán bán ging aus einer Preisausschreibung des Kolozsvärer Theaters im Jahre 1814 hervor.

Der erste, der die Wandertruppen mit guten magyarischen, wenn auch meist nach Kotzebue geschriebenen Stücken versah, war Karl Kisfaludy (1788—1830). Es war der Bruder Alexanders, des Himfy-Sängers. Er studierte in Győr (Raab), konnte sich aber mit der Disziplin nicht vertragen und trat in eine Militärschule, wo er fremde Sprachen, Musik, Tanz und Zeichnen lernte. Er nahm an den Kriegszügen in Italien und Deutschland teil und brachte es bis zum Rang eines Leutnants. Jedoch der Ruhm Himfys feuerte auch ihn an. Er trat mit einigen jüngeren Schriftstellern in Verkehr und reichte 1811 seine Demission ein. Er war aber nicht so begünstigt wie sein Bruder, der ein reiches Mädchen geheiratet hatte und auf seinem Landgut den Musen leben konnte. Sein Vater entzog ihm die nötigen Hilfsmittel. Er ging nach Wien, wo er sich in der Malerei vervollkommen wollte; er fühlte sich jedoch zum Theater hingezogen, machte die Bekanntschaft Theodor Körners und schrieb einige Stücke. Dann unternahm er eine Fußreise durch Deutschland und Italien und liefs sich im Jahre 1817 in Pest nieder. Zwei Jahre später führte eine Wandertruppe seine »Tartaren in Ungarn« auf, und der Name Kisfaludy wurde bekannt. Er liefs nun den Pinsel ruhen und widmete sich ausschließlich dem Theater. Er konnte die Sprache besser feilen, auch die fremde Dramaturgie eingehender studieren. Er besafs

mehr Weltkenntnis als die Schriftsteller, welche sich damals in Pest zusammengefunden hatten. Dank dieser Überlegenheit, aber auch dank seinem geschmeidigen, gutherzigen Charakter konnte er bald die jüngeren Kräfte um sich sammeln und bildete einen kleinen Kreis, der nach seinem Musenalmanach den Namen *Aurora* führte und auf die folgende Generation von großer Wirkung war. Kisfaludy wollte nämlich mit den fremden Richtungen brechen, welche in der Litteratur das nationale Element zu wenig beachteten, besonders mit dem kalten, gemessenen Klassizismus, der durch Kazinczy in die Litteratur eingeführt worden war; die Litteratur auf nationalem Grunde aufbauen; weder die Antike, noch das französische 18. Jahrhundert nachahmen, sondern aus dem magyarischen Leben schöpfen. Dieses Leben sollte nicht in alten Geschichtswerken studiert, sondern in der Gegenwart betrachtet werden. Inhalt und Form sollten modern werden. Kisfaludy ist, wie Kazinczy, ein bahnbrechendes Talent; minder gebildet als der Meister von Széphalom, lenkte er jedoch die Litteratur auf fruchtbarere Wege. Er starb auf der Höhe seines Schaffens. Seine Freunde Vörösmarty, Bajza, Toldy betrauernten ihn wie einen Meister. Sechs Jahre nach seinem Tode gründeten sie die Kisfaludy-Gesellschaft, welche bis heute die besten Kräfte des Landes vereinigt. Er bekam auch ein Monument in der Stadt, wo er seine ersten Studien gemacht hatte.

Kisfaludy war als Dramaturg, Lyriker und Novellist tätig. Er kannte sein Publikum und wußte, daß man in demselben die patriotische Ader reizen müsse, um Beifall zu ernten. Er schrieb zuerst patriotisch-sentimentale Stücke, in denen die Tugend immer belohnt wird. »Der Ungar ist Sieger in meinen Stücken, dies genügt, damit die Galerie Beifall klatsche«, sagte er selbst von ihnen. Seine ersten Versuche sind demnach bloß patriotische Tiraden. Die Stoffe lieferte das höchst dramatisch gehaltene Geschichtswerk Fefslers, das Kisfaludy fleißig zur Hand nahm, um die dankbaren Stoffe zu bearbeiten. »Die Tartaren in Ungarn«, »Klara Zách«, »Ilka oder die Einnahme von Belgrad«, »Der Woiwode Stibor«, besonders bemerkenswert durch seine Ausfälle gegen die Tyrannei der Adelligen, welche die Leibeigenen knechten (1819); »Maria Szécsi«, schon von Gyöngyösi besungen, »Simon Kemény«, ein oft behandelter Gegenstand: all diese

Stücke sind eminent patriotisch und machten auf die Zuschauer, die bisher ans weinerliche Schauspiel gewöhnt waren, einen guten Eindruck. Kisfaludy war geschickter in der Szenierung als seine Vorgänger, er hatte Verständnis für die Bühne, seine Auftritte entwickeln sich logischer, und besonders weiß er das Interesse wach zu halten. Einmal gelang es ihm auch, echt tragische Situationen zu schaffen, indem er das Stück des berühmten Mathematikers Bólyai »Mohammed II.« zum Ausgangspunkt nahm und seine »Irene« schrieb (1820). Der Stoff findet sich in den »Briefen aus der Türkei« des Mikes, die ein Freund Kisfaludys, Kulcsár, herausgegeben hatte. Die Erzählung steht aber schon bei Bandello. Irene war eine schöne griechische Gefangene in Konstantinopel, die vom Sultan Mohammed geliebt wurde. Um das Schicksal der Christen zu mildern, hatte sie auf die Liebe ihres Verlobten verzichtet und ward Favoritin. Der Pascha Zagán und die Partei, welche den Krieg fortsetzen will, sehen dies mit scheelen Augen an, denn seitdem Irene den Sultan beherrscht, haben die Metzeleien aufgehört. Sie reizen den Sultan so lange, bis sie ihn überzeugen, daß die Griechin ihn nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung geheiratet hat. In seiner Wut ersticht er sie. Der Stoff ist echt tragisch behandelt; die Sprache befriedigt hier mehr, und die Charaktere sind mit festeren Zügen gezeichnet, als in den dramatisierten Anekdoten aus der Frühzeit Ungarns.

Die schönsten Erfolge erzielte jedoch Kisfaludy mit seinen Lustspielen. Es sind die ersten ungarischen Stücke, die aufführbar waren. Ein eingehendes Studium Kotzebues hatte ihn gelehrt, woraus die komischen Situationen entspringen, und mit welchen Mitteln die szenischen Effekte erreicht werden. Kisfaludy ist ein Schüler Kotzebues, doch hat er seine Plattheiten und Frivolitäten nicht übernommen. Er hat besonders das Verdienst, das Lustspiel in ungarischem Sinne geschaffen und das soziale Leben der Provinz — von einem hauptstädtischen Leben konnte damals noch nicht die Rede sein — auf die Bühne gebracht zu haben. Die listigen Kammermädchen, die sentimentalen Damen, die alten Jungfern, die so gern einen Mann erhaschen wollten, der Magnat, der immer das Ausland rühmt und seine Heimat als ein barbarisches Land verachtet, der Dorfjunker mit seinen lateinischen Brocken und seiner lächerlichen Anmaßung, der

Pedant, der Dorfnotar, der Gemeinderat: alle diese echt ungarischen Typen tummeln sich auf der Szene und bereiten uns eine heitere Stunde. »Die Freier«, »Die Verschworenen«, »Der Mädchenwächter«, »Die Täuschungen« sind seine besten Stücke. Besonders gefiel die kernige Sprache, welche durch keine fremde Mischung verunziert ist, die sprichwörtlichen Redensarten, die gut gelungenen Witze.

Kisfaludy hat besonders durchs Theater gewirkt. Er hat aber auch einige hübsche Erzählungen geschrieben, die, wie seine Lustspiele, besonders das Provinzleben schildern. Es sind mehr komische Skizzen — so »Abenteuer des Jonas Tollagi«, »Simon Sulyosdi« — als gute Novellen. Sie stellen das patriarchalische Leben mit dessen beschränkten Ansichten, die Verlegenheit der Landjunker in der Hauptstadt oder dem Essen und Trinken ergebene, ungehobelte Leute dar. Es sind keine künstlerischen Kompositionen; sie wurzeln jedoch im ungarischen Boden und bilden die ersten Versuche eines Genres, das durch Gaal, Kovács und andere fortgesetzt, bei Jókai schöne Kunstwerke hervorbrachte. Die historische Novelle »Tihamér« (1824) aus den Zeiten des italienischen Feldzugs Ludwigs des Großen blieb nicht ohne Wirkung auf den zweiten Teil von Arany's »Toldi«.

Wie alle Dichter seiner Zeit steht auch Kisfaludy als Lyriker im Dienste des Patriotismus. Er schrieb einige schöne Balladen, in denen das Düstere und Ahnungsvolle herrscht, eine berühmte Elegie in Distichen: »Mohács« (1824), welche zeigt, wie tief die Wunde war, die dem Lande im Jahre 1526 geschlagen wurde. Man betrachtete diese Schlacht als das Grab der ungarischen Freiheit, man rief sie sich ins Gedächtnis, als es galt, die Freiheit wieder zu erobern. Melancholisch ertönt die Klage, doch am Ende erklingt der Mahnruf: Verzagen wir nicht!

Zur Zeit des faden Klassizismus hatte Kisfaludy ein besonderes Verständnis für die Volkspoesie. Er schrieb einige schöne Lieder, unter denen »Der Landmann auf dem Rákos« viel gesungen wurde. Auf der weiten Ebene bei Pest, wo im Mittelalter die Adligen sich versammelten, um zu beraten und ihren König zu wählen, pflügt nun der arme Landmann. Ein Seufzer entringt sich seiner Brust, wenn er an die alte Herrlichkeit denkt. Wo sind nun die ungarischen Ritter?

Sie sind hin, du bist geblieben,  
Nährst viel tausend Menschen drüben,  
Aber kaum ist unter ihnen  
Mir ein Ungar je erschienen.

Pester, Ofner viel wir sehen,  
Unsre Sprach' sie schwer verstehen.  
Bald sind, die an ihr sich laben,  
Selten wie die weisen Raben. (Steinacker.)

Andere Lieder sind Stimmungsbilder, drücken Liebesweh und -wonne aus.

Kisfaludy hat jedoch besonders durch seine Theaterstücke und seine Tätigkeit als Anreger und Ermunterer der jungen Talente gewirkt. Er ist ein in den fremden Litteraturen bewandeter Weltmann, der zugleich die ungarischen Verhältnisse genau kennt und zur Betrachtung der Gesellschaft auffordert. Weniger despotisch als Kazinczy, gelang es ihm, in der Hauptstadt einen litterarischen Mittelpunkt zu schaffen, der, von den Reformen Széchenyis begünstigt, einen mächtigen Einfluß auf die Litteratur ausübte.

Bis zu den dreißiger Jahren herrschte Kisfaludy auf dem Theater; außer seinen Werken bildeten meist Übersetzungen der deutschen sentimentalen Stücke, der Lustspiele Kotzebues und der Schicksalstragödien das Repertoire. Der einzige große Dramaturg, der zugleich mit Kisfaludy wirkte, dessen Wirken jedoch damals unverständlich blieb, war **Josef Katona** (1792—1830), der Verfasser des »Bánk bán«, den die Kritik ungefähr fünfzehn Jahre nach des Dichters Tode zu würdigen begann. Es lag etwas Tragisches im Geschick dieses Mannes. Aus Kecskemét, einer echt ungarischen Gegend, gebürtig, kam er nach Pest, um Jus zu studieren. Er fühlte sich jedoch unwillkürlich zum Theater hingezogen und besonders zu der schönen Schauspielerin Frau Déry. Er spielte einige Zeit, verfertigte Übersetzungen von Ritterstücken und versuchte sich auch im Schauerdrama. Als im Jahre 1814 das Kolozsvärer Theater einen Preis von tausend Gulden für ein originales Drama ausschrieb, sandte er seinen »Bánk bán« ein. Jedoch das Stück war von den damals zu Dutzenden verfertigten sentimentalen Stücken derart verschieden, daß es keine Beachtung fand. Der Dichter konnte es auch der Zensur halber nicht aufführen lassen; er

arbeitete es um und liefs es im Druck erscheinen (1821), es blieb trotzdem unbeachtet. Katona zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er ein Amt annahm und nichts mehr vom Theater wissen wollte. Der berühmte Schauspieler Egressy brachte es später auf die Bühne. Kritik und Publikum fingen an einzusehen, dafs es das Meisterwerk der ungarischen Bühne ist, und seitdem wächst sein Ruhm fortwährend. Es steht vereinzelt da, wie die »Tragödie des Menschen« von Madách.

Wie erklärt sich nun die Blindheit der damaligen Kritik? Wahrscheinlich durch den riesigen Einflufs Kazinczys, für den eine glatte, gut gefeilte Sprache und eine pathetische Diktion ohne volkstümliche Ausdrücke die Hauptsache war. Der Gehalt konnte seicht und glatt sein. Nun kommt bei »Bánk bán« in erster Reihe der Gedankenreichtum, die tragische Auffassung und die dramatische Komposition in Betracht. Katona schrieb einfach, ohne sich viel um Neologen oder Puristen zu bekümmern; an einigen holperigen Versen nahm er keinen Anstofs und gebrauchte auch hier und da Ausdrücke, welche einem Kólcsey oder Szemere mißfallen hätten. Die Kritik beachtete das Werk gar nicht; die Zuschauer selbst hätten ihm in den zwanziger Jahren auch kein besonderes Interesse entgegengebracht, denn sie waren an andere Nahrung gewöhnt. Deshalb sagt Katona: »Das Publikum findet blofs die moralischen Gemeinplätze und die patriotischen Anspielungen interessant; da schreit und klatscht es. Dieses Geschrei und dieses Klatschen, über die sich das Ausland lustig macht, werden die Wegweiser der dramatischen Schriftsteller, die den Erfolg suchen und sich wenig um die künstlerische Form und selbst um die schönen Handlungen kümmern. Es genügt, wenn das Stück voll von glorreichen Heldentaten ist.« Es ist dies eine direkte Anspielung auf die ersten Stücke Kisfaludys. »Bánk bán« kam also zu früh. Das nationale Bewusstsein mußte noch stärker entwickelt, die Kritik belehener, das Publikum durch die Romantik, welche mehr Gehalt bot als Kotzebues Albernheiten, beeinflusst werden, um dem Werke Katonas Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

»Bánk bán« ist der dichterische Ausdruck der Treue des Magyaren zu seinem König, aber auch der Ausdruck des Hasses gegen die Fremden, welche sich zwischen den König und die Nation drängen, um das Land auszusaugen. Dieser Fremdenhafs

zieht sich wie ein roter Faden durch die ungarische Geschichte, und wenn ein Dichter begabt genug ist, ihn dramatisch darzustellen, so ist der künstlerische Erfolg gesichert. Nach vielen verunglückten Versuchen gelang Katona dieser Wurf. Shakespeare war sein Meister, aber auch das nationale Leben seines Volkes. Er sucht in dessen Geschichte eine Episode, nicht um patriotische Tiraden herzuleiern, sondern um die Beweggründe, die moralischen Gesetze der Handlung zu zeigen. Er sucht die Seele der Dinge; er ist der erste Psycholog des ungarischen Theaters. Über seinen tragischen Charakteren schwebt der Genius der ungarischen Geschichte; wer den Haß gegen die Fremden kennt, wird die hohe Bedeutung dieser Tragödie nicht verkennen. In der Stimme der ungarischen Edelleute hört man die hundertjährige Klage, das Geschrei des Aufstandes und das Röcheln der Opfer.

Die Handlung geht unter der Regierung Andreas II. (1205—1235) vor sich. Der König weilt fern vom Lande; die Königin, Gertrud aus Meran, regiert mit ihren deutschen und italienischen Günstlingen. Das Elend des Volkes ist groß; die Magnaten selbst können den Übermut der Eindringlinge nicht mehr ertragen. Sie verschwören sich unter der Führung Peturs, dieses klassischen Vorbilds der magyarischen Unzufriedenen, der für seinen König willig stirbt, aber die Fremdherrschaft nicht dulden kann. Jedoch der Banus Bánk, der während der Abwesenheit des Königs der Bewahrer der Verfassung und der Gesetze ist, überwacht sie. Er hat soeben die verschiedenen Teile des Landes bereist, als die Verschworenen ihn verständigen, daß die Ehre seines Weibes, Melinda, in Gefahr sei. Otto, der Bruder der Königin, will sie verführen und die Königin will ihm bei der Missetat Handlangerdienste leisten. In der ersten Szene des Stückes sehen wir, wie der Wollüstling während eines Hofballs die ihrem Mann treu ergebene, jedoch ein wenig beschränkte Frau in sein Netz locken will. Melinda weist ihn ab. Bánk, der dieser Szene ungesehen beiwohnt, ist ein wenig beruhigt; jedoch die Königin, die ihrem Bruder seinen Mißerfolg vorwirft, erregt seinen Zorn. Schon will er die Schuldigen vernichten, sich aber als treuer Diener seines Herrn und als Patriot zuerst mit den Unzufriedenen verständigen. Petur und seine Genossen haben den Aufstand und den Tod der Königin beschlossen. Bánk

tritt trotz der tödlichen Beleidigung als Vermittler auf; er besänftigt sie, indem er sie an die Treue gegen den König erinnert. Alle befolgen seinen Rat. Der Banus, stolz auf diesen moralischen Sieg, wird nun in seiner Ruhe durch Biberach, einen jener fremden Schmarotzer, die sich am Hofe mästen, gestört. In einer rätselhaften Rede gibt er ihm zu verstehen, daß die heranbrechende Nacht für Melinda, die sich neben der Königin befindet, große Gefahr berge, da Otto geschworen hat, sie zu verderben. Bánk stürzt ins königliche Schloß, aber schon zu spät: die Missetat ist vollbracht. Nun stehen wir vor dem tragischen Konflikt. Der seinem König treu ergebene Banus, der soeben die Verschworenen beruhigt hat, verliert das moralische Gleichgewicht: aus dem Beschützer des Throns wird ein Mörder. In seiner Verzweiflung glaubt er an die Schuld seines Weibes; er verflucht sie und ihren Sohn. Dies treibt Melinda in den Wahnsinn. Bánk will nun die Königin vernichten, denn sie trägt an allem Schuld. Er brütet seinen Plan aus, als er noch den Vertreter des Volkes, den Leibeigenen Tiborcz, anhören muß, der ihm die schrecklichen Leiden seiner Standesgenossen schildert.

Um Hungers nicht zu sterben, müssen wir  
Den schweren Pflug mit Weib und Kind bespannen!  
. . . Bei uns verläßt der Storch den Schornstein, weil  
Wir keinen Bissen mit ihm teilen können. (Dux.)

Endlich steht Bánk von Angesicht zu Angesicht der Königin gegenüber. Hochmütig wirft sie ihm sein Erscheinen im königlichen Palast und seine rasche Wiederkehr vor. Der »treue Diener« ist aber jetzt auf alles gefaßt; er schleudert ihr die Schandtät, die sie begangen, ins Gesicht, und als Otto sich zeigt, jedoch vor der fürchterlichen Miene des beleidigten Gemahls flüchtet, fällt die Königin als Opfer. Der König ist zurückgekehrt. Er findet den Hof in Aufruhr. Schon hat er die Hauptverschwörer bestraft; die einen sind getötet, die anderen gefangen. Bánks Haus wird in Brand gesteckt und Melinda von Ottos Leuten ermordet. Als der König den Leichnam seiner Frau sieht, verlangt er vom Banus Genugtuung. Dieser kann als Untertan mit seinem Herrn nicht fechten; er legt das Schwert zu seinen Füßen nieder und verläßt unter den Fluchsprüchen der Umstehenden den Palast. So wird der Verteidiger des Gesetzes zum Verbrecher, der Günstling des Königs zum Mörder, der Staatsmann zum Verschworenen, der



stolze Magnat zum Flüchtling. Dies ist die hohe Tragik des Stückes. Bánk wird nicht physisch, sondern moralisch getötet.

Bedeutende ungarische Kritiker — Gyulai, Beöthy, Heinrich — haben die Schönheiten des Stückes, seinen Platz in der Weltlitteratur, die verschiedenen Behandlungen des Themas im Auslande, namentlich durch Grillparzer, eingehend gewürdigt. Sie haben auch die Mängel nicht verschwiegen: So ist Ottos Charakter übertrieben, Melinda erinnert noch an die sentimentalischen Stücke, die Sprache ist an vielen Stellen holperig, unbeholfen und schwerfällig. Was jedoch die tragische Konzeption anbelangt, steht das Stück einzig in der ungarischen Litteratur da. Seit 1820 hat das Theater keine derartige Schöpfung mehr hervorgebracht, als ob das tragische Genie der Nation mit dieser einen Frucht erschöpft worden wäre.

Kisfaludy und Katona sind die zwei bedeutendsten Namen in der Geschichte der Anfänge des Theaters. Katona fand aus den soeben dargelegten Gründen keine Nachahmer; desto stärker war die Wirkung Kisfaludys und einige Jahre nachher die der französischen Romantik. Als Kisfaludys Nachahmer kann Josef Gaal (1811—1866) betrachtet werden, der Gvadányis »Notar von Peleske« auf die Bühne brachte, in demselben jedoch den reaktionären, gegen den Fortschritt polternden Geist verspottete. In seinen anderen Lustspielen (»Der König in Ludas«, »Liebe und Champagner«) sind die Volkstypen ebenfalls gelungen. Gaal schrieb auch Novellen und eine berühmte Satire: »Die bleiernen Stöcke«, die bei den Wahlen im vormärzlichen Ungarn eine so traurig berühmte Rolle spielten. — Paul Csató (1804—1841) steht teils unter Kisfaludys, teils unter des französischen Vaudevilles Einfluß. Seine »Jungvermählten« führen uns in die gebildeteren Kreise. Die Provinz mit ihren einfachen, oft albernen Figuren verschwindet nach und nach auf dem Theater und in der Novelle; denn ein neuer Geist dringt in die Litteratur. Auf dem Theater entfaltet sich eine neue Kunstform, die besonders unter Victor Hugos und Dumas des Älteren Einfluß steht. Nach Kisfaludys Tod war man schon der Kotzebueschen Komödie satt. Die politische Strömung, die nach der Julirevolution das Land eroberte, war diesen Stücken mit ihren Provinztypen nicht mehr günstig. Um auf den erwachenden liberalen Geist zu wirken, mußte das Theater andere Bahnen einschlagen. Schon

bei Vörösmarty finden wir Spuren der französischen Romantik; ihre Vorherrschaft kann man jedoch vom Erscheinen der berühmten Vorrede, die der Freiherr Josef Eötvös seiner Übersetzung des »Angelo« (1836) beifügte, datieren. In demselben Jahre trat auch Szigligeti, der fruchtbarste Vertreter dieser Richtung, auf. Dem vom demokratischen Geiste beseelten Eötvös gefiel an Victor Hugo besonders, daß er das Theater in engen Zusammenhang mit der Demokratie brachte. Der Franzose wollte Stücke schaffen, die »der Menge eine Philosophie, den Ideen eine Formel, der Dichtung Muskeln, Blut und Leben, der lechzenden Seele einen labenden Trunk, den geheimen Wunden Balsam, jedem einen Rat, allen ein Gesetz geben sollten. Denn, sagte er, in unserem Jahrhundert hat sich der Gesichtskreis der Kunst sehr erweitert. Früher sagte der Dichter: das Publikum; heute sagt er: das Volk.« Diese eminent bildende Kraft des Hugoschen Theaters hatte Eötvös, den Kritiker, angezogen. In seiner Vorrede betont er, wie Hugo in derjenigen des »Cromwell«, die Gebrechen der klassischen französischen Tragödie, die man in Ungarn durch zahlreiche Übersetzungen ziemlich genau kannte. Er meint, daß diese sich bloß an eine Kaste richtete und wegen ihrer mythologischen Beziehungen dem Volke ein Rätsel geblieben sei. Nun ist aber der wahre Volksdichter in Hugo entstanden, dessen Verherrlicher Eötvös wurde.

Auch an den »Biographien ungarischer Schauspieler«, die Szigligeti verfaßte, kann man den Eindruck erkennen, den die ersten Aufführungen der romantischen Stücke in Ungarn machten. Er sagt: »Vor dem französischen romantischen Drama hatte man wohl in Buda — vor der Errichtung des Nationaltheaters in Pest, die erste Bühne des Landes; da es jedoch noch keine Kettenbrücke gab und im Winter die Überfahrt ziemlich schwer war, während der Kälte wenig besucht — »Hamlet«, »Lear«, »Othello«, Calderons »Das Leben ein Traum«, Lessings »Emilia Galotti«, Schillers »Räuber«, »Kabale und Liebe«, »Maria Stuart« und »Fiesko« gegeben; es waren aber besonders Kotzebue, Ziegler, Raupach, Birch-Pfeiffer, Iffland und andere Schriftsteller zweiten und dritten Ranges, die den ersten Platz einnahmen. Es war der Triumph des Sentimentalen, der Frauen ohne Schuld und Fehler. Man spielte diese Stücke, weil man keine besseren hatte. Selbst die französischen Melodramen, wie das »Irrenhaus in Dijon«,

›die Waise von Genf‹ fanden mehr Beifall. Doch der Sieg Victor Hugos und Dumas war rasch und entscheidend. ›Lucretia Borgia‹, ›Maria Tudor‹, ›Angelo‹, ›Margarete von Burgund‹ (›La Tour de Nesle‹) wurden schon in Buda dargestellt. Ich will bloß ein Beispiel für die schwärmerische Aufnahme dieser Stücke anführen. Telepi hatte zu seiner Benefizvorstellung ›Margarete von Burgund‹ gewählt. Er hoffte, daß das Haus voll sein werde; aber der Himmel begünstigte ihn nicht, denn am Nachmittag fing es an in Strömen zu regnen, und die Pester, mit Ausnahme einiger mutiger Jünglinge, wagten es nicht über das Wasser zu kommen. Es waren ungefähr vierzig Personen im Haus; die Begeisterung stieg aber so hoch, daß ein Zuschauer nach der Vorstellung sich auf seinen Sitz stellte und in einer beredten Ansprache erklärte, daß ein so prächtiges Stück wohl einen doppelten Eintrittspreis verdiene. Dabei nahm er seinen Hut, machte eine Kollekte und in zehn Minuten war im Hute zweimal so viel als in der Kasse.‹ Diese Stelle zeigt, daß schon vor Eröffnung des Nationaltheaters (1837) das romantische Drama Frankreichs die Gemüter bezauberte. Es beherrscht auch die talentvollen Dramatiker, die bis zur Revolution die Bühne mit zahlreichen Stücken versahen. Romantisch im ungarischen Sinne heißt: liberal. Alle Vertreter dieser Richtung kämpfen auf der Bühne für dasselbe Ideal wie die Redner im Landtag: Aufhebung des Kastenwesens, Befreiung der Leibeigenen, Abschaffung der Mißbräuche im politischen und sozialen Leben. Oft wird die Schaubühne zur Rednerbühne; dies zeigt jedoch bloß, daß die Schriftsteller es als ihre höchste Aufgabe betrachteten, das Volk zu belehren. Diese Romantiker schufen das historische Drama, denn die tragische Geschichte Ungarns von Stephan dem Heiligen bis zur Besiegung Rákóczis bot zahlreiche Stoffe, die im romantisch-nationalen Sinne behandelt werden konnten. Dies ist der erste, dauernde Erfolg des Romantizismus, denn diese Gattung wurde auch später mit Vorliebe gepflegt; ferner beobachtete man von dieser Zeit an die Lokalfarbe, die Szenierung wurde sorgfältiger, das Spiel selbst künstlerischer. Gemeinsame Charaktere dieser Stücke sind: eine gewisse Mischung des Schönen und Häßlichen, des Erhabenen und Grotesken; das Außerordentliche, die Effekthascherei, die erschütternden Szenen. All dies reizte die Nerven und erzielte

mehr Erfolge als die konventionellen, komischen Situationen. Der Dichter betrachtet sich nicht mehr als einen öffentlichen Späsmacher; er bringt Gegenstände auf die Bretter, welche brennende Tagesfragen berühren. Er nimmt an den politischen Kämpfen teil; er will die Scheidewände zwischen den sozialen Klassen niederreißen, die Rechte, welche die Geburt allein gibt, aufheben und überall das rein Menschliche zur Geltung bringen: Milde und Erbarmen für die Unglücklichen, für die ohne Schuld Leidenden, selbst für die Verirrten. Die weiblichen Charaktere treten mehr in den Vordergrund; die Frau wird auf der Bühne energisch; sie tritt entschiedener auf und hat jede Sentimentalität abgelegt. Die Männer sind vom Freiheitsdurst belebt, vom Haß gegen die Tyrannei erfüllt. Der Hernanitypus, der sich gegen die staatsrechtliche Ordnung auflehnt, findet großen Beifall, denn die Führer der zahlreichen Aufstände gegen österreichische Willkür sind doch im Grunde von diesem Geiste beseelt. Die Romantik brachte demnach frisches Leben auf die Bühne; Kotzebue und seine Nachahmer mußten das Feld räumen. Von nun an beherrscht Szigligeti und seine Kampfgenossen die Bretter.

Eduard Szigligeti (1814—1878), von Haus aus Szathmári, kam von Nagy-Várad nach Pest, um mathematische Studien zu treiben, doch fühlte er sich, wie seine zwei großen Vorgänger, Kisfaludy und Katona, zum Theater hingezogen und trat als Chorist und Tänzer mit einem Monatsgehalt von vierzehn Gulden in die Budaer Gesellschaft ein. Sein Vater drohte ihm mit dem Tode und verbot ihm, seinen Namen zu führen. So machte er seinen neuen, einer poetischen Erzählung Alexander Kisfaludys entlehnten Namen unsterblich. Er ist der Hauptvertreter des romantischen Dramas dieser Periode, ragt jedoch noch weit in die folgende hinein. Während seiner Jugend konnte er die Bühne und die Kulissen genau beobachten; er wurde später Sekretär, dann Dramaturg, endlich Intendant des Nationaltheaters, dessen Geschichte während der ersten vierzig Jahre seines Bestehens eng mit der seinigen verbunden ist. Szigligeti hat sich in allen Arten versucht; er schrieb 110 Stücke: romantisch-historische Dramen, Tragödien, Komödien und schuf sogar ein neues Genre, das Volksstück. Sechzehnmal wurde er von der Akademie preisgekrönt. Seine Kraft zeigt sich besonders in der

Erfindung der Fabel, in der Intrige, im Schürzen und Auflösen des dramatischen Knotens, weniger in der Schilderung der Charaktere und Leidenschaften. Er ist unerschöpflich im Er-sinnen neuer Situationen und höchst dramatisch in den Akt-schlüssen. Wie alle großen Dramatiker hält er sich das Be-dürfnis des Publikums vor Augen und fühlt die Strömungen seiner Zeit. So sehen wir ihn gleich zu Beginn seiner Laufbahn, im Jahre 1836, durch das meisterhafte Spiel eines Egressy und Lendvay, die im romantischen Drama stürmischen Beifall fanden, angefeuert, auch aus der ungarischen Geschichte die dramatischen Episoden in dieser Art zu behandeln. Er schrieb ungefähr vierzig historische Dramen; in allen sehen wir die Prinzipien der romantischen Kunst angewandt. Die besten dieser Stücke sind: »Die Gebrüder Pókai«, »Krone und Schwert«, »Gritti«, »Die Gefangenschaft Franz Rákóczi II.«, »Der Gebieter der Welt«, »Paul Béldi«, »Des Glanzes Schatten« und besonders »Der Prätendent« (1868). In diesem letzteren hat er als Romantiker seinen Höhepunkt erreicht. Der Prätendent ist Borics, der uneheliche Sohn des Königs Koloman (1095—1114). Seine Mutter Predslava, des Ehebruchs angeklagt und aus dem Lande vertrieben, zieht sich in ein polnisches Kloster zurück. Ihr Sohn heiratet die Tochter des Fürsten Boleslaw, Judith. Die Malkontenten in Ungarn — es gab solche immer unter den Oligarchen — bieten ihm die Krone an; da er glaubt, daß er der rechtmäßige Sohn des Königs sei, nimmt er dieses Angebot auch an. Er fällt in Ungarn ein; der Paladin verkündigt jedoch seinen Truppen, daß Borics ein Bastard sei und kein Recht auf den Thron habe. Die Schlacht findet dennoch statt und Borics wird geschlagen. Hier schürzt sich nun der tragische Knoten. Den Zweifel im Herzen, kämpft der Prätendent noch weiter; er nimmt sogar die Hilfe der Kumanier, dieser Erzfeinde seines Vaterlandes, an. Schon hat die sterbende Predslava ihrer Schwiegertochter Judith in einem Briefe das entehrende Ge-heimnis mitgeteilt. Lange behält Judith den Brief bei sich, um Borics noch einigen Mut einzuflößen. Als sie aber sieht, daß die schöne Kumanierin, Rosa, die dem Prätendenten mehreremal das Leben in der Schlacht gerettet hat, auf diesen Eindruck gemacht hat, übergibt sie ihm den Brief. Nun weigert er sich, seine Verbündeten noch ferner gegen Ungarn zu führen und

wird von ihnen ermordet. — Der Gegenstand hatte schon Petöfi gereizt (»Tiger und Hyäne«); Szigligeti entfaltete hier sein ganzes dramatisches Können und zeigt selbst in der Diktion, der schwachen Seite seiner Stücke, einen großen Fortschritt.

Nach der Revolution setzte Szigligeti seine Tätigkeit fort; er wufste sich jedoch den gegebenen Verhältnissen zu fügen. Die Zeit, in der man patriotische Bilder in romantischen Farben darstellen konnte, war vorüber. Er verschaffte daher dem Publikum einige heitere Stunden durch seine zahlreichen Lustspiele, welche weniger durch ihre Charakterzeichnung als durch die komischen Situationen wirken. Er verletzt nie durch eine herbe Kritik; er will blofs die Herrschsucht der Frauen, die Reizbarkeit der Schwiegermütter, das lächerliche Prunken in einer gut ersonnenen Fabel darstellen. Waren seine Muster vor 1848 Victor Hugo und Dumas, so sind es jetzt Scribe und Augier. Was die Mache anbelangt, kann er besonders mit Scribe, der ebenfalls über hundert Stücke schrieb, verglichen werden. In einigen Lustspielen (»Die Mutter«, »Weiberherrschaft«, »Der Schein trügt«) erinnert er jedoch an die Charakterkomödie Augiers.

Ein dauerndes Verdienst erwarb sich Szigligeti durch die Schöpfung des Volksstücks. Dieses rein magyarische Genre blühte ungefähr vierzig Jahre. Eugen Rákosi errichtete demselben ein eigenes Theater (1875), in dem heute jedoch mehr Operetten als Volksstücke aufgeführt werden. Szigligetis erste Stücke verdanken ihren Ursprung der politisch-sozialen Gärung, die durch Kossuths Auftreten die Gemüter erfaßt hatte. So wie der Publizist die Rechte der Demokratie in hundert Artikeln darlegte, wie das Volkslied, die Lyrik Petöfis, die Romane des Freiherrn Eötvös die Volksseele in ihrer ganzen Pracht zeigten, so sollte auch das Theater das Volk handelnd auftreten lassen. Wohl finden sich schon einige Volkstypen in den Stücken Kisfaludys und seiner Anhänger; sie waren jedoch blofs episodisch eingeführt und dienten vielmehr dazu, das Volk in seiner Zurückgebliebenheit lächerlich zu machen. Szigligeti kam auf den Gedanken, das Volk nicht blofs als Menge, als Chor zu zeigen, um als Folie des Adels zu dienen, sondern ihm die Hauptrolle, oft sogar die einzige Rolle im Stücke zu verleihen. Er zeigt uns den Bauern an seinem Herde, inmitten der tragischen oder

komischen Situationen, welche sich in einer Hütte ebensogut entwickeln können wie in einem Salon; er zeigt uns seinen Starrsinn, seinen Haß, seine Rachsucht, aber auch seine guten Eigenschaften, die hingebende Liebe, den Mut, das Mitleid mit den Unterdrückten, da er selbst ein Unterdrückter ist. Das erste Volksstück, mit dem Szigligeti einen großen Erfolg errang, war der »Deserteur« (1843). Es ist der Ahne jener zahlreichen Bauernstücke, die bis zum heutigen Tag geschrieben werden. Szigligeti stellt darin in melodramatischer Weise das Schicksal eines unehelichen Kindes dar, dessen Mutter eine Gräfin ist, das aber, von Bauern erzogen, der Armee übergeben wird. Der Soldatendienst war damals dem ungarischen Volke verhaßt, nicht nur weil der Stockungar, von seiner Heimat entfernt, sich unter Fremden befand, die ihn nicht verstanden, sondern auch weil die Umgebung aus schlecht beleumundeten Leuten, Pflasterrettern, Pferdedieben und anderem Galgengesindel bestand. Das Volkslied hat diese Schmach oft gebrandmarkt, es singt von der »Rekrutierung mit Stricken«, vom Reichen, der sechs Kinder haben möchte, von denen keines dient, vom Armen, dessen einziges Kind eingefangen wird. Auch der Deserteur Szigligetis wird nach Italien geschickt, entschlüpft mehreremal und verdankt seine Rettung bloß der Gräfin, die inzwischen seinen Obersten geheiratet hat. — Dem »Deserteur« folgten der »Rofshirt« (Csikós), das bestangelegte Stück dieser Gattung, »Zwei Pistolen«, »Der Zigeuner«, »Die Pfingstkönigin«, »Der Husar auf Urlaub«, »Der Findling«. Der Aufbau dieser Stücke ist sehr einfach, der Dialog ganz dem Volkston angemessen, die Szene wechselt oft. Besonders gefielen in diesem neuen Genre die eingestreuten Volkslieder, welche, von guten Sängern und Sängerinnen vorgetragen, einen großen Eindruck machten. Szigligeti wußte zu jeder komischen oder tragischen Situation das gehörige Lied zu wählen, und da sich seine Stücke nicht bloß durch die Mache, sondern auch durch schöne melodramatische Szenen auszeichnen, so blieb der Erfolg nicht aus.

Szigligetis Verdienste sind demnach mannigfaltig. Er war in einer Zeit, wo die dramatischen Talente nicht selten waren, der beliebteste Bühnendichter; nach der Revolution, als der größte Teil dieser Dramatiker verstummte, fuhr er allein fort und bildete die nächste Generation. Er hat während vierzig Jahre das

Nationaltheater — die einzige maßgebende Bühne des Landes — mit brauchbaren Stücken versehen und das Volksstück geschaffen.

Die Romantik hatte noch viele Vertreter auf der Bühne. Dieselbe zog die jungen Talente um so gewaltiger an, je neuer sie in Ungarn war. Fast alle Lyriker und Romanschriftsteller, wie Garay, Kuthy, Jósika lieferten einige Stücke; neben ihnen treten Männer auf, die wie Kometen eine Zeitlang glänzten und dann verschwanden. So Sigmund Czakó (1820—1847), eine sehr begabte Natur, der bloß eine längere Laufbahn fehlte, um Dauerndes hervorzubringen. Als zwanzigjähriger Jüngling kam er aus Siebenbürgen nach Pest und trat als Chorist ins Nationaltheater ein. Sein erstes Stück: »Kaufmann und Matrose« (1844) verdankte seinen Erfolg den Schreckensszenen und der kühnen, schwungvollen Sprache. Es ist ein Schauerdrama, welches die Missetaten Arthurs darstellt, der die Frau seines Chefs verführt und sie dann tötet, weil sie sich nicht berauben lassen will. Arthur hat auch ein Mädchen verführt, das sich seinethalben vergiftet. Als Gegensatz dient seine tugendhafte Schwester, deren Mitgift er ebenfalls vergeudet hat und die einen würdigen Schiffsmann heiratet. — »Das Testament« ist ebenfalls stark melodramatisch im Stile D'Ennerys gehalten, dessen »Marie-Anne, ein Weib aus dem Volke« Czakó übersetzt hatte; es zeigt, wie die Gräfin Alpári ihre Jugendünden büßt, indem sie von ihrem unehelichen Kinde, der Sängerin Nina, getötet wird. — In »Leona« wollte Czakó die Naturanbetung dem religiösen Fanatismus entgegenstellen. Es ist das originellste Werk des Dichters, da es weniger mit melodramatischen Mitteln arbeitet und in der Auffassung und Ausarbeitung einfacher ist. Der Dichter führt uns in die Umgebung von Byzanz im 13. Jahrhundert. Eraste wohnt mit seinem Sohne Aquil in den Bergen. Er hatte die Nonne Leona verführt, welche sich nach langer Kerkerstrafe als Dämon und Rächerin zeigt. Sie überredet Irene, die Frau Aquils, ihr Kind, das in der Sünde empfangen wurde, zu töten, und da die Mutter dies nicht zu tun vermag, erwürgt sie es selbst. Die Idee des Stückes ist dieselbe wie die im »Testament«. Die Sünden, die wir in der Jugend begangen haben, nehmen später eine fürchterliche Rache. — »Die Leichtsinigen« ist ein Schreckensdrama, in dem der Pessimismus des Dichters sich noch in grelleren Farben zeigt. Hier grenzt er



schon an den Wahnsinn, dem der Dichter endlich erlag und in dem er Hand an sich legte. Czakó schrieb auch zwei historische Dramen (»Der heil. Ladislaus und seine Zeit«, »Ritter Johann«), welche sich durch schöne Antithesen, eine schwungvolle Sprache und einige feste Charaktere auszeichnen. Sein früher Tod wurde von den besten Dichtern (Petöfi, Arany) betrauert.

In den Dramen Czakós finden sich nur selten Anspielungen auf die brennenden Tagesfragen, welche die Romantiker mit so viel Vorliebe auf die Bühne brachten. Die größten Erfolge in diesen politisch-sozialen Stücken erzielte Karl Obernyik (1815—1855), Erzieher im Hause Kölcseys, dann Lehrer in Kecskemét. Sein von der Akademie preisgekröntes Stück: »Magnat und Bauer« (1843) ist das bestaufgebaute, an schönen Szenen reichste Werk dieser Gattung. Es blieb lange als Muster und fand einen rauschenden Beifall. Mit großer dramatischer Kraft entfaltete Obernyik den ewigen Widerstreit zwischen dem durch seinen Fleiß und seine Energie emporgekommenen Bürger und dem faulen Magnaten, der sein Gut vergeudet hat. In Zalánfy, dem verlotterten Adelligen, und Szenkey, den zu Frondiensten geborenen Bauer, sehen wir die Ahnen jener zahlreichen Helden, die bis auf den heutigen Tag im sozialen Drama Ungarns die Hauptrollen spielen. »Magnat und Bauer« hat erschütternde Szenen, der Antagonismus der Kasten ist hier aufs höchste gesteigert; es ist nur zu bedauern, daß die sympathische Rolle von einem Manne gespielt wird, der seinen Rang und seinen Titel usurpiert. — In der »Erbschaft« (1844) zeigt uns der Dichter die Vorurteile des reichen Industriellen gegen die Aristokratie, welche auch hier mit ihren Fehlern dargestellt wird, da sie bei der Mißheirat bloß den Geldbeutel im Auge hat. — »Der Ältere« ist eine schöne, melodramatisch gewürzte Rede gegen das Erstgeburtsrecht. Diese drei Stücke, welche vor der Revolution geschrieben wurden, sind die besten Obernyiks, da sie dem Zeitgeist ihre Entstehung verdanken. Nach dem Freiheitskampfe konnten derartige Probleme nicht mehr auf die Bühne gebracht werden. Der Dichter schrieb noch ein Melodrama: »Mutter und Rivalin« (1850), in welchem der unwiderstehliche Graf Marino von der Baronin Bánfalvi, von deren Tochter und von der schönen Jüdin Mariette geliebt wird. Der für die Emanzipation der Juden eintretende Dichter hätte jedoch die schönen Tiraden nicht in den

Mund des Arztes Aron legen sollen, der auf Befehl der Baronin den Vater des Grafen Marino vergiftet hat. — Obernyik schrieb auch zwei historische Stücke: »Khélonis«, das nach achtzig Jahren den von Bessenyei behandelten Agisstoff wieder aufnahm und ihn in klassischer Weise behandelte, und «Brankovics», das unvollendet im Nachlaß gefunden, vom ungarischen Talma, Egressy, vollendet und mit Vorliebe von ihm gespielt wurde. Wie in der »Irene« Karl Kisfaludys sehen wir auch hier die Christin, Mara, die von einem Sultan geliebt wird und dieser Liebe zum Opfer fällt.

Die demokratische Strömung der vierziger Jahre brachte nicht bloß romantische Tendenzstücke hervor; sie begünstigte auch das politische Lustspiel. I g n a z N a g y (1810—1865) schrieb damals die herbste Satire gegen die Mißbräuche, welche bei den Wahlen, sowohl der Abgeordneten als der Komitatsbeamten, an der Tagesordnung waren. Seine »Beamtenneuwahl« (1843) kann als das typischste Stück dieser Gattung betrachtet werden; es zeigt die Übel im Rahmen einer Liebesintrige und zeichnet mit sicherer Hand den Charakter jener Wahlagenten, die die Ämter den Meistzahlenden verschaffen. — Das Lustspiel des Freiherrn Eötvös »Es lebe die Gleichheit« (1844) ist ein wohlgelungenes Zeitbild. Jeder Stand — der hohe und mittlere Adel, das Bürgertum — verlangt die Gleichheit, jedoch bloß nach oben und nicht nach unten, und sobald das schöne Prinzip mit den Privatinteressen in Konflikt gerät, so zieht das erstere den kürzeren, wenn nicht die Liebe die Gegensätze ausgleicht. — Zahlreiche Lustspiele dieser Gattung schrieb auch mit schlagfertigem Witz Emerich Vahot (»Husarenstreiche«, »Sänger und König«, »Der Handwerker«), doch waren diese bloß für die Bedürfnisse des Tages berechnet.

Das romantische Drama, das sozial-politische Schau- und Lustspiel suchten besonders den Bühneneffekt, wie ihre französischen Muster. Einige Kritiker drangen daher auf mehr poetischen Gehalt, auf das rein Menschliche, auf Stücke, in denen weniger Mache und mehr Ideen sichtbar seien. Zwei Dramatiker versuchten die Reaktion herbeizuführen, beide lieferten jedoch bloß Stücke, die auf der Bühne wenig Erfolg hatten. Der eine war der Graf Ladislaus Teleki (1811—1861), aus der berühmten Familie, die schon im 18. Jahrhundert litterarisch

tätig war und in der Kulturgeschichte Ungarns eine bedeutende Rolle spielt. Teleki war Politiker und Staatsmann. Er kämpfte bis zur Revolution für die liberalen Ideen, wurde dann von Kossuth nach Paris geschickt, wo er den Franzosen in zahlreichen Artikeln und Flugschriften das Recht Ungarns zum Aufstande darlegte, seinem Lande viele Sympathien, jedoch wenig Hilfe verschaffte. Nach der Niederlage wurde er das Haupt der Emigration in Frankreich, lebte abwechselnd dort, in der Schweiz und in Italien und wurde im Jahre 1860 in Sachsen gegen das Völkerrecht gefangen genommen. Er hatte nach seiner Befreiung dem Kaiser Franz Joseph versprochen, sich von der Politik ferne zu halten; als er jedoch im Landtag (1861) zum Führer der Opposition gewählt wurde, erschoß er sich einen Tag bevor er eine grössere Rede halten sollte. Das einzige Stück, das er hinterliess, ist der »Günstling« (1841) ein psychologisches Gemälde aus der Zeit des Verfalls der Römer. Trotz seiner grossen Schönheiten hat sich das Stück weder bei seinem Erscheinen noch später auf der Bühne halten können. Es ist für das Publikum zu gedankenreich; ferner wirkt der Charakter des Haupthelden abstoßend, denn Petronius handelt nicht menschlich, sondern tierisch. Um sich an dem Kaiser Valentinian III., der sein Weib Julia verführen will, zu rächen, liefert er ihm selbst kaltblütig die tugendhafte Frau aus. Er übergibt dem Kaiser den Schlüssel des Landhauses, worin sie sich aufhält. Nun beginnt er sein Netz zu flechten, um den Kaiser zu verderben. Er rät ihm, die frevelhaftesten Taten zu verrichten, und nachdem er es so weit gebracht hat, daß die Empörung gegen den Thron ausbricht, verführt er die Kaiserin und tötet den Kaiser. Aber die Rachegöttin ereilt auch ihn. Sein Weib, das er nun befreien will, ersticht sich; sein Sohn stirbt, nachdem er seine Braut, die Tochter des Kaisers, verloren hat, an den Wunden, die er bei der Verteidigung des Landhauses seiner Mutter empfangen hat. Als das Volk Petronius zum Kaiser ausruft, ist dieser moralisch vernichtet und kann bloß ausrufen: »Rom, spotte nicht!«

Als Sittengemälde steht das Stück hoch über der alltäglichen Produktion dieser Epoche; es ist auch gut aufgebaut und pathetisch in der Sprache; doch all diese Vorzüge haben es nicht retten können.

Mehr Beifall erntete Karl Hugo Bernstein (1808—1877) der sich »Karl Hugo« nannte, wahrscheinlich um seine Ebenbürtigkeit mit dem französischen Dichter wenigstens äußerlich zu zeigen. Er wurde eine kurze Zeit als der ungarische Shakespeare gefeiert, obwohl er ebenfalls unter dem Einfluß der Franzosen steht. Hugo ist Polyglott, der in dreier Länder Sprachen schreibt, doch nirgendwo einheimisch werden kann. Seines Zeichens war er Arzt und wurde von Hahnemann nach Paris berufen, wo er sich jedoch mehr mit Theater als Homöopathie befaßte. Er schrieb politische Flugschriften, Romane und ein Drama »L'Iliade finie« in französischer Sprache; seine drei Theaterstücke, die in Pest mit Beifall gegeben wurden, »Ein ungarischer König« (1846), »Brutus und Lucretia« (1847), »Banquier und Baron« (1847) erschienen auch in deutscher Sprache. Im ersten zeigt uns der Dichter den König Mathias Corvin im Kampfe gegen die Oligarchie, deren Macht er brechen will. Die heftigen Ausfälle gegen die Magnaten gefielen in dieser Zeit demokratischer Strömung und waren bei den Romantikern an der Tagesordnung. — Von Ponsards »Lucretia« beeinflusst, behandelte auch er den römischen Stoff, doch mit Selbständigkeit. Das Stück sollte eine Reaktion gegen den Romantizismus sein, so wie dasjenige Ponsards in Paris. Es strebt nach klassischer Einfachheit, meidet die Effekthascherei, ist aber in der Auffassung des Charakters seiner Heldin höchst seltsam. Lucretia wird bei Hugo ein Opfer der Verleumdung. — Wahrhaft dramatischen Wert hat bloß sein letztes Stück, das sich lange auf dem Repertoire erhalten hat. Es hat nur drei Personen, beobachtet die drei Einheiten und erreicht durch die einfachsten Mittel die höchsten Wirkungen. Die Heldin des Stückes, Adele, ist als armes Mädchen von Baron Mirmont verführt worden. Die Eltern des Barons wollen jedoch ihrem Sohn die Heirat nicht gestatten, und das verlassene Mädchen flüchtet sich nach Marseille, wo sie einen reichen Kaufmann heiratet. (Die deutsche Überarbeitung des Stückes führt den Titel: »Der Kaufmann von Marseille«.) Der Kaufmann steht an der Schwelle des Bankrotts und hat seinen Freund Mirmont gebeten, ihn zu retten. Dieser kommt und erkennt in Adele die alte Geliebte. Das Stück zeigt den Kampf der Leidenschaften und den Adel der Gesinnungen; denn der Kaufmann will sich töten, um dem

liebenden Paare nicht im Wege zu stehen; der Baron eilt ins Zimmer, um dies zu verhindern und stirbt an einer alten Schusswunde. Das Stück wurde mit Begeisterung aufgenommen; doch fanden einige belesene Kritiker, daß es auffallend einer französischen Novelle gleiche, die Bazancourt im Jahre 1841 unter dem Titel »Louise Dalmar« veröffentlicht hatte und deren Übersetzung die »Wiener Allgemeine Theaterzeitung« in demselben Jahre gebracht hatte. Hugo verteidigte sich lau und kehrte seiner undankbaren Heimat den Rücken. Als er wieder zurückkehrte, hatte der Größenwahn den Dichter in ihm getötet.

---

In dieser Periode entsteht und entwickelt sich also das ungarische Theater. Vor Karl Kisfaludy kann von einer Bühne nicht die Rede sein. Die Stücke, die man während der Wiedergeburt schrieb — Bessenyei, Dugonics — waren Buchdramen; erst gegen 1820 entstehen die ersten aufführbaren Lustspiele; zu gleicher Zeit erscheint die beste ungarische Tragödie, die jedoch lange unbeachtet bleibt. Die Eröffnung des Pester Nationaltheaters und der französische Romantizismus bringen dann eine Strömung hervor, welche als die erste Phase des nationalen Schauspiels betrachtet werden kann. Historische Dramen, Melodramen, soziale Stücke, politische Lustspiele werden mit frischem Mut und großer Begeisterung geschaffen. Die besten Geister treten in den Dienst der Bühne; die Schauspielkunst erreicht einen hohen Grad; das Haus auf der Kerepeser Straße wird der Tempel, worin die neue Muse ihre ersten Triumphe feiert. Die Revolution unterbricht dieses Aufblühen; die meisten Dramatiker verstummen; Szigligeti allein bleibt und leitet mit sicherer Hand den Thespiskarren in neue Bahnen.

### III. Roman und Novelle.

Wie das Theater, entsteht auch die erzählende Litteratur in dieser Periode. Während der Wiedergeburt begnügte man sich mit Übersetzungen, unter denen nur einige künstlerischen Anforderungen entsprachen. Diejenigen Báróczys wurden hochgeschätzt. Zu Originalwerken fehlte jedoch sowohl das Gefühl des harmonischen Periodenbaues, der Charakteristik und Komposition, als auch das entwickelte soziale Leben, ohne die der

Roman nicht gedeihen kann. Ein wenig gebildetes Publikum konnte sich an den Abenteuern des »Kártigám« von Mészáros (1772), der bloß eine Übersetzung eines deutschen Werkes aus dem Jahre 1723 ist, oder an den barokken Romanen des Piaristen Dugonics ergötzen; es las noch lieber die romantischen Verserzählungen des braven Gyöngyösi aus dem XVII. Jahrhundert und den ihn nachahmenden Gvadányi, der in volkstümlicher Weise schrieb. Kármáns kurzer Roman »Fannis Nachlaß« blieb in der Zeitschrift, wo er erschienen war, lange unbemerkt. Erst Karl Kisfaludy gelang es, durch einige Skizzen aus dem Provinzleben den Weg zu zeigen, auf dem die Erzählung sich entwickeln könne; doch war kein einziger Schüler imstande, Bleibendes zu leisten. Bei Gaal und Kovács wird die Dorfskizze flach und verliert sich in faden Witzeleien. Andreas Fáy (1786—1864), der auf dem Gebiete der Fabel und Aphorismen mit Erfolg tätig war, versuchte sich auch in der Erzählung. Einige seiner Novellen sind nicht ohne Geschick, doch sein Roman »Das Haus Bélteky« (1832) ist bloß eine Sammlung biographischer und sozialer Notizen. Als schwärmerischer Anhänger der Reformen Széchenyis stellt er den alten Bélteky, einen auf seinen Gütern ohne Bildung lebenden, bloß dem Trunke ergebenen, jeder Neuerung feindlichen Adeligen, der jüngeren, tatkräftigen Generation entgegen und tritt für den Fortschritt ein. Fáy hatte die besten Absichten, seine Schöpfungen auf sozialem Gebiete sind bedeutend, doch ist er als Romancier schwach. Statt seinen Ideen einen passenden Rahmen zu geben, verliert er sich in Abschweifungen; er besitzt kein Erzählertalent, und sein Stil ist schwerfällig. — Nur ein Schriftsteller schuf zu dieser Zeit eine Reihe von Novellen und Naturbeschreibungen, in denen man die Muster einer schönen, farbenreichen Prosa sehen konnte. Es war Peter Vajda (1808—1846), der Sohn armer Bauersleute. Er wollte Arzt werden, doch die Not hinderte ihn daran, seine Studien zu beendigen; er durchreiste zu Fuß Deutschland, Holland und England und wurde Schriftsteller. Ob er philosophische, soziale oder historische Gegenstände behandelt, immer bleibt er ein begeisterter Rhapsode. Er ist Pantheist, die Anbetung der Natur bildet den Hauptgegenstand seiner Erzählungen. Als Sohn leibeigener Bauern ist ihm die Knechtschaft der Völker wie der Individuen verhaßt; seine Freiheitsliebe bricht in



schwärmerischen Tönen hervor, seine Prosa strahlt von orientalischen Farben, sie ist harmonisch, wie die Dichtung dieser Zeit. Er fühlt die sozialen Übel, die im Kastenwesen und in den Privilegien der Adelligen liegen, doch findet man bei ihm keine heftigen Angriffe; einige Anspielungen genügen ihm. Indem er seine Erzählungen in den Orient verlegt (»Vajkoontala«, »Die Memnonsäule«, »Yoridala«, »Die Tochter des Magiers«, »Die zwei Brahmanen«, »Der Sultan Akbar«, »Mirmah« usw.), weist er durch das Los der Paria unsere Teilnahme zu erregen. Jedoch kommt bei Vajda der Mensch erst nach der Natur; er ist weder Beobachter noch Analytiker der menschlichen Natur; nur sein Stil konnte Einfluß auf die Erzählungslitteratur üben, der Roman selbst war noch zu schaffen. Dieses Verdienst gebührt Nikolaus Jósika, der im Jahre 1836 mit seinem »Abafi« auftrat.

Obwohl der Roman die jüngste Schöpfung der ungarischen Litteratur ist, hat er während der letzten siebzig Jahre alle anderen Gattungen an Zahl überflügelt. Es ist viel leichter, eine Übersicht über Epos, Lyrik und Drama zu gewinnen, als über die Erzählung. Wir müssen uns daher mit der Charakterisierung der führenden Geister begnügen, und auch bei diesen muß die Analyse so viel als möglich vermieden werden. Das Beste ist ohnedies ins Deutsche übertragen worden — von Jósikas »Abafi« bis zur jüngsten Erzählung Mikszáths.

Der Roman zählt fünf Hauptvertreter. Von diesen treten vier vor der Revolution auf, jedoch fällt die Glanzperiode zweier in die nächste Epoche. Von den fünf sind drei Freiherren: Jósika, Eötvös, Kemény, die zwei anderen gehören dem mittleren Adel an: Jókai und Mikszáth. Alle — bis auf den letzten — haben im politischen Leben eine hervorragende Rolle gespielt. Bei den einen ist die Fruchtbarkeit riesig — hundert und etliche Bände; bei den anderen finden wir bloß fünf oder sechs Werke, die jedoch bleiben werden. Jeder bezeichnet eine Richtung, die mehr oder weniger Nachahmer fanden. Bei Jósika herrscht das Historische, bei Eötvös das Soziale, bei Kemény das Psychologische, bei Jókai das National-Volkstümliche, bei Mikszáth das Dorf- und Gentryleben vor. Jósika und Jókai sind mehr romantisch, die drei anderen mehr realistisch gefärbt.

Jósika (1794—1864) stammte aus einer alten Familie Siebenbürgens. Er studierte in Klausenburg, trat in die Armee

und machte den italienischen Feldzug mit. Nach dem Kriege lebte er eine Zeitlang in Wien, kam dann nach Siebenbürgen zurück und trat als Schriftsteller auf. Er nahm am politischen Leben regen Anteil, mußte aber nach der Niederlage von Világos flüchten. Er lebte zuerst in Brüssel im Kreise der französischen Emigranten, dann in Dresden, wo er starb. Die meisten seiner Romane wurden ins Deutsche übersetzt, einiges auch ins Französische. — Jósika wollte durch seine Romane das nationale Gefühl stärken, indem er, wie die Epiker, die heroischen Taten der Ahnen schilderte. Er war der Sproß einer Familie, die am Hofe der siebenbürgischen Fürsten Báthori, Bethlen und Rákóczi eine Rolle gespielt hatte; er wurde in einem Schlosse erzogen, wo alles von dem Heldenmut der Ahnen zeugte. Früh las er Walter Scott, Victor Hugo und Dumas. Siebenbürgen mit seinen alten Schlössern, seinen Bergen und Schluchten, seinen echt ungarischen Sitten und Gebräuchen machte aus Jósika einen Romancier, den man mit Recht den ungarischen Walter Scott genannt hat. Er behandelte im Stile des großen Schotten die schönsten Episoden seiner heimatlichen Geschichte vom Einfall der Mongolen bis zur Revolution 1848. Seine Helden sind voll Kraft, Tapferkeit, Treue und Stolz, oder es sind romantische Tyrannen, Verräter, die die Strafe ereilt. Seine schönsten Gestalten sind die Frauen. Er gibt ihnen einen hervorragenden Platz und dringt tief ins Seelenleben der Frau ein. Seine Heldinnen sind, wie diejenigen des romantischen Dramas, energisch, ihrem Manne ergeben, oft Leiterinnen seines Geschicks. Als Hintergrund der Erzählung dienen die feudalen Schlösser, das Volk mit seinen malerischen Trachten, die sächsischen Städte, die auf ihre Privilegien nie verzichten, die Karpathen mit ihren Adlernestern, wo die Rebellen sich wacker verteidigen.

Jósika ist ein äußerst fruchtbarer, erfinderischer Geist, der die Mache so gut wie Szigligeti beherrscht. Er ersinnt fortwährend neue Situationen, versteht die Fabel spannend zu entwickeln, die hundert Fäden mit Meisterhand zu leiten und am Ende den Leser zu befriedigen. Vor 1848, wo er als reicher Magnat bloß zum Vergnügen schrieb, arbeitete er seine Werke sorgsamer aus als nach der Revolution, wo er im Auslande von seiner Feder leben mußte. In den ersten Werken sind es besonders moralische Ideen, denen er einen poetischen Ausdruck



leicht; in den späteren ist die Effekthascherei nach dem Muster Eugen Sues vorherrschend. Als sein erster Roman erschien, rief der Kritiker Szontagh aus: »Die Hüte ab! meine Herren, seitdem die ungarische Sprache klingt, hat man keinen solchen Roman geschrieben!« Dieser erste Wurf, »Abafi«, blieb auch sein Meisterwerk. Welch ein Unterschied zwischen diesem Werke und den Dorfskizzen der Kisfaludyschen Schule! »Abafi« zeigt uns in einer musterhaften Sprache das Seelenleben eines Edelmannes, den sein wildes Temperament, seine mangelhafte Erziehung ins Unglück stürzen würde, wenn das Herz einer edelmütigen Frau, Margarete Mikola, ihn nicht überwachte und die in seinem Innern schlummernden Tugenden weckte. Edelmütig und tapfer entfaltet Abafi, dank dieses weiblichen Einflusses, sowohl in den politischen Versammlungen, wo er der Tyrannei des Fürsten Sigismund Báthori (1581—1599) Trotz bietet, als auf dem Schlachtfelde und im Turnier seine Persönlichkeit. Selbst die Königin, eine Prinzessin aus der Fremde, findet an diesem Jüngling Gefallen, den Báthori gern aus dem Wege räumen will; doch der Schutzengel wacht und gibt ihm die schöne Giselle Csáky, die im Hause der Mikola erzogen wurde, zur Frau. Abafi wird nun eine Stütze des Thrones. In diesem Erstlingswerke hat Jósika sein eigenes Ich gezeichnet. Nach einer ziemlich stürmischen Jugend, während einer unglücklichen Ehe, war Julia Podmanitzky, die er kurz vor der Revolution heiraten konnte, und die ihm das Exil erleichterte, des Dichters Schutzengel geworden. Zeigt uns Abafi die Bestrebungen einer edlen Seele und den Sieg der Willensstärke, so sehen wir in »Zólyomi«, wie tief ein Ritter, den heftige Leidenschaften beherrschen, sinken kann. Nach diesen zwei ersten Erfolgen kamen die dickleibigen Romane in mehreren Bänden, welche nicht mehr einen Charakter zeichnen, sondern ein ganzes Zeitbild entrollen. Die zwei berühmtesten sind: »Der letzte Báthori« (1840) und »Die Böhmen in Ungarn« (1840). Der erstere ist ein ergreifendes Gemälde der tyrannischen Regierung Gabriel Báthoris (1608—1613), des letzten Sprossen dieser einst so mächtigen Dynastie, welche über Polen und Siebenbürgen regierte. Kein schönes Weib ist vor seinen Nachstellungen sicher, und da es damals noch keine Ehre war, die Maitresse eines Fürsten zu sein, so ziehen es die Männer vor, das Land zu verlassen oder sich

zu verschwören und auf dem Schlachtfelde oder dem Schafott umzukommen. Als Student verkleidet, gelingt es dem Wollüstling, die Liebe Coelestas, der Tochter des Bürgermeisters von Kronstadt, zu gewinnen; als sie jedoch sieht, wie er ihre Vaterstadt behandelt, weigert sie sich, ihm ihre Hand zu reichen. Er fällt endlich im Kampfe gegen die Aufständischen, an deren Spitze Gabriel Bethlen steht. — Die »Böhmen in Ungarn« ist einer der besten historischen Romane, der uns die ersten Regierungsjahre des Königs Mathias zeigt, als Oberungarn von tschechischen Horden überschwemmt war. Auch hier sind die Abenteuer und die Liebesintrigen mit viel Geschick in den historischen Stoff verwebt. — Einige Episoden aus dem Leben des Dichters Zrinyi mit romantischem Hintergrund lieferte der Roman »Zrinyi, der Dichter«. Nach der Revolution, da Jósika in Brüssel in einem französischen Milieu lebte, wirkten Dumas und Sue mächtig auf ihn ein; rasch nacheinander folgten: »Esther«, »Der Königsrichter von Nagy-Szeben«, »Die Hexen von Szeged«, »Die Tochter des Gelehrten«, ein sehr fesselnder Roman aus den Zeiten des Königs Sigismund, dessen leichtfertige Frau uns hier mit ihren Buhlereien vorgeführt wird; »Zwei Königinnen« und endlich »Franz Rákóczi II.«. Die Kritik nahm diese Werke mit weniger Begeisterung als die ersten auf. Jósika, der den Kontakt mit der Heimat verloren hatte, schrieb zu seiner Rechtfertigung eine Flugschrift, doch konnte er die Leser nicht mehr elektrisieren, wie vor der Revolution. Er hat jedoch das große Verdienst, den Roman in Ungarn geschaffen, in einer langen Reihe von Werken — ungefähr 125 Bände — ein Lesepublikum erzogen und durch eine immer sehr anziehende Fabel das Interesse an romantischen Stoffen erweckt zu haben. Er bleibt oft am Äußereren hängen; doch waren in seiner Zeit die Leser noch nicht an psychologische Analysen gewöhnt. Der Effekthascherei blieb er jedoch lange fremd; erst in seinen letzten Werken manifestiert sich dieser Zug.

Neben Jósika zeichnete sich, besonders in der Novelle, Ludwig Kuthy (1813—1864) aus. Seine ersten Werke im »Athenaeum« erregten großes Aufsehen, sowohl wegen des anziehenden Stoffes und der Kunst der Darstellung, als wegen der farbenreichen Sprache. Kuthy war Weltmann, er vereinigte in seinem Salon den Adel und die bürgerlichen Schriftsteller. Seine

Möbel bestellte er in Paris; von dort nahm er auch seine Muster. Viele seiner Novellen spielen in Frankreich. Die meisten erschüttern die Nerven: Wahnsinn, Mord, Gift und andere gewaltamen Todesarten bilden die Hauptmotive. Später wandte er seine außerordentliche Einbildungskraft dazu an, nach dem Muster Sues »Vaterländische Geheimnisse« zu schreiben (1846), in denen er das Schreckliche, Übernatürliche häuft und Verhältnisse schildert, die für das damalige Pest etwas Unmögliches waren. — Auch Ignaz Nagy schrieb außer seinen humoristischen Karikaturen (1844) »Ungarische Geheimnisse« im Sinne Sues. All diese Schreckensromane gefielen vor der Revolution; später wurden sie kaum beachtet.

Joseph Eötvös (1813—1871) nimmt einen hervorragenden Platz sowohl in der litterarischen als in der politischen Geschichte Ungarns ein. Vor der Revolution kämpfte er in erster Reihe für eine moderne Staatsverfassung, für eine parlamentarische Regierung, für die Emanzipation aller Unterdrückten; nach der Revolution war er einer der tätigsten Beförderer des Ausgleichs mit Österreich. Ausgezeichnet als politischer Redner und als Staatsphilosoph, ist er auch als Schriftsteller vor allem ein Mann der Tat, dessen Werke das edelste Herz, den gebildetsten Geist zeigen, den Ungarn je hervorgebracht hat. Er ist der geistige Vermittler der fortgeschrittenen westeuropäischen Ideen und hat für die Hebung seines Vaterlandes Großes geleistet. Er betrachtet das Schriftstellertum als ein Priesteramt und bildet die künftige ungarische Demokratie für ihre Geschicke vor.

Er wurde zu Buda geboren; sein Hauslehrer, ein Anhänger der liberalen Bewegung des Martinovics, weckte früh den Geist des Jünglings, der schon mit dreizehn Jahren an die Pester Universität kam, wo der patriotische Historiker Stephan Horvát einen großen Einfluß auf ihn übte. Die Beamtenlaufbahn sagte ihm nicht zu; schon früh trat er mit seinen Erstlingsarbeiten auf und unternahm 1836 eine größere Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und Deutschland. Drei Jahre nachher begann er im Landtag als Mitglied des Oberhauses seine glänzende Laufbahn und wurde mit Batthyány der Leiter der liberalen Opposition. Er behandelte alle brennenden Tagesfragen und gehörte, als er mit Szalay die Redaktion des von Kossuth gegründeten »Pesti Hirlap« übernahm (1844), zur kleinen Gruppe

jener Politiker, die man Doktrinäre oder Zentralisten nannte. Sie verlangten eine einheitliche Verwaltung und Gesetzgebung, ein verantwortliches Ministerium und die Abschaffung der Mißbräuche, die infolge des Komitatssystems mit seiner unbeschränkten Autonomie jeden Fortschritt hemmten. Bei der Bildung des ersten ungarischen Ministeriums übertrug man ihm das Portefeuille für Kultus und Unterricht (1848). Er konnte aber bloß einige Monate im Amte bleiben; die ausbrechende Revolution trieb ihn ins Ausland, wo er sein politisch-soziales Hauptwerk: »Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat« verfaßte. Während der Reaktion kam er in die Hauptstadt zurück, und da das politische Leben erloschen war, entfaltete er seine Tätigkeit in den gelehrten Gesellschaften, wurde der gefeiertste Redner der Akademie und veröffentlichte mehrere politische Flugschriften in deutscher Sprache. Als der Landtag im Jahre 1861 zusammentrat, nahm er seine Rolle wieder auf und bereitete mit Deák, Andrassy und anderen das Werk des Ausgleichs vor. Er wurde zum zweitenmal Unterrichtsminister und gab seinem Lande das Volksschulgesetz vom Jahre 1868, das bis heute die Basis des Elementarunterrichts geblieben ist.

Die jüngste Ausgabe der gesammelten Werke enthält außer den politischen Reden und Schriften lyrische Gedichte, drei Schauspiele, vier Romane und mehrere Dorfgeschichten. Als Lyriker steht Eötvös unter dem Einflusse der klassischen Schule; die meisten Gedichte stammen aus seiner Jugend; einige sind bemerkenswert durch ihre demokratische Tendenz (»König und Sänger«, »Schloß und Hütte«), andere durch den festen Ausdruck seiner edlen Gesinnungen. Seine für das Wohl der Menschheit empfindende Seele zeigt sich in allen. Als Dramatiker hat er besonders Bedeutung als Theoretiker, als begeisterter Anhänger des französischen romantischen Dramas, dessen demokratische Tendenz ihn bezauberte. Von seinen drei Stücken ist das erste »Die Freier« eine schwache Nachahmung Kotzebues, das zweite »Die Rache« ahmt die damals so bewunderten romantischen Stücke nach, und nur das dritte, das politische Lustspiel »Es lebe die Gleichheit« hatte Erfolg. Seine Ruhmestitel als Schriftsteller sind jedoch seine Romane, besonders die drei ersten, welche vor der Revolution erschienen: »Der Karthäuser« (1839), »Der Dorfnotar« (1845), »Ungarn im Jahre 1514« (1847). Es sind dies

drei Werke, die selbst in der Weltliteratur eine bedeutende Stelle einnehmen. Der Karthäuser ist der letzte Ausläufer der Werther-René-Stimmung in der europäischen Litteratur. Er wurzelt im Boden Frankreichs, ahmt im Stile Chateaubriand nach und kann sich wohl mit Benjamin Constants »Adolphe«, mit Senancourts »Obermann« und mit Mussets »Confessions d'un enfant du siècle« messen. Er ist der lyrische Ausdruck des Zweifels, des Weltschmerzes, der Melancholie und des Mißvergnügens; er bietet eine feine psychologische Analyse der Seele und Naturbeschreibungen, die Chateaubriands nicht unwürdig sind. Er wirkte mächtig sowohl durch den Reiz der Neuheit — denn nie hatte man in Ungarn einen derartigen Stoff behandelt — als durch das Bild, das er von der Zerrissenheit der Gesellschaft selbst zeigte, die in den vierziger Jahren nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Ungarn herrschte. Hier lagen Reaktion und Fortschritt, das Feudalwesen mit dem Parlamentarismus in fortwährendem Kampf; in der Gärung der Geister verzweifelte so manche melancholisch angelegte Natur. Eine solche schwache Seele ist auch der Held des Romans, Gustav, ein französischer Graf aus dem Süden Frankreichs, der, in seiner ersten Liebe zu Julie schändlich betrogen, sich dem Pariser Strudel überläßt. Dort verführt er eine schöne Handwerkerfrau und trifft in einer Gesellschaft von Lebemännern das Ideal seiner Jugend, Julie, als Mattresse eines alten Gecken. In seinem Schmerz verläßt er die Welt, in der er so bittere Erfahrungen gemacht hat, und zieht sich zu den Karthäusern in der Dauphiné zurück. Hier erwartet er geduldig den Tod, die Seele durch den Glauben, die Stille des Klosters und die regelmäßige Arbeit läuternd. Dieser versöhnende Akkord am Ende des Werkes unterscheidet den Roman von den pessimistisch gehaltenen René-Nachahmungen. Die Briefe des Karthäusers zeigen anfangs ebenfalls die Nichtigkeit der menschlichen Bestrebungen, am Ende verdammt er jedoch bloß den Egoismus und ist fest überzeugt vom Sieg des Guten über das Böse. Und welche tiefen Menschenkenntnis zeigen diese Briefe! Wie ist das aus der Julirevolution hervorgegangene Frankreich, die Pariser Gesellschaft, die Aristokratie, das Bürgertum mit treffenden Zügen gezeichnet! All dies erklärt die Wirkung dieses Romans, den die Jugend auch heute noch gierig verschlingt.

Der »Dorfnotar« ist ein Tendenzroman. Im Rahmen einer höchst spannenden, tieferschütternden Erzählung zeigt Eötvös die Übel des Komitatsystems, das er und seine Anhänger in zahlreichen Artikeln bekämpft hatten. Jedoch alle diese Studien schlugen dem verrotteten, jeden Fortschritt hemmenden Komitat keine solche Wunden wie dieser Roman. Diese »Zitadelle der Freiheit« hatte in den früheren Jahrhunderten dem Lande große Dienste geleistet, da sie das ungarische Beamtentum bildete, gegen die ungerechten Eingriffe der Wiener Regierung ihre Stimme erhob und das Land vor der gänzlichen Germanisierung bewahrte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war jedoch das Komitat ein Hemmnis des Fortschrittes, da es die einheitliche Verwaltung, die parlamentarische Regierung unmöglich machte und durch seine tyrannischen, unverantwortlichen Beamten das Volk auspresste. Die Geschichte eines solchen Opfers, des braven Bauern Viola, den die Komitatsbehörden zum heimatlosen Mörder machen, zeigt uns der Roman, in dem wir auch das Bekenntnis des Verfassers finden, das seine ganze Tätigkeit kennzeichnet. »Ein Schriftsteller soll sich eine andere Aufgabe stellen, ein anderes Ziel vorgesteckt haben, als eine bestimmte Menge Papier voll zu schreiben. Man entwürdigt die Dichtkunst, wenn man damit nicht seiner Zeit Genüge tut und nicht die bestehenden Gebrechen aufzudecken, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern sucht. Wer nur in der künstlerischen Form seines Werkes Befriedigung sucht, wer die Leiden seiner Zeit nur bei wissenschaftlichen Studien würdigt, wer, ohne auf die im Blute schwimmende Erde zu achten, der nach neuer Gestaltung des Lebens ringenden Menschheit zum Trotz von Blumen und Abendkühle singen kann, den können wir wohl bewundern und beneiden, nie verehren. Nur der, welcher ein Herz hat für die Leiden seiner Mitmenschen, verdient unsere Liebe und Verehrung.« Eötvös besaß ein solches Herz, und diesem, wie der Stimme des Verstandes gehorchte er, als er mit beißender Ironie und Satire das große Übel, an dem das Land litt, aufzeigte.

»Ungarn im Jahre 1514« ist ein historischer Roman, der auf Grund eingehender Studien den großen Bauernaufstand unter der Regierung Wladislaus' II. vor Augen führt. Es war ein Mahnruf zur Emanzipation der Leibeigenen. Durch dieses schreckliche Bild der Verwüstung wollte der Dichter zeigen, wie weit

ein Land sinken kann, in dem die Oligarchen einen schwachen König beherrschen, in dem man dem Bauer alle Verpflichtungen aufbürdet und ihm gar keine Rechte zugesteht. Dózsa und das Bauernheer vollbringen Greueltaten, sie werden grausam bestraft; doch auch der mächtigen Magnaten harret die Vergeltung; einige Jahre später kam das Land unter die Türkenherrschaft, und das Elend brach über alle herein. Das Historische ist mit dem Romantischen höchst geschickt verwebt. Die unendliche Liebe Klaras, einer Bürgerstochter, zum hochstrebenden, aber egoistischen Artándi, der Verrat, dem sie zum Opfer fällt, die Rache, die ihr nur halb gelingt, die episodischen Rollen einiger komischen Figuren haben aus diesem Roman ein Meisterwerk geschaffen.

Minder gelungen sind die »Schwestern« (1857), ein Bild des ungarischen sozialen Lebens, in welchem das Thema der »Wahlverwandtschaften« mit einigen tiefsinnigen Beobachtungen über die Erziehung der Mädchen anklingt. Von den beiden Schwestern ist die die glücklichere, die, als Bauernmädchen erzogen, im Schoße der Natur lebt, während die reiche Erbin in ihrer Ehe mit einem Manne, der sie nicht versteht und nur frivolen Vergnügungen nachjagt, unglücklich ist. Der Roman zeichnet sich mehr durch die Analyse des Seelenlebens als durch eine packende Erzählung aus. Der Band Dorfgeschichten zeigt, daß Eötvös das Volk liebte und schätzte; er fühlte sich zu ihm hingezogen und stritt für seine Rechte. Gelang es ihm auch nicht, den echten Volkston zu treffen, so sind doch einige derselben (»Des Müllers Tochter«, »Wintermarkt«, »Novelle«) gute Gemälde des magyarischen Dorflebens.

Eötvös liefs auch einen Band »Gedanken« erscheinen (1864), in welchem er seine Ansichten über die Gesellschaft, über die geistige Entwicklung der Völker, über Moral, Religion, Politik, Kunst und Wissenschaft in epigrammatischer Kürze niederlegte. — Seine Gedenkreden, die er teils in der Akademie, teils in der Kisfaludy-Gesellschaft hielt, zeichnen sich durch tiefe Auffassung und schönen Periodenbau aus. Es gelang ihm, in treffenden Zügen das Seelenleben des Verblichenen zu zeichnen. Kőlcsey, mit dem Eötvös viel Verwandtschaft hatte, die großen Reisenden Kőrösi Csoma und Reguly, die Dichter Kazinczy und Vörösmarty, sein langjähriger Freund, der Historiker Szalay, Széchenyi und andere fanden in ihm einen ebenbürtigen Lobredner.

Von seinen politisch-sozialen Schriften nennen wir hier blofs die »Reform«, die Polemik gegen Széchenyis Werk »Das Volk des Ostens« zugunsten Kossuths, die »Juden-Emanzipation« und die »Nationalitätenfrage«. Sein zweibändiges Werk »Über die herrschenden Ideen«, das er in deutscher Sprache verfasste (1851, 1854), ist bis heute das Meisterwerk der politischen Litteratur Ungarns. Er tritt darin für die Rechte des Individuums, der Nationalität gegen die Allmacht des Staates auf. Es ist mit einem sehr gelehrten Apparat versehen, fulst manchmal auf Tocqueville und den Schriftstellern des klassischen Liberalismus, ist jedoch in seinen Schlusfolgerungen, die noch heute im Kampfe der Nationalitäten zu beherzigen sind, sehr originell. Bluntschli schätzte das Werk sehr hoch, Laboulaye stellte es über dasjenige Stuart Mills »On liberty«, welches nach Eötvös ungefähr denselben Gegenstand behandelt. Obwohl Verteidiger einer staatlichen Zentralisierung, wollte Eötvös das Individuum, die Gemeinde nicht unter der Last des Staates erdrücken.

Als Denkstein verlangte Eötvös in seinem poetischen »Testament« den Triumph seiner Ideen. Diese Ideen haben im Jahre 1848 gesiegt: der moderne ungarische Staat war nach langen Kämpfen gegründet. Um ihn auszubilden, bedurfte es blofs der Zeit. Die Revolution und die ihr folgende Reaktion hemmten den Fortschritt während achtzehn Jahre. Eötvös konnte noch am Werke des Ausgleichs mitarbeiten; er sah im Jahre 1867 zum zweitenmal den Triumph seiner Ideen. Seine Mitbürger errichteten ihm aber auch ein Standbild aus Erz, in der Nähe derjenigen Széchenyis und Deáks, um auch bildlich anzudeuten, dafs er dicht neben diesen zwei Schöpfern des modernen Ungarn seinen Platz in der Geschichte hat.

Vor der Revolution traten noch Kemény und Jókai auf, jedoch gehören die schönsten Früchte ihres Schaffens der nächsten Periode an. Mit Jósika und Eötvös war der Roman in Ungarn begründet. Das nächste Kapitel wird uns dessen auferordentliche Fruchtbarkeit zeigen.

---

Wie knapp auch unsere Darstellung dieser Periode gehalten sein mag, so zeigt sie dennoch, welch schöner Frühling sich im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in Ungarn entfaltete. Die Litteratur brachte damals auf dem Gebiete der lyrischen Poesie



Werke hervor, die bis heute unübertroffen dastehen; das Drama und die Erzählung entfalten sich in einer erfreulichen Weise; neue Gattungen werden geschaffen; die Sprache erlangt den höchsten Grad ihrer Ausbildung. Die Werke dieser Periode sind die ersten, welche in der europäischen Litteratur Platz finden; dank ihnen beginnt das Ausland, die ungarische Seele kennen zu lernen. Die Revolution richtet noch in höherem Maße das Augenmerk auf ein Land, das trotz der riesigen Hindernisse nicht bloß seine politische Freiheit, sondern auch eine nationale Litteratur begründet hat, das den feudalen Staat gestürzt und das soziale Leben auf demokratische Basis gestellt hat. Die Katastrophe, die im Jahre 1849 hereinbrach, konnte diesen Aufschwung auf kurze Zeit unterbrechen, doch der Geist, den Männer wie Széchenyi und Kossuth, Vörösmarty und Petöfi, die zahlreichen Bühnenschriftsteller, Jósika und Eötvös in die Litteratur gebracht hatten, konnte nicht mehr erlöschen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts führt das Werk dieser Koryphäen weiter; sie vermehrt den geistigen Schatz des Volkes in einem Maße, daß heute die ungarische Litteratur zu den reichsten der osteuropäischen zählt.

---

## Fünftes Kapitel.

### Reaktion und Ausgleich.

---

Die Waffenstreckung bei Világos am 13. August 1849 machte allen Hoffnungen, allen nationalen Errungenschaften ein jähes Ende. Das Zarentum hatte zum Sieg verholfen, die Wiener Bureaukratie beutete ihn aus. Ungarn wurde wie eine eroberte Provinz behandelt, in der man nach Willkür herrschte. Hinrichtungen und Einkerkierungen waren an der Tagesordnung. Man beging Grausamkeiten, die eine Nation nie vergessen kann. Im Lande herrschte bald die Stille des Todes; ein ganzes Heer fremder Beamten beobachtete jede Bewegung und begünstigte die Denunzianten. Die politischen Faktoren mußten verstummen, und selbst die gelehrten und litterarischen Gesellschaften gerieten ins Stocken. Die besten Kräfte waren gefallen oder zogen sich, zu Tode verwundet, zurück; andere wurden flüchtig oder in die Armee eingestellt und weit von ihrem Lande fortgeschickt. Der nationale Geist selbst schien ernstlich gefährdet; denn die Idee der Gesamtmonarchie, mit deutscher Staatssprache, hatte in Wien gesiegt. Das ungarische Idiom, aus Schule und Verwaltung verbannt, konnte nur im Familienkreise gepflegt werden. Wieder waren es die Schriftsteller, die das nationale Bewußtsein wach erhielten. Anfangs klingt ihr Lied traurig; die Klage muß sich in Allegorie kleiden, um Verfolgungen zu entgehen. Sie leben zerstreut im Lande; Pest ist nicht mehr der Mittelpunkt, zu dem es Széchenyis Geist gemacht hatte. Erst nach elfjähriger Reaktion kann der größte Dichter des Landes sein Provinznest verlassen und in die Hauptstadt kommen.

Während der Reaktion zeigte die ungarische Gesellschaft einen so starken passiven Widerstand, sie schaute auf die Ver-

treter der Verwaltung mit solcher Verachtung herab, daß alle Versuche, sie aus ihrer Ruhe zu bringen, scheiterten. Die Niederlagen auf den italienischen Schlachtfeldern im Jahre 1859 zeigten, wohin die durch die Bajonette aufrecht erhaltene ›Einheit‹ das Reich geführt hatte. Die Reaktion liefs in ihrer Strenge nach; Diplome und Patente brachten einige Milderung, doch bestand Ungarn auf sein vollständiges, im Jahre 1848 erlangenes Recht. Lange Unterhandlungen begannen, die endlich dank der Niederlage bei Königgrätz, mit dem Vergleich endigten (1867), durch den das Land seine Autonomie und die ihm gebührende Stellung in der Monarchie wiedererhielt. Der Mann, auf den Ungarn sowohl während der abscheulichen Reaktion, als während des Provisoriums seine Hoffnung setzte, war Franz Deák (1803—1876), der mit Széchenyi und Kossuth als Schöpfer des modernen Ungarns betrachtet werden kann. Schon vor der Revolution spielte er eine bedeutende Rolle als Führer der Opposition. Széchenyi sah in ihm den Mittelpunkt, um den sich die liberalen Elemente gruppieren mußten. Sein großes juridisches Wissen, seine scharfe Logik, sein unerschütterliches Festhalten am alten Recht Ungarns zeichnen seine Reden aus, in denen er sich mehr an den kühlen Verstand als an Gemüt und Herz wendet. Justizminister im Kabinett Batthyány (1848) konnte er, wie Eötvös, wenig reformieren, da er bald seine Demission gab. Er trachtete während des Sturmes Vermittler zu sein und zog sich nach der Katastrophe auf sein kleines Landgut zurück. Erst im Jahre 1854 kam er nach Pest und bezog die historisch gewordene bescheidene Wohnung im Gasthof zur ›Königin von England‹. Dies war der Wallfahrtsort aller derjenigen, die an der Rettung des Landes arbeiteten. Deáks edles Beispiel im Ausharren, seine staatsmännischen Ratschläge gaben den Wankenden Mut. Nie hatte ein Mann ohne offizielle Stellung, ohne politisches Mandat einen so großen Einfluß auf die Geschicke eines Landes geübt wie Deák. Er war bis zum Ausgleich die Seele des Volkes und errang einzig durch die Waffen des Rechtes und der Logik, was die blutige Revolution nicht erreichen konnte. Wie das politische und soziale Leben Ungarns ungefähr von 1830—1841 unter dem Einfluß Széchenyis, dann bis zur Revolution unter demjenigen Kossuths steht, so stehen die Jahre der Reaktion und des Provisoriums unter dem seinigen. Seine Tätigkeit zeigen die

sechs Bände seiner Reden; seine Meisterwerke sind die zwei Adressen an die Krone vom Jahre 1861, der Osterartikel vom Jahre 1865, die Flugschrift gegen den Wiener Lustkandl über das ungarische Staatsrecht und der Gesetzartikel XII vom Jahre 1867, der bis heute die Geschieke des ungarischen Königreichs und sein Verhältnis zu Österreich bestimmt. Dieses Verhältnis blieb ungefähr drei Jahrzehnte ungestört. Deák selbst lebte, nachdem er den König mit der Nation versöhnt hatte, als einfacher Bürger und beriet bloß die Partei, die seinen Namen führte. Die zwei bedeutendsten Aufgaben der leitenden Männer waren nun die Konsolidierung des Staates auf nationaler Grundlage und die Verlegung des Schwerpunktes der habsburgischen Monarchie nach Osten. Den ersten Punkt überliefs Julius Andrassy den echt magyarschen Politikern; während der fünfzehnjährigen Leitung Koloman Tizsas (1875—1890) wurde das Werk so ziemlich durchgeführt; den zweiten führte Andrassy selbst als Minister des Auswärtigen Amtes der Monarchie aus. Der Zug nach Osten ist heute eine unangefochtene Maxime; Ungarn muß durch seine hohe Kultur der Vermittler des Westens mit dem Osten werden. Tizsas Nachfolger, besonders Wekerle, bereiteten die großen politisch-religiösen Reformen vor und führten sie ein Jahr vor der Millenniumsfeier (1896) auch durch. Seit dieser Zeit sind die nationalen Bestrebungen, welche auf Grund des Deákschen Werkes, aber auch der Prinzipien von 1848, auf noch größere Garantien im sozialen, wirtschaftlichen und politischen Leben dringen, stark in den Vordergrund getreten. Was der lebende Kossuth nicht erreichen konnte, hat der tote erreicht: seitdem seine Leiche nach Ungarn zurückgebracht wurde (1894), sind die Gemüter von einem Unabhängigkeitsdrange erfüllt, welcher dem vom Jahre 1849 gleicht. Selbst die Litteratur scheint von ihm beeinflusst. Nie schrieb man so viele Kurutzenlieder, nie feierte man so hoch Franz Rákóczi wie in den letzten Jahren. Der Brief des Königs (1904), welcher gestattete, seine Reste, die in Konstantinopel ruhten, nach Ungarn zu bringen, ist das sprechendste Zeugnis von der tiefen Gärung, die das Land ergriffen hat.

Bezeichnet das Jahr 1867 den Wendepunkt in der politischen Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so kann dieses Jahr, mit welchem die ungarischen Litteraturhistoriker gewöhnlich ihre Darstellung abschließen, nicht als Grenzpunkt einer

Entwicklungsphase betrachtet werden. Die Schriftsteller, die während der Reaktion wirkten: Arany, Gyulai, Szász, Lévy und Vajda auf dem Gebiete der Poesie, Jókai auf dem des Romans, setzen ihre Wirksamkeit noch lange fort. Ein neuer Geist dringt erst zu Anfang der achtziger Jahre in die Litteratur; damals traten die Dichter Ábrányi, Endrődi und Kiss auf; Szigligetis Nachfolger, Csiky, entfaltet sein dramatisches Talent, und in der Erzählung beginnt Mikszáth die Führerrolle zu übernehmen. Neben der volkstümlichen Richtung, die besonders durch Arany und seine Freunde vertreten wird, kommt auch die allgemein menschliche, die kosmopolitische, zur Geltung. Jedoch verlieren die besten Schriftsteller nie den heimatlichen Grund, der ihnen Kraft verleiht und Erfolg sichert. Der neubegründete Staat sichert auch den Musenjüngern eine bessere materielle Belohnung zu, als dies vor 1867 der Fall war. Da immer weitere Schichten als Leserkreise gewonnen werden, so entwickelt sich auch das Zeitungswesen und wirkt mächtig auf die nationale Gesinnung. Die Geschichtsforschung und die klassische Darstellung der verschiedenen Epochen, Kritik und Ästhetik entwickelten sich erst in dieser Periode und werden ein nicht zu verachtender Zweig der Litteratur; die ungarische Sprachforschung, die seit Révais genialem Auftreten lange brach lag, entfaltet in dieser Periode ihre Blüte. Theater und Kunst erreichen eine europäische Höhe und entwickeln eine bisher unbekannte Dramatik und Kunstkritik.

Die Periode, die unter Seufzern und Klagen über den herben Verlust bei Világos begann, endigt mit dem Triumph der nationalen Freiheit und Selbständigkeit; die Litteratur, die man einige Zeit tot glaubte, entfaltet einen nie gesehenen Reichtum. Die folgenden Kapitel charakterisieren in aller Kürze die leitenden Geister jeder Gattung; eine eingehendere Besprechung ihrer Werke würde mehrere Bände beanspruchen. Die zahlreichen meisterhaften Übersetzungen ins Deutsche gestatten jedoch einen tieferen Blick in den Geist der Schöpfungen. Unsere Darstellung kann daher nur Anhaltspunkte zur Orientierung in dieser riesigen Masse geben.

### I. Die Poesie.

Von dem Dreigestirn, das am poetischen Himmel Ungarns glänzt, blieb nach der Revolution bloß Arany übrig. Petöfi war in der Schlacht gefallen, Vörösmartys Seele gebrochen. Wohl dauerte es lange, bis Arany das Gleichgewicht wiederfand; denn auch auf ihn, der einige Jahre vor der Revolution aufgetreten war, lastete die Reaktion und der Tod seines Freundes Petöfi wie ein Alp. Nach und nach liefs jedoch die Erstarrung nach. Er und sein Kreis, namentlich Tompa, Gyulai, Szász und Lévy, pflegten die Dichtung im volkstümlichen, jedoch mit dem reinsten Kunstgeschmack gepaarten Tone. Ihr Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, in der Dichtung die Harmonie zwischen Stoff und Form herzustellen. Tüchtige Kritiker wie Erdélyi, Salamon standen ihnen zur Seite, um die platte Nachahmung Petöfis, das Triviale und Bäuerliche in Sprache und Versmafs in Schranken zu halten und die Poesie vor Verwilderung zu schützen. Sie pflegten das Epos, das Lied, die Ballade und standen nur wenig unter modernem ausländischen Einflufs. Sie brachten ihr Bestes in den ersten drei Dezennien dieser Periode hervor. Mit Vajda, der neben ihnen, aber ganz unbeachtet, wirkte, kommt das pessimistische Element in die Lyrik. In den letzten fünf und zwanzig Jahren übten die Ausländer — besonders Heine, Byron, Victor Hugo, Baudelaire und neuerdings selbst die Dekadenten — einen gröfseren Einflufs. Diese Strömung wurde hervorgerufen durch die riesige Übersetzungslitteratur, die mit Szász beginnt; jedoch waltet neben dem europäischen Geist noch immer der magyarisch-volkstümliche vor, wie er sich in den Werken Arany's, diesen bis jetzt unübertroffenen Mustern, meisterhaft ausgeprägt findet.

Kann Petöfi als der poetische Ausdruck des Frühlings, der von Kraft strotzenden Jugend Ungarns betrachtet werden, so verbildlicht Johann Arany (1817—1882) dessen ernstes Mannesalter. Beide sind auf dem Dorfe, unter dem Strohdach geboren, beide fühlen sich in ihrer Jugend vom Theater angezogen, beide schöpfen ihre Kraft in der Volkspoesie: Petöfi wird der unerreichte Meister des Liedes, Arany der des Epos, der Erzählung, der Ballade. Der eine folgt mehr den Eingebungen des Herzens und Gemüts, der andere denen des Ver-

standes, der Überlegung. Der Gesang bestimmt die Form des einen, das höchste Kunstgefühl die des anderen. Der eine ist mehr begeistert, der andere mehr gelehrt. Deshalb haben die Petöfi-Nachahmer bloß flaches Zeug hervorgebracht; die verständigen Jünger Arany's haben so manches Merkwürdige gegeben. Als Sprachkünstler steht Arany über allen Dichtern seiner Nation; keiner ist so tief in den Schacht des Volkslebens gedrungen, um aus ihm das reine Gold der Wendungen, Redensarten, Formeln zu holen und es im Rahmen der Poesie zu verwerten. In der Übersetzung, so gelungen sie auch sein mag, verschwinden diese Schönheiten, und was die Magyaren am meisten bei ihm bewundern, kann nicht wiedergegeben werden. Er ist auch wegen dieses spezifisch-magyarischen Geistes im Auslande weniger bekannt als Petöfi, der schon längst in die Weltliteratur übergegangen ist.

Arany wurde in Nagy-Szalonta, in einer echt ungarischen Gegend geboren. Seine Eltern waren schon alt, als er zur Welt kam, die übrigen Kinder tot oder verheiratet. So brachte er seine Kindheit einsam zu, lernte mit seinem Vater in der Bibel lesen, während die Mutter die Hausarbeit verrichtete. Er trat ins Gymnasium seiner Vaterstadt ein, las besonders die volkstümlichen Dichter des 18. Jahrhunderts (Dugonics, Gvadányi und Csokonai), die in ihrer derben, ungeschminkten Weise seinem Bauerngemüte mehr zusagten als die nach westeuropäischen Mustern geschriebenen Werke. Als guter Calvinist ging er (1833) ins Kollegium nach Debreczen, um seine Studien zu vollenden. Hier begann er Tasso, Milton und Voltaire zu lesen. Immer mit der Armut kämpfend, zog auch ihn die wandernde Thalia an, und er durchwanderte Ober-Ungarn mit mehreren Truppen. Jedoch »die Schlangen des Gewissens« bissen ihn, und er kam zerlumpt in die Vaterstadt zurück, wo er seinen Vater erblindet und seine Mutter krank fand. Er war fest entschlossen, der künstlerischen Laufbahn zu entsagen und als einfacher, stiller Beamter sein Leben zu fristen. Nachdem er einige Zeit unterrichtet hatte, trat er ins Gemeindeamt, wo er es bis zum Vize-notar brachte. Die Muse jedoch, die ihn schon als Kind besucht hatte, ließ ihn auch jetzt nicht rasten. Nach der schweren Tagesarbeit vertiefte er sich ins Studium Homers, las Shakespeare, Byron und Molière. Im Jahre 1844 hatte die Kisfaludy-Gesell-

schaft einen Preis für ein komisches Epos ausgeschrieben. Arany behandelte in seiner ›Verlorenen Verfassung‹ mit viel Geist und Witz, jedoch noch mit dem alten allegorischen Apparat und in einer ziemlich archaischen Sprache die Mißbräuche, die bei den Wahlen an der Tagesordnung waren, ein damals beliebtes Thema. Er gewann den Preis, Vörösmarty aber, einer der Preisrichter, fand, daß die Sprache noch ans eherne Zeitalter magyarischer Poesie erinnere. Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben, die den Eindruck einer Parodie des klassischen Epos machen. Dies war das einzige Werk, in dem Arany ein antikes Metrum anwandte. Zwei Jahre später sandte er, ebenfalls für eine Preisausschreibung, sein volkstümliches Epos ›Toldi‹ ein. Diesmal waren die Preisrichter und bald darauf auch das Publikum einstimmig im Lobe. Petöfi, der Arany damals noch nicht persönlich kannte, feierte ihn in einem Gedicht, wo er sagt:

Wo andre Blatt um Blatt den Lorbeer schwer erringen,  
Wird dir mit einem Schlag ein voller Kranz gewoben.

Er sieht in ihm den ungarischen Homer, der ›unerwartet wie ein Vulkan im Meere das Riesenhaupt erhoben‹. In dem Briefe, der dieses Gedicht begleitete, und auf den Arany sein Leben lang stolz war — denn Petöfi war mit seinem Lobe äußerst karg —, sagt er: ›Die Volkspoesie ist die wahre Poesie. Trachten wir dieselbe herrschend zu machen. Wenn das Volk einmal in der Dichtung herrscht, so wird es auch bald in der Politik herrschen.‹ Vor der Revolution schrieb Arany noch den dritten Teil seines ›Toldi‹ — der zweite sollte erst 1879 vollendet werden —, ferner ein Gedicht in vier Gesängen: ›Die Belagerung Muránys‹, in welchem er im Wettkampf mit Petöfi und Tompa den schon von Gyöngyösi behandelten Stoff in epischer Breite behandelte. All dies war die Frucht dreier Jahre. Die Revolution hatte seine Kraft gelähmt; sein Inneres war zerrissen, und lange war er unfähig, größere Pläne zu unternehmen. Er hatte seine Pflicht als Soldat getan, und wenn er auch vor dem Blutgerichte sicher war, wurde er doch des kleinen Amtes beraubt, mit dem er Weib und Kind ernährte. Die Familie Tisza nahm ihn als Hauslehrer auf. Im Jahre 1851 wählte ihn das Kollegium zu Nagy-Körös zum Lehrer, wo er neun Jahre in einem Amte zubrachte, das seine geistigen Kräfte aufzehrte, doch unter Kollegen,



von denen mehrere begabte Schriftsteller waren. In dieser Stellung konnte der Dichter blofs Bruchstücke geben. Seine episch angelegte Natur entbehrte der nötigen Ruhe und Stimmung. Sein Humor erging sich jetzt in bitteren Anspielungen auf die während der Revolution begangenen Fehler (»Die Zigeuner von Nagy-Ida«), oder auf seinen eigenen Lebensgang (»Istók, der Narr«), er seufzte über den Tod Petöfis oder hüllte den Schmerz des Landes in meisterhafte Allegorien (»Der Lautner«, »Im Herbst«, »Gram des Dichters«, »Rachel«). Auch die Balladen, die herrlichste Frucht seiner Lyrik, stammen aus diesen Jahren. Erst 1860 konnte er dank der Bestrebungen Csengerys, der als Publizist in der Hauptstadt großes Ansehen genoß, nach Pest kommen, anfangs als Direktor der zu neuem Leben erwachten Kiszaludy-Gesellschaft, später als Sekretär der Akademie. Er leitete zwei litterarische Zeitschriften, in denen er veredelnd auf den Geschmack wirkte, konnte rasch sein Epos »Budas Tod« vollenden, fühlte sich jedoch nach einem fünfjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt schon vom Lärm ermüdet und sehnte sich nach seiner Vaterstadt, wo er in aller Stille, zurückgezogen, wirken wollte. Diese Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden wurde durch den Tod seiner Tochter noch verstärkt. Nur die Bitten seiner Freunde konnten ihn in Pest zurückhalten. Fröhzeitig gebrochen, zog er sich im Jahre 1877 vom Amte zurück, legte die letzte Hand an den mittleren Teil seiner epischen Trilogie »Toldi«, übersetzte im Versmase des Originals die elf Komödien des Aristophanes und schrieb noch mehrere lyrische Gedichte, die sein Sohn Ladislaus nach seinem Tode samt seinem Briefwechsel herausgab.

Arany starb acht Tage nach der Enthüllung des Petöfi-Denkmal (22. Oktober 1882). Die Nation errichtete ihm ein seiner würdiges Monument. In seiner Vaterstadt, Nagy-Szalonta, wo er so gerne sein Leben verbracht hätte, wurden seine Reliquien gesammelt. Ein Jahr nach seinem Tode hielt sein Freund Paul Gyulai, der den alten Dichter fortwährend ermuntert und angeregt hatte, jene merkwürdige Denkrede, die als das Meisterwerk der ungarischen Panegyrik betrachtet wird. Eine Stelle zeigt uns den Charakter Arany's, den man kennen muß, um seine Werke zu würdigen. Gyulai sagt:

»Er war bis an sein Ende der anspruchsloseste Mann in Ungarn, aber in gewisser Hinsicht zugleich auch die empfindlichste, die stolzeste

Seele im Lande. Nichtbeachtung wie Beifall von seiten der Menge, Geringschätzung wie Gunst von seiten der Mächtigen berührten ihn nur wenig; fortwährend aber lebte er unter Aufregungen des eigenen Gewissens. Mit puritanischer Strenge erfüllte er alle seine Pflichten, und ängstlich wahrte er seine moralische und schriftstellerische Würde. Er war bescheiden, weil er die Hoffart des Eigendünkels und der Prahlerei verachtete, aber deshalb erniedrigte er sich zu keiner Zeit. Er war öfter traurig als heiter, weil seine zartgesinnte Seele bei jeder Berührung erbehte und tief und dauernd jeden stärkeren Eindruck nachempfand; allein er ermannte sich und durchwandelte seinen Lebensweg mit selbstverleugnender Geduld. Er war schweigsam und liebte die Einsamkeit, denn er war mehr zur Träumerei geboren als zur Tat und fühlte sich heimischer im Reiche der Phantasie als in der wirklichen Welt; aber seinen durchdringenden, nüchternen Verstand bewältigten weder Schwärmerei noch Leidenschaft, im Gegenteil! allen seinen Entschliefungen ging die ängstliche Besorgnis seiner schüchternen Natur voraus und zur Seite. Seiner Familie und seinen Freunden opferte er die Schätze seines Herzens, seiner Nation diejenigen seines Geistes, — für sich behielt er nur die Qualen und Bedenken der Unzufriedenheit mit sich selber.

Diese Unzufriedenheit zeigt sich in dem strengen Urteil, das Arany über sich selbst fällt. »Mit mehr Energie, Festigkeit und Ausdauer hätte vielleicht etwas aus mir werden können, aber alle diese Eigenschaften fehlten mir. Mein Talent drängte mich stets vorwärts, Mangel an Energie warf mich immer zurück, und so wurde ich, wie der größte Teil meiner Werke — Fragment!« Es gibt jedoch »Fragmente«, die unsterblich sind. Lessings »Laokoon« ist ebenfalls ein Fragment. Arany in seinem steten Bestreben, den volkstümlichen Sagenstoff in künstlerische Gestalt umzuschaffen, seines Volkes Homer zu werden, indem er die spärlichen Überreste in echt nationalem Rhythmus, mit dem Kolorit der verschwundenen Zeiten hervorzuzaubern versuchte, stellte sich das höchste Ziel, das je ein Dichter der Neuzeit sich gestellt hatte. Aber wie spärlich flossen da die Quellen! Seine dichterische Qual nahm in dem Maße zu, wie ihm »der epische Glaube«, das heißt die historisch oder legendarisch feststehende Basis fehlte. Dies zeichnet seine Epen — die Trilogie »Toldi« und »Budas Tod« — vor den Schöpfungen der früheren Epiker aus, die nicht bloß fremde Muster im Rhythmus und in der Komposition nachahmten, sondern ihre Epen sehr oft auf wankendem Grunde aufbauten. Arany arbeitet bloß mit einem sicheren Leitfaden in der Hand; dieser Leitfaden ist in »Toldi« die von Ilosvai im

16. Jahrhundert versifizierte Lebensgeschichte eines magyarischen Helden, der am Hofe Ludwigs des Großen gelebt haben soll; in »Budas Tod« die Hunnenlegende, an die sich die Beschreibung des Priskos und die zahlreichen, von Attila handelnden Erzählungen schliessen. Selbst in seinen kleineren epischen Werken, in seinen Balladen stützt er sich immer teils auf die mit sicheren Zügen auftretende Legende, teils auf historische Begebenheiten. Luftgebilde bekleidet er nie mit dem Goldglanz der Poesie.

Arany ist der grösste Epiker seines Volkes und nimmt auch in der Weltliteratur einen ehrenvollen Platz ein. Seine Werke zeichnen sich nicht blofs durch ihren eminent nationalen Charakter aus, wir lernen durch sie nicht nur das Leben des ungarischen Volkes vom Bauern bis zum König kennen, sie stehen auch durch einen gesunden Realismus, durch eine strenge und ängstliche Beobachtung der umgebenden Natur einzig in der magyarischen Litteratur da. Arany hat seine Naturgeschichte; sein geistvoller Biograph, Friedrich Riedl, hat eben durch Zusammenstellung der Züge, wie Arany das menschliche Leben, die Tiere, die Pflanzen, die Natur im allgemeinen betrachtet, den schönsten Beweis dafür geliefert, wie tief dieser Dichter in die Seele der Dinge dringt, wie genau seine Bilder und Metaphern der Realität entsprechen, wie seine Epen und Balladen als der prägnanteste Ausdruck der magyarischen Seele des 19. Jahrhunderts betrachtet werden können.

Die höchste Leistung Arany's ist die Trilogie Toldi (»Toldi« 1847, »Toldis Liebe«, 1879, »Toldis Abend«, 1854), von der besonders der erste Teil hervorragt. Er wurde in einem Wurf ausgearbeitet und stellt das urwüchsige magyarische Bauernleben auf der grossen Ebene dar. Denn obwohl der Held von adeliger Abstammung ist, wird er von seinem älteren Bruder, der am Hofe lebt, als Landmann erzogen und nimmt an den Feldarbeiten teil. Hier konnte der Dichter die Bilder seiner Vaterstadt, wo auch Toldi geboren war, das Dorfleben, die urwüchsige Kraft des magyarischen Bauern in realistischen Zügen hinwerfen, die manche gelehrte Pertücke erschreckten. Der riesenstarke Bauernjunge kommt durch seine Energie und durch den Sieg, den er über den frechen Lästler seines Vaterlandes davonträgt, an den Hof. Der zweite Teil, an dem Arany sein

ganzes Leben lang gearbeitet hat, ist weniger straff. Die Liebesepisoden sind zwar wunderschön, jedoch der Zug Ludwigs des Großen nach Italien, die Kämpfe und Belagerungen, das Verbrechen und die Sühne des Helden sind mit mehr Breite als Tiefe behandelt. Das Ganze bildet jedoch das wertvollste Bild des ungarischen mittelalterlichen Rittertums. Der letzte Teil, noch vor der Revolution ausgearbeitet, ist bloß eine Episode aus dem Leben des Helden, der sich in sein altes Nest Szalonta zurückgezogen hat und noch einmal mit einem Riesen um die Ehre des ungarischen Wappens kämpft. Der Hof mit seinen raffinierten italienischen Sitten erregt sein Mißfallen. Es stehen sich zwei Welten gegenüber: das urwüchsige Magyarentum und der zivilisierte Westen, gerade wie bei Arany, der eben durch die harmonische Verschmelzung dieser beiden Elemente seine kulturhistorische Bedeutung gewinnt.

»Budas Tod« ist ein Fragment des Hunnenzyklus, zu dem auch das Gedicht »Keveháza« gehört. Das Epos mit seinem archaischen Stile, seiner tiefgefühlten Divinationsgabe in der Schilderung des alten magyarischen Lebens erweckt die Erinnerung an jene alten Sänger der Vorzeit, die bei festlichen Gelagen die Taten der Ahnen mit Musikbegleitung vortrugen. Das Epos enthält bloß die Exposition der tragischen Hunnenlegende: den Bruderzwist zwischen Buda (Blödelin) und Etele (Etzel), der, von ihren Weibern genährt, mit der Ermordung Budas endigt. Die bekannten Gestalten der Nibelungen treten auf, jedoch mit magyarischem Geist erfüllt. Hätte Arany den ganzen Zyklus in dieser Art behandeln können (die Siege Attilas, den Zwist zwischen seinen Söhnen, die Rückkehr der Hunnen nach Asien), so wäre diese Epopöe die schönste moderne Umdichtung eines alten Sagenkreises geworden.

Die übrigen epischen Erzählungen enthalten große Schönheiten, zeigen auch die Virtuosität des Dichters, können aber mit den zwei Meisterwerken nicht verglichen werden. Die einen sind historischen Inhalts, wie die »Belagerung Muránys«, »Stefan Losonczy« und »Keveháza«, andere stützen sich auf Volkssagen, wie »Rózsa und Ibolya« ein Zaubermärchen in prachtvollen Rhythmen, »Katharina«, eine Schauersage aus dem gebirgigen Nordungarn. Die humoristische Seite seines Talents zeigt der Dichter in den »Zigeunern von Nagy-Ida«, in »Istók, der Narr« mit

byronischer Ironie ausgeführt, und in der Volkssage: »Jókas Teufel«. Alle diese längeren Erzählungen können als Muster der poetischen Erzählung betrachtet werden, denn in ihnen sehen wir, wie Inhalt und Form in Einklang gebracht werden müssen.

Als Lyriker besitzt Arany weder das Feuer seines Freundes Petöfi, noch das Pathos Vörösmartys. Er fühlte selbst, daß seine Finger für die zarten Saiten der Leier zu derb waren. Kein einziges Liebeslied findet sich in seinen Gedichten; er verbarg sein intimes Leben vor der Welt, im Gegensatz zu Petöfi, der es wie ein offenes Buch zeigte. Gibt er eine humoristische Skizze seiner Jugend, so umhüllt er sie mit rätselhaften Anspielungen. Die meisten lyrischen Gedichte stammen aus der Revolution und dem traurigen Dezennium, das ihr folgte. Es finden sich da herzerreißende Töne, höchst schwungvolle Allegorien, echt philosophische Gedanken (Dante, Woher kommen wir, wohin gehen wir) und religiöse Ergebung (An meinen Sohn). Seine Ode auf das Andenken Széchenyis ist das würdigste Monument des großen Staatsmannes. Während der Reaktion wurden auch die meisten Balladen geschrieben, die in der ungarischen Litteratur einzig dastehen. Zu Anfang des Jahrhunderts ahmte man meist die Balladen Schillers, Goethes und Uhlands nach, deren Gegenstand wohl magyarisch war, die jedoch in Ton und Anlage fremd blieben. Arany schuf die echt magyarische Ballade, indem er teilweise die Manier der schottischen, teilweise diejenige der Székler Balladen übernahm, jedoch in der Behandlung originell blieb. Er wußte die Stimmung der Unterdrückungsepoche mit dem Mysteriösen, Schrecklichen und Fatalen zu verschmelzen. Die schwüle, ahnungsvolle Atmosphäre der Reaktion fand in diesen stark dramatisch gehaltenen Dichtungen ihren schönsten Ausdruck. Die Leser verstanden ohne Anspielungen den Geist, der in ihnen lebte, den Streit fremder Tyrannei mit nationalem Gefühl, die Aufopferung fürs Vaterland, die Ohnmacht der brutalen Gewalt gegen den Verstand und den Geist. Der Dichter beleuchtet bloß die Höhepunkte der Handlung, das Nebensächliche bleibt im Dunkel; sprunghaft schreitet die Erzählung fort, wie in der Volksballade; der Leser muß die Lücken selbst ausfüllen. In einigen Zügen weiß der Dichter ganze Tragödien zu entfalten; er erscheint als der höchste Richter des Gewissens; des-

halb verfallen so viele seiner Helden dem Wahnsinn, denn die böse Tat, auch im Geheimen vollbracht, wird streng gerächt. Diese Balladen — er hat ihrer 34 geschrieben — seine zwei Epen und die lyrischen Gedichte Petöfis sind die originellsten Schöpfungen des magyarischen Geistes.

Wie Vörösmarty und Petöfi übersetzte auch Arany einige Stücke Shakespeares (König Johann, Sommernachtstraum, Hamlet); sein Hang zur Satire, seine humoristische Ader, von der nicht bloß größere Dichtungen, sondern auch treffliche Genrebilder (Die Geige, Der Schnurrbart, Die Nachtigall, Ritter Pázmán) zeugen, kam ihm bei der Übersetzung des Aristophanes zu statten, die eine wahre Bereicherung der klassischen Litteratur Ungarns ist.

Arany war auch Akademiker; in dieser Eigenschaft schrieb er einige Abhandlungen in Prosa, welche seine ästhetische Schulung, sein treffendes Urteil über dichterische Werke und sein tiefes Nachdenken über den nationalen Rhythmus zeigen. Seine Studie über Zrinyi und Tasso, über Katonas Bánkbán, seine Charakteristiken Gyöngyösis, Gvadányis, Orczys und anderer Dichter des 18. Jahrhunderts, seine Abhandlung über das alte naive Epos der Magyaren und seine grundlegende Arbeit über den magyarischen Rhythmus sichern ihm einen hervorragenden Platz in der ungarischen Ästhetik. Er bleibt jedoch in erster Linie der nationale Epiker, dessen Werke die Jugend bilden, das Mammesalter ergötzen.

Die volkstümliche, durch die Kunst veredelte Tendenz beherrscht die meisten Dichter dieser Periode. Gleichzeitig mit Arany trat Michael Tompa (1817—1868) auf, der anfangs, wie alle Lyriker vor Petöfi, in Bajzas klassischer, marmorkalter Manier schrieb, jedoch durch Petöfi und die Sammlung der Volkslieder angeregt, volkstümliche Stoffe zu behandeln begann. Seine »Volkssagen und Märchen« (1846) riefen große Begeisterung hervor, obwohl dieselben mehr aus der Einbildungskraft des Dichters als aus der Volksseele hervorgingen. Er wurde lange mit Petöfi und Arany als der Hauptvertreter der national-volks-tümlichen Strömung betrachtet, jedoch besitzt er weder den lyrischen Schwung des einen noch das epische Genie des andern. Tompa ging aus dem Volke hervor, er studierte in Sárospatak, kam dann nach Pest, um Advokat zu werden, wurde jedoch

Pastor und verbrachte sein Leben in der Stille ländlicher Pfarren, umgeben von der schönen Natur, die er von Kindheit auf beobachtete, inmitten der Blumen seines Gartens, deren Legenden er in meisterhafter Weise nachschuf. Früh neigte er zur Allegorie, und dieser Hang kam ihm während der Reaktion, wo die Argusaugen der Zensur wachten, zu statten. Seine Gedichte zeigen eine große Verehrung der Natur, sie sind meist melancholisch angehaucht, einige jedoch voller Humor und Komik. Der biblische Geist, der sich schon bei Arany besonders in der Sprache zeigt, tritt bei Tompa noch deutlicher hervor; es ist dies kein priesterlicher, salbungsvoller Ton, sondern wahre christliche Ergebung in die Schickungen Gottes. Dieser Geist durchdringt den Inhalt und die Form, tritt mit der Gegenwart in innigste Berührung und schreitet über die Schwelle der Kirche hinaus, um das ganze Land zu erfassen.

Während der Revolution war Tompa Feldkaplan, jedoch nötigte ihn eine Krankheit, fern von der Heimat Heilung zu suchen; der Sturm ging vorbei, ohne ihn zum Liede zu begeistern. Seine Rolle begann während der Reaktion; da sandte er von seiner kleinen Pfarre die schönsten Ermahnungen, Lieder und Allegorien ins Land, die manchmal handschriftlich von Stadt zu Stadt gingen und die Gemüter trösteten. Er hatte auch wegen eines dieser Gedichte (An den Storch) eine lange Untersuchung durch die Behörden zu erleiden. Er warnt darin den Zugvogel, ins Land zu kommen, um seine Jungen auszubrüten.

Die Wiese flieh, sie ward zum Leichenfeld!  
Und flieh den Teich, er ist vom Blut geschwellt!

Der herbe Verlust der Freiheit tönt wie ein melancholischer Akkord in den schönsten Gedichten Tompas. (Der Vogel an seine Jungen, Auf der Pufsta, Epistel an Kerényi.) Brandmarkt er jedoch die Invasion des Bettelhaufens »aus dem Westen«, der wie die Geier um den sterbenden Löwen flattern, so ermahnt er zur Ausdauer und zu noch größerer Liebe zum vaterländischen Boden, denn derjenige, der seine Heimatsstätte verläßt, ist noch unglücklicher.

Als mit dem Jahre 1861 die Strenge nachließ und die Unterhandlungen zur Versöhnung begannen, stimmte auch Tompa seine Leier auf einen milderen Ton. Er erwartet mit Sehnsucht

den Tag, wo das Land wieder seine alten Rechte erobern wird. Im »Neuen Simeon« gibt er dieser Stimmung Ausdruck. Wie dieser den Messias, so konnte Tompa noch den Ausgleich erleben. Ein Jahr darauf erhielt er, auf dem Sterbebette, den großen Preis der Akademie. Seine Freunde Arany, Gyulai, Szász und Lévy gaben seine gesammelten Dichtungen heraus (1870), die sein Talent auch in andern Richtungen tätig zeigen. In seinen »Märchen und Erzählungen« entlehnt er den lokalen Sagen einige Züge und schmückt sie mit den Bildern seiner reichen Einbildungskraft. Sie zeigen uns Metamorphosen im Sinne Ovids, die jedoch dem nationalen Boden entsprungen sind. Das Märchen vom Ahornbaum, die Legende der ungarischen Fata Morgana, Délibáb, die des Marienflachses sind besonders gut gelungen. Seine »Blumenmärchen«, die noch heute in prachtvoller Ausstattung erscheinen, erzählen die Schicksale seiner geliebten Blumen. Ihre Freuden und Leiden, ihre Herzensgeheimnisse bilden den Stoff, den Tompa, ein großer Kenner der Natur, mit reizender Anmut darstellt. Zahlreich sind die Dichtungen, welche prachtvolle Herbstbilder ohne kränkelnde Melancholie beschreiben. Der Dichter kennt die Geheimnisse der ihn umgebenden Tier- und Pflanzenwelt; er beobachtete sie schon als Knabe, und sein ganzes Leben verbrachte er in ihrer Mitte. Seine Bilder aus dem Tiefland, seine Märchen und Sagen verdanken ihren Reiz den gelungenen Schilderungen der Landschaften. Diese innige Liebe zur Natur, dieses Eindringen in die Geheimnisse ihres Lebens und Webens verleihen seinen Werken ihre Originalität.

Wie sein Freund Arany, war auch Tompa ein Meister des Humors; er wurde jedoch nie bitter und sarkastisch. Er behandelt seine Gegenstände mehr anekdotenhaft und trachtet seine Leser durch den echt magyarischen Witz zu ergötzen. Seine bedeutendste Erzählung in dieser Gattung ist »Mathias Szuhaj«, mit der er im Jahre 1846 um den Preis der Kisfaludy-Gesellschaft rang, jedoch neben Arany's »Toldi« bloß die zweite Stelle eroberte. Es ist eine etwas langgedehnte Anekdote aus der Zeit der Kurutzenkämpfe, die in anmutiger, wenn auch wenig künstlerischer Art erzählt, wie der Kurutz Szuhaj sich am Labanzen Vas rächte, weil dieser seinen Weinkeller geplündert hatte. »Der Notar von Vámosujfalu« versetzt uns in die Zeit



Maria Theresias und erzählt, wie ein reicher Geizhals dem Notar ein Geheimnis für schweres Geld abkauft und geprellt wird. Noch andere heitere Geschichten zeigen das humoristische Talent des Dichters; seine Ruhmestitel jedoch bleiben die während der Reaktion geschriebenen patriotischen Mahnrufe, Allegorien und Oden.

Die drei Freunde Tompas, welche mit Arany seine Werke herausgaben, Gyulai, Szász und Lévy entfalteten ebenfalls während der Reaktion ihre Schwingen, es war ihnen jedoch vergönnt, noch lange Jahrzehnte nach dem Tode ihres Freundes ihre Tätigkeit fortzusetzen. Die beiden ersten stammen aus Siebenbürgen, aus jenem Lande, in dem der ungarische Geist sich trotz der fremden Elemente ebenso rein erhalten hatte wie im ungarischen Tiefland. Sie schlugen jedoch in den sechziger Jahren ihr Zelt in der Hauptstadt auf und übten während dreier Jahrzehnte den entscheidendsten Einfluß auf die Litteratur. Bei ihrem Auftreten hatten sie die Petöfijünger zu bekämpfen, die in die Poesie das Triviale und platt Volkstümliche einführten, mit ihren Deklamationen das Land erfüllten und ihre Dichtungen immer derber und gröber gestalteten. Besonders Paul Gyulai (geb. 1826) zeichnete sich in diesem Kampfe aus. In ihm verehrt Ungarn den Nestor seiner Poesie und ästhetischen Kritik, der sechzig Jahre lang unermüdlich tätig war, und das Prinzip einer wahrhaft nationalen, jedoch künstlerisch vollendeten Dichtung mit den schärfsten Waffen der Kritik verteidigte. Seine Laufbahn zeigt eine harmonische Einheit, denn das Feuer, das ihn beseelte, als er die Petöfinachahmer bekämpfte, war auch in seinem Alter nicht erloschen, als er dem Naturalismus den Krieg erklärte. Vom Hauslehrer rang er sich zum Lehrer an der Universität empor, wurde Klassensekretär der Akademie, Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft und leitet seit 1873 die beste ungarische belletristische Zeitschrift, die »Budapesti Szemle«. Überall zeigt er sich als Gegner der Marktschreierei, des falschen Patriotismus, der litterarischen Moden. Er verkehrte mit Männern wie Deák, Kemény und Csengery auf politischem Gebiete, blieb der innigste Freund und Berater Arany's, dem er im Alter etwas von seinem jugendlichen Feuer einhauchte, sah die Generation des Ausgleichs und bewahrte immer sein freies Urteil, selbst den Tagesgötzen gegenüber. Wie alle leitenden

Geister hat auch er so manche Fehde zu bestehen gehabt, doch müssen selbst seine Gegner die Reinheit seines Charakters und die unerreichbare Kunst seiner Dialektik anerkennen.

Gylais Werke sind nicht allzu zahlreich. Streng gegen andere, ist er es auch gegen sich. Seine lyrischen Gedichte in zwei Bänden geben blofs das formvollendetste, was er auf diesem Gebiete schrieb. Er zeigt sich hier als Klassiker im volkstümlichen Gewande. Niemand erfasste tiefer das Wesen der Petöfischen Dichtung als er; er wufste, welchen Schatz die Volkspoesie — zu deren Herausgebern und Erklärern auch er zählt — birgt; als er jedoch sah, was wenig begabte Dichter als Volkstümliches boten, entbrannte sein Zorn. Wir dürfen in Gyulai keinen kalten Klassiker aus der Schule Bajzas sehen; Petöfis Wirken hat auch ihn erfaßt, jedoch stimmte ihn die Reaktion mehr melancholisch. Diese Melancholie verklärt die meisten seiner Gedichte, wie die Sonnenstrahlen eine Herbstlandschaft. Er verherrlicht sein Heimatland Siebenbürgen, ihm gilt seines Herzens »innig heißes Fühlen«, auf seinen hohen Felsen fühlt er sich der Gottheit näher; hier erwecken die Burgruinen das Andenken an grofse Taten, hier hofft er, dafs des Volkes Seele sich mit den Aaren himmelwärts schwingen wird. Er besingt die Täler der Szamos, wo er seine Jugend verbracht hat; die Katastrophe von Világos entlockt auch ihm eine bittere Klage. Die Missetaten der Reaktion geben ihm seine schönsten Gedichte ein: »Im Oktober«, »Weinlese«, »Beim Lesen des Horaz«. Die Liebeslieder an seine Gattin, die Wiegelieder, die er für seine Kinder verfasste, die Trauer um die jung verstorbene Geliebte, sind einfach und in volkstümlichem Tone gehalten. Der Satiriker zeigt sich in der »Popularität«, in den »Széchenyinachahmern« und in mehreren beißenden Epigrammen.

Von den zwei gröfseren Dichtungen Gylais — »Szilágyi und Hajmási«, »Romhányi« — ist die erstere eine meisterhafte Umarbeitung des im 16. Jahrhundert verfassten Volksbuches des »Anonymen von Szendrő«. Wir sehen hier, wie der moderne Dichter alte Stoffe durch tiefere Motivierung, durch den psychologischen Gehalt, durch eine poetische Sprache erneuern muß. Durch eine glückliche Benutzung archaischer Elemente, der Székler Balladen, die den Stoff ebenfalls behandelten, hat der Dichter hier eine der schönsten poetischen Erzählungen geschaffen.

»Romhányi« ist Bruchstück geblieben. Es sollte ein Roman in Versen werden, der nach dem Muster von Puschkins Onegin ein Gemälde der modernen Gesellschaft entrollen sollte. Es zeigt die ungarische Aristokratie vor, während und nach der Revolution, die Gegner und Anbeter Kossuths und endigt mit einer wackeren Verteidigung Artur Görgeis, den Ungarn so lange als Verräter betrachtete, weil er bei Világos die Waffen gestreckt hatte. Der Dichter spricht hier in erster Person; er erteilt Kossuth das ihm gebührende Lob, und empört sich gegen diejenigen, die Görgei zum Sündenbock machen wollten. Diese Rehabilitierung war vor 34 Jahren ein kühnes Unternehmen; sie zeigt, wie mutig Gyulai gegen den Strom schwimmt, wenn es seine Überzeugung gilt. Heute wird der geniale General von jedem, der die Verhältnisse genau kennt, freigesprochen und ein Dichter, wie Nikolaus Bárd, selbst Soldat, verherrlicht ihn in einer Sammlung, die Eugen Rákosi herausgab, und diesem kann man gewiß nicht vorwerfen, daß er dem nationalen Geiste untreu geworden wäre.

Gyulai schrieb in den sechziger Jahren auch mehrere Novellen, die sich mehr durch ihre künstlerische Form und feine Schilderung der Charaktere, als durch eine außerordentliche Einbildungskraft und verwickelte Situationen auszeichnen. In einem knappen Rahmen versteht er es, eine ganze Epoche zu zeichnen, so im »Letzten Herrn eines alten Edelhofes«, »Der alte Schauspieler«, »Der erste ungarische Komiker«, »Frauen vor dem Spiegel« wurden in mehrere Sprachen übersetzt.

Als Kritiker nimmt Gyulai die erste Stelle ein. Als noch Franz Toldy, der Begründer der ungarischen Litteraturgeschichte, das Zepter führte und bloß die durch Vörösmarty begründete klassische Richtung anerkannte, schrieb Gyulai mehrere Studien über Petöfi und das volkstümliche Element, über die Epen Arany, welche diesen zwei Koryphäen ihren Platz in der Litteratur sicherten. Nach Toldys Tod übernahm Gyulai die Herrschaft, gab der Kritik mehr Geschmeidigkeit und erhob sie aus dem Staube der Gelehrsamkeit zur Höhe der Ästhetik. Seine Studien über Katona und Vörösmarty wurden die leuchtenden Vorbilder der jüngeren Schriftsteller. An diese kritischen Schriften reihen sich die zahlreichen Denkrede, die er teils in der Akademie, teils in der Kisfaludy-Gesellschaft hielt und die schon heute als klassische Werke in den Schulen gelesen und erklärt werden.

Mit großer Kunst versteht er es, das Leben und Wirken der Geistesheroen — Arany, Eötvös, Kemény, Szigligeti, Széchenyi und andere — in kräftigen Zügen zu entwerfen, überall die Werke aus dem Zeitgeiste zu erklären und, ohne in Lobeserhebungen zu verfallen, das wahre Verdienst, das Seelenleben des Dichters oder Staatsmannes zu würdigen.

In acht Bänden finden wir das Beste, was Gyulai als Lyriker, Novellist, Kritiker und Lobredner geleistet hat. Sein Kampfgenosse Karl Szász (1829—1905) war fruchtbarer; weist doch der letzte Almanach der Akademie für die Jahre 1854—1904 116 selbständig erschienene Schriften auf, abgesehen von den hundert und aber hundert Artikeln, die in allen Zeitschriften und Zeitungen der Hauptstadt während dieser fünfzig Jahre erschienen sind. Schon vor der Revolution veröffentlichte er mit Gyulai und Mentovich die »Nationalfarben«, Gedichte, die für die politische Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn eintraten, und erhielt einen Preis der Kisfaludy-Gesellschaft für »Die Schloßsfrau von Murány«. Während der Reaktion war er teils Lehrer, teils Pastor; der Ausgleich machte ihn zum Abgeordneten; er bekleidete dann ein hohes Amt im Unterrichtsministerium und wurde endlich Bischof der Reformierten. In allen diesen Stellungen brachte seine unerschöpfliche Arbeitslust und die ungewöhnliche Leichtigkeit der Produktion Werke aller Gattungen hervor: Lyrisches, Dramatisches, Episches und Übersetzungen meist westeuropäischer Dichter. Schon diese Fruchtbarkeit erregt Bewunderung; vieles hat auch einen dauernden Wert. Seine Gedichte zeichnen sich besonders durch ein hohes Kunstgefühl aus; die Form verrät überall den Meister. Die Liebeslieder, die er an seine erste Frau — unter dem Namen Iduna als Dichterin bekannt — richtete, sind voll Glut und Anmut; sein Lied: »Die ungarische Musik« wurde in viele Sprachen übersetzt; seine historischen Romanzen und Balladen, seine Allegorien, sein Reisejournal reihen sich den besten Schöpfungen dieser Art an. Verherrlichte Gyulai die nationalen Geistesheroen in Lobreden, so war Szász ihr Dichter, der in stark rhetorisch gefärbten Oden ihre Verdienste bei festlichen Gelegenheiten in klangvollen Rhythmen feierte. Seine Dramen wurden oft von der Akademie preisgekrönt, haben sich jedoch nicht lange auf der Bühne erhalten; mehrere blieben ungedruckt. Bloß »Herodes«, ein Trauer-

spiel, hatte dauernden Erfolg. Die dramatische Tätigkeit Szász' gleicht stark derjenigen Vörösmartys, der auf diesem Gebiete auch nichts dauerndes schaffen konnte. — Als Epiker nimmt er jedoch eine ehrenvolle Stelle ein; er steht wohl teils unter dem klassischen Einfluß Vörösmartys, teils unter dem volkstümlichen Aranys, jedoch zeichnen sich seine Epen (»Csák von Trencsén«, »Zrinyi, der Dichter«, »Álmos« und die Trilogie »Salamon«) durch eine prachtvolle Sprache, erhabene Gedanken und eine gute Anordnung aus. Besonders gelungen ist Salamon, eine Episode aus der Geschichte der Arpaden.

Szász veröffentlichte auch eine lange Reihe litterar-historischer Studien, zwei Bände über die Epopöen der Weltlitteratur und zahlreiche Artikel über die Dichter, die er übersetzte. In diesen Übersetzungen liegt sein größtes Verdienst, denn dieselben haben auf ihre Zeit und auch auf die folgende Generation am meisten gewirkt. Sie haben den geistigen Gesichtskreis erweitert, den Geschmack geläutert, der poetischen Technik ihr Recht eingeräumt. Szász begann diese Tätigkeit während der Reaktion und gab in vierzig Jahren eine reiche Anthologie aus Burns, Byron, Moore, Longfellow, Tennyson, Wordsworth, Victor Hugo, Béranger, Lamartine, Lemoyne, Heine; übersetzte acht Stücke Shakespeares, sieben Molières, die lyrischen Gedichte Goethes und Schillers, die Nibelungen, Hernani und Lucrece Borgia von Hugo, die Königsidyllen von Tennyson und als Krönung dieses Riesenwerks Dantes Göttliche Komödie. All dies ist in musterhafter Sprache in den Metren der Originale wiedergegeben. Das Lyrische und Epische gelang ihm besser als das Dramatische; überall jedoch muß die meisterhafte Technik bewundert werden. Szász gab durch diese poetischen Bereicherungen der Litteratur den Anstoß zu fruchtbarer Tätigkeit. Wohl gab es schon vor der Revolution mehrere Übersetzer, doch pflegten sie besonders die Antike; die modernen Litteraturen treten erst durch Szász in die ungarische Poesie ein. Seine zahlreichen Nachahmer gaben den vollständigen Shakespeare und Molière, die unter der Leitung der Kisfaludy-Gesellschaft erschienen; Wilhelm Györy übersetzt die Frithjofsage und eine Anthologie schwedischer Dichter, Karl Bérczy Puschkins Onegin, der auf den ungarischen Versroman befruchtend wirkt, Aron Szilády, als Forscher mittelalterlicher Litteratur bekannt, bringt einiges aus Firdusi, Gustav

Jánosi Miltons Verlorenes Paradies, Tassos Befreites Jerusalem und eine Anthologie aus französischen, englischen und italienischen Dichtern, Julius Greguss Camoens Luisiaden, Béla Tárkányi die ersten zehn Gesänge der Messiade Klopstocks; der Novellendichter Baksay übersetzt die Pharsalia des Lucanus und die Iliade, jedoch nicht in Hexametern, sondern in Alexandrinern; der tüchtige Philologe Emil Thewrewk gibt Blumen aus der griechischen Anthologie, Anakreons Lieder und die ersten sechs Gesänge der Iliade in Hexametern, die die alten Versionen weit übertreffen. Von der jüngeren Generation ist besonders Anton Radó hervorzuheben, der, was Fruchtbarkeit, Geschick und Nachahmungstalent betrifft, würdig dem Großmeister dieser Kunst an die Seite gestellt werden kann. Seine Übersetzungen der griechischen und römischen Dichter, Petrarkas, Ariostos, Mussets und Coppées sind in Farbe und Sprache höchst gelungen. Emil Ábrányi hat mit viel Geschick Byrons Manfred und Rostands Cyrano und Aiglou, Endrödi Heines Buch der Lieder, Julius Vargha Schillers Gedichte und eine große Anzahl Poesien aus Gautier, Leconte de Lisle, Heredia, Sully Prudhomme gegeben; Zempléni mehreres aus deutschen, italienischen und französischen Dichtern, Makai die jüdischen Dichter des Mittelalters. Szász' Name bleibt mit diesem Zweige der litterarischen Tätigkeit, der in Ungarn von bedeutendem Einflusse ist, für immer verbunden.

Mit Gyulai und Szász wird als dritter im Bunde Josef Lévy (geb. 1825) genannt. Er entfaltete eine minder eingreifende Tätigkeit als seine Freunde, denn nachdem er versucht hatte, in der Hauptstadt als Journalist zu leben, ging er bald als Gymnasiallehrer nach Miskolcz und trat im Jahre 1865 in den Dienst seines Komitates, wo er es nach dreißigjähriger Arbeit zur Würde des Vizegespanns brachte. Er hatte nie hochfliegende Pläne; seine Leier ertönte regelmäßig, doch nicht zu oft. Drei Bände lyrischer Poesien, eine musterhafte Übersetzung Burns', fünf Stücke Shakespeares, einiges aus Hugo, Musset, Heine und Goethe bilden sein Schaffen. Er ist ausschliesslich Lyriker; seine Hauptstärke ist seine merkwürdige Sprachkunst. Sein Gesang ist harmonisch, immer rein und innig. Er kommt vom Herzen, wie die Träne vom Auge, der Regen aus der Wolke. Die Liebe, die Freundschaft, ein heiteres Mahl, die Ufer des Sajó, wo er sein Leben zubrachte, die Schönheit der Karpathen — das sind

die Gegenstände, die er besingt. Viele dieser Lieder erinnern in ihrer Einfachheit an Burns oder Petöfi; sie wurden im ganzen Lande gesungen, ohne dafs man den Namen des Dichters kannte. Seine Liebeslieder sind nicht so feurig wie diejenigen Petöfis; sie enthalten mehr Entsagung, Melancholie, Betrachtungen über das menschliche Los und die Vergänglichkeit der Dinge. Besonders gelungen sind seine Naturbilder; die Sajógegend lebt in ihnen, wie das Tiefland in denjenigen seines Vorbildes. Wie den meisten Dichtern preste auch ihm die Katastrophe von Világos, die Reaktion bittere Klagen ab, die er jedoch teils in biblische Bilder, teils in Allegorien kleidete. »An den Strömen Babylons«, »Am Ende des Jahres«, »Mikes« sind solche lyrischen Seufzer. Besonders gelungen ist »Mikes«, das uns den treuen Anhänger Rákóczis am Gestade des Marmarameeres, ganz allein zurückgeblieben von den Lieben aus den Heimatlanden, verlassen und traurig vorführt, um in ihm das Bild des unglücklichen Landes zu verkörpern. Nach dem Ausgleich hört die patriotische Klage auf; der Dichter mahnt nun zur Arbeit, Eintracht und Ausdauer. Lévy vertiefte sich ins Studium der schottischen Balladen. Er schöpft aus ihnen mehrere Gegenstände, wendet ihren Ton auf nationale Stoffe an und verfaßt zugleich mehrere philosophische Gedichte. Er ruft die Muse an, die er im Alter nicht so freundlich findet wie in der Jugend, und macht sein poetisches Testament, immer in süßen, einschmeichelnden Tönen.

Die vier Dichter, welche Arany's Freundeskreis bilden, traten schon in den fünfziger Jahren gegen die unfähigen Petöfijünger auf, die ihrem Muster blofs durch Übertreibung, durch derbes, bäuerliches Wesen nachstrebten, ohne einen Funken von seinem lyrischen Genie zu besitzen. Selbst diejenigen, die einiges Talent besaßen, wie Coloman Lisznyai, wurden mit der Zeit ungenießbar. Ein einziger Nachahmer Petöfis wurde durch die Größe des Vorbildes nicht erdrückt, denn er war zum Dichter geboren und sang blofs, was er fühlte. Es war Coloman Tóth (1831—1881), der schon als Jüngling am Freiheitskriege teilnahm und sich dann ausschließlich der Litteratur und der Journalistik widmete. Seine lyrischen Gedichte, in denen er sein Liebesweh und seine Vaterlandsliebe ertönen läßt, fanden Anklang, besonders bei den Frauen, die während der Reaktion eine bedeutende Rolle spielten. Den besten Beweis für die Innigkeit, Einfachheit und Tiefe seiner

Gedichte ist ihre Verbreitung in den untersten Volksschichten: der Landmann singt sie auf dem Acker und abends in seiner Hütte. Einige dieser Volkslieder gehören zu den besten der Litteratur. Der Liebling der Frauen besang aber auch mit Innigkeit seine Liebesverhältnisse, das Sehnen und Schmachten, das glückliche Heim, die Elternfreude. Der Soldat des Freiheitskampfes erweist auch den Honvéds, der Seele der Revolution, Kossuth und den Arader Märtyrern seine Verehrung. Die zwei Bände seiner Gedichte enthalten aufer den Liebesliedern und patriotischen Stücken auch zahlreiche Stimmungsbilder und tief-sinnige Reflexionen über den Tod.

Mit einundzwanzig Jahren schrieb Tóth auch ein Epos: »Kinizsi«, in zwölf Gesängen, das jedoch weniger Erfolg hatte als seine Lieder. Es ist wie »Held János« und »Toldi« im populären Tone gehalten und erzählt, wie der einfache Müllerbursche sich zum Heerführer unter Mathias Corvin emporschwang. Schönere Erfolge erzielte Tóth auf der Bühne; sein geistreiches Lustspiel »Der König heiratet« (1863), das unter der Regierung Ludwigs des Großen spielt und den König selbst als Freier vorführt, ist eines der besten des ungarischen Repertoires; »Die Frauen in der Konstitution« (1871) ist politisch gefärbt; es zeigt, wie tief die Intrigen der Frauen in das neuerwachte Staatsleben Ungarns eingriffen und ergötzt durch einige herrliche komische Typen. Hier ist es besonders der geistreiche Journalist, der in den Vordergrund tritt. Tóth war eben sein ganzes Leben lang in der Tagespresse tätig; er gründete noch während der Reaktion (1860) das erste humoristisch-satirische Blatt, in dem er mehrere Karikaturen schuf, besonders den österreichischen Beamten, der sich in Ungarn nie heimisch fühlte und durch seine Arroganz mit der Bevölkerung auf feindlichem Fusse stand. Im Jahre 1864 gründete Tóth die »Hauptstädtischen Blätter«, ein belletristisches Tagesblatt, das nach seinem Tode von Vadnai weitergeführt, das beste Organ der Litteratur wurde, in dem fast alle jüngeren Kräfte Ungarns ihre Erstlingswerke veröffentlichten. Tóths journalistisches Talent hat sein Sohn, Béla Tóth, geerbt. Mit großem historischem und sprachwissenschaftlichem Wissen ausgestattet, ist er eine Leuchte der ungarischen Presse, in der er meistens soziale und litterarische Probleme behandelt.

Im einfachen Volkstone sangen neben Tóth auch Victor



Dalmady (geb. 1836), einer der Führer der Jugend um 1860, dessen patriotische und Liebeslieder warmes Gefühl, große Aufrichtigkeit und eine gewandte Form zeigen, sowie Josef Komócsy (1836—1894), dessen anakreontische Lieder voll Humor und Frische sind.

In der Reihe der Lyriker, die sich teils um Arany, teils um Petöfi scharen, nimmt Johann Vajda (1827—1897) einen besonderen Platz ein. Er ist der verspätete Romantiker, den jedoch der tragische Ausgang der Revolution, das österreichische Regime und endlich der Ausgleich, dem er nie zustimmen konnte, pessimistisch gestimmt haben. In einer Epoche hoher Kunstideale und strenger Rhythmik, bekümmerte sich Vajda wenig um die schöne Form, und durch sein titanisches Temperament gejagt, führte er in die Litteratur das zersetzende Element des Pessimismus, lodernde, sinnliche Courtisanenliebe ein. Kennt man den damaligen litterarischen Areopag, so wird man es ganz begreiflich finden, daß der gefährliche Neuerer in den Bann der litterarischen Gesellschaften getan wurde und daß er sein Leben einsam, traurig und in großer Armut zubrachte. Mit desto mehr Begeisterung schaute die junge Generation zu ihm empor, verehrte ihn nicht bloß als Pessimisten, sondern auch als den Meister des Liebesliedes, der aber nur die das Mark verzehrende und das Gebein verbrennende Liebe kennt.

Vajda verbrachte seine Kindheit in einer Försterwohnung inmitten von Waldungen. Hier lernte er die Natur, die Einfachheit und Aufrichtigkeit lieben, die sein Leben und seine Gedichte charakterisieren. Wie so viele Schriftsteller vor 1848, trat auch er in eine Schauspielertruppe ein, nahm dann am Befreiungskriege teil und wurde zur Buße in ein österreichisches Regiment nach Italien geschickt. Er liefs sich dann in Pest nieder und lebte kümmerlich von seiner Feder. Es war eine in sich geschlossene, traurige Natur, unzufrieden mit sich und der Welt. In seinen Gedichten ist der Himmel immer umwölkt, die Luft mit Gewitterstürmen erfüllt. Die Schwächen des menschlichen Herzens werden mit großer Bitterkeit aufgedeckt. Verkannt und stolz erhebt er sich wie ein Adler in die Lüfte; dieser Vogel in seiner Einsamkeit wurde sein Symbol. Er liebt in seinen Liebesliedern das Außerordentliche, Schreckliche, Geheimnisvolle, aber auch das Erhabene. Seine Klagen ertönen in ganzen

Zyklen (Seufzer, Liebesfluch, Ginas Andenken), die eine feurige Leidenschaft beseelt. Er erzählt darin seine fingierten oder reellen Verhältnisse. Sein Herz ist nicht für das stille, ruhige Vergnügen geschaffen; er will keinen Engel, sondern einen Dämon als Buhlen. Gina wie Rosamunda, Arviola wie Ida sind von erhabener Schönheit, doch falsch und verschmitzt; ihr kaltes und grausames Wesen verursacht eine wahre Höllepein. Auch in seinen patriotischen Liedern zeigt er sich als Pessimist; während der Reaktion spricht er in Allegorien (Die Wachenden, Lusitanisches Lied); der Ausgleich erregt seinen Zorn, er verspottet diejenigen, die nicht ausharren wollten, um dem Lande seine vollständige Unabhängigkeit von Österreich zu sichern. In seiner Unzufriedenheit wünscht er in der Waldeseinsamkeit zu leben, wo er seine Kindheit zubrachte, allein, wie der Aar, zu hausen, um sein Leid zu vergessen.

Vajda schrieb auch längere Gedichte, zwei anmutige Märchen (Der traurige Wanderer, Abel und Aranka), moderne Liebesromane in Versen (Begegnisse, Alfreds Roman), welche in aller Länge und nicht immer in künstlerischer Form die Wunden zeigen, die eine Kokette einem fühlenden Herzen schlagen kann. Der Vortrag ist abgerissen, einige Teile sind gelungen, aber die Komposition ist mangelhaft. Triviale und Komisches wechseln mit herzerreisenden Klagen: die innere Harmonie fehlt.

---

Die Lyrik der letzten dreißig Jahre zeigt eine große Mannigfaltigkeit. Wohl fehlen die leitenden Geister, doch gibt es große Künstler des Rhythmus, schöne Talente, welche den Pulsschlag der Zeit fühlen und in herrlichen Liedern wiedergeben. Keiner von ihnen ist ausschließlich Nachahmer Petöfis oder Arany's, dieser zwei Geistesheroen, die noch immer die lyrische Poesie beherrschen; sie nähern sich jedoch bald dem einen, bald dem anderen in Sprache und Versmaß; jedoch trachtet jeder, seine Individualität zu bewahren. Ein besonderer Zug der Lyrik Jung-Ungarns ist, daß sie das Auge stets aufs Ausland — besonders Frankreich und Deutschland — richtet, die verschiedenen Wandlungen des Geschmacks beobachtet, sie für die Heimat fruchtbar macht und eine ganz besondere Aufmerksamkeit der Schattierung, der Nüance des poetischen Ausdrucks, der Wahl der Epitheta

schenkt. Die Rhythmen werden mannigfaltiger, der Ausdruck gesuchter. Auch auf die Wahl der Gegenstände übt die europäische Strömung ihre Wirkung. Der ausschliesslich nationale Inhalt, der die frühere Lyrik derart charakterisiert, daß ein Kritiker sagen konnte, sie sei der Spiegel der magyarischen Geschichte, ist nicht mehr die Regel. Mit dem Ausgleich (1867) trat Ungarn in seine Rechte; es ist demnach der jüngeren Generation nicht zu verargen, wenn sie die patriotische Klage seltener ertönen läßt. Es gibt jedoch kaum einen Lyriker, der nicht auf vaterländischem Boden fußt, der nicht hier und da der großen Daten der Heimatsgeschichte — besonders des 15. März 1848 und der Episoden der Revolution — gedächte, den Manen Rákóczis oder Kossuths nicht die ihnen gebührende Verehrung zollte. Einige schreiben sogar Kurutzenlieder, als ob der Kampf zwischen Österreich und Ungarn ewig dauern müßte. Die Lyriker Jungungarns sind demnach gute Patrioten; sie drücken jedoch neben den nationalen Bestrebungen auch allgemeine, mehr menschliche Gedanken aus. Das moderne Leben ergreift ihre Seele mehr als die ihrer Vorgänger, die in erster Reihe die nationale Selbständigkeit anstrebten. Zu den drei herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts: Freiheit, Gleichheit und Nationalität, gesellt sich die soziale Frage, deren Lösung auch für Ungarn von hoher Bedeutung ist. Und welches Dichtergemüt kann sich ihr verschließen? »National« und »allgemein menschlich« bildet demnach das Feldgeschrei, und je nachdem die eine oder die andere Richtung bei demselben Dichter vorwiegt, wird er als Nachfolger der magyarischen Tradition oder als Kosmopolit betrachtet.

Mit dem Jahre 1867 beginnt für Ungarn das moderne Staatsleben. Der Eintritt in die großen Kulturstaaten wird auf allen Gebieten angestrebt; die Gegenwart wirft Probleme auf, deren Lösung für den magyarischen Stamm von größerer Wichtigkeit ist als die Erinnerung an nationale Heldentaten und Legenden. Deshalb tritt bei vielen Dichtern das moderne Leben in den Vordergrund. Dies zeigt sich kurz nach dem Eintritt des Dualismus in den Werken Ladislaus Aranys (1844—1898). Er war der Sohn des großen Dichters und hatte vom Vater die Meisterschaft in Sprache und Rhythmus geerbt. Die beiden Werke seiner Jugend: »Die Hunnenschlacht« (1874) und »Der

Held der Fata Morgana« (1872) bezeichnen einen Wendepunkt in der ungarischen Dichtung. Der Vater besang den Kampf zwischen Attila und Buda, der Sohn, von Kaulbachs Gemälde angeregt, verlegt die Hunnenschlacht in unsere Tage. Will das zu neuem Leben erwachte Magyarentum endgültig von seinem Lande Besitz nehmen und daselbst gedeihen, so muß es die modernen Errungenschaften der Wissenschaft benutzen, um nicht vom fremden Elemente auf eigenem Boden besiegt zu werden. In alten Zeiten kämpfte der Hunne gegen den Goten, dann der Magyare gegen den Österreicher; »uralt ist dieser Kampf schon, uralt und sonder Ende«. Heute jedoch stellt er sich in der Form des ökonomischen Wettstreits dar. Der Ungar darf nicht mehr »mit teuren Gastgelagen Europas Staunen« erregen; wie er früher sein Land mit dem Schwerte verteidigte, muß er jetzt mit den Waffen der Wissenschaft das Feld behaupten. Pathos und Humor wechseln in diesem Gedichte; sie finden sich auch, mit stark satirischen Zügen gemengt, in dem andern Gedicht: »Der Held der Fata Morgana«, d. h. der Täuschungen. In der Person des Blasius Hübele zeichnet der Dichter die Hauptzüge des ungarischen Charakters: das schnelle Auflodern der Begeisterung für schöne Ideen, aber auch den Mangel an Ausdauer und Willenskraft. Er ist auch das Bild der ungarischen Jugend nach dem Ausgleich, wo so viel Energie nötig gewesen wäre und nur wenige den Anforderungen entsprechen konnten. Hübele ist der Idealist, der in unserem realistischen Zeitalter verkommen muß, weil er immer die praktische Seite des Lebens vernachlässigt.

Diese zwei Dichtungen berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, jedoch hörte Arany früh zu schreiben auf; er spielte eine bedeutende Rolle im ökonomischen Leben seines Vaterlandes, übersetzte einiges aus Shakespeare, die gelehrten Frauen Molières und Lermontoff, besorgte die Drucklegung der Werke und der Korrespondenz seines Vaters. Jüngere Kräfte traten in den Vordergrund. So Emil Ábrányi (geb. 1850), der sowohl auf dem Gebiete der Übersetzung als in seinen originalen Gedichten Vorzügliches geleistet hat. Die Grundidee seiner Lyrik ist ein großer Stolz gegenüber den Mächtigen des Tages, ein Hohnsprechen und Verachten dessen, was bloß durch Geburt oder Zufall an die Spitze der Gesellschaft gestellt ist. Sein »König Krampus«, »Der Chor der Lakaien«, »An meinen Sohn«, »Der

Lautner vor dem Höfling«, »Der römische Sänger an die römische Jugend« und noch viele Dichtungen geben diesem Stolz, diesem Freiheitssinn beredten Ausdruck. Die Sprache und die Handhabung des Verses ist bei Ábrányi überall musterhaft; er hat in dieser Hinsicht von den französischen Romantikern und Parnassians viel gelernt. Ábrányi schrieb auch Volkslieder, Kalvarienlieder, in denen meist der Messias zu den Pharisäern alter und neuer Zeit in Gegensatz gestellt wird. Die Victor Hugosche Antithese ist dem magyarischen Künstler zur zweiten Natur geworden; er handhabt sie mit großem Geschick. Einige allzu starke Ausfälle gegen Könige und Potentaten, die ihre Untertanen in der Schlacht zu Tausenden opfern, erklären sich aus der Friedensliebe des Dichters, dem jedes unnötige Blutvergießen ein Greuel ist.

Seine Liebeslieder feiern seine treue Gefährtin, den heimatischen Herd, seine Kinder. Er vergißt auch das Vaterland nicht, obwohl seine Lyrik mehr europäisch als magyarisch gefärbt ist. Er verherrlicht den Boden, der ihn geboren, die Sprache, die er spricht, Kossuth, Petöfi, sein höchstes Ideal, den 15. März, der das Kastenwesen abgeschafft und aus den verschiedenen Ständen eine Nation geschmiedet hat. Das Schicksal des Volkes, der Armen und Unterdrückten, findet in ihm seinen begeisterten Vorkämpfer.

Alexander Endrödi (geb. 1850) ist nach Petöfi der größte Meister des Liebesliedes. Von seinen »Zikadenliedern« (1876) bis zu seinem letzten Bande »Zu Gott« (1901), welche Fülle schöner Gedichte an die Geliebte, die endlich seine Frau wurde! Bemerket man in den ersten Sammlungen den Einfluß Heines, den Endrödi meisterhaft übersetzt hat, so wird der Dichter später selbständig. Seine freien Rhythmen, der Glanz seiner Bilder, die Harmonie seiner Sprache machen diese Lieder, wenn sie auch wenig volkstümlich sind, zu den Perlen der Poesie. Oft versetzt er uns in den Orient, wohin er so gerne seine Geliebte geführt hätte. Statt in den farbenreichen Orient konnte er sie bloß in eine kleine Provinzstadt führen, wo er als Professor lange Jahre im Joch lebte. Endlich wurde er befreit, dann aber zog der Kummer in sein Haus. Sein ganzes bewegtes Leben besingt Endrödi in seinen Liedern, bald in tiefster Glut brennend, bald zart und tändelnd. In seinen »Geschichten und Andenken« erzählt er in Tompas Manier, doch bedeutend künstlerischer,

einige Sagen, die sich meist auf den Plattensee, »das ungarische Meer«, beziehen. Das Meer, als Symbol der Freiheit, zog den Dichter an. Er besingt es wie Heine in prachtvollen Rhythmen. Endrödi hält sich vom Volkstümlichen ziemlich fern; seine Versmache sind fürs Volk zu künstlich, der Patriot jedoch verleugnet sich nie bei ihm. Er unternahm es sogar, die schönsten Kurutzlieder in ein modernes Gewand zu kleiden, alte Motive der Freiheitskämpfe zu benutzen und so ein Bändchen zu geben, welches den in letzter Zeit so starken Rákóczikultus bedeutend förderte.

Mit Josef Kiss (geb. 1843) kommt das jüdische Element in die ungarische Lyrik. Nicht als ob er bloß Ghettoesgeschichten bearbeitet hätte, er ist vielmehr in den meisten seiner Gedichte und Balladen stockmagyarisch, hat jedoch einige Züge des magyarischen Judentums verewigt. Kiss hatte in seiner Jugend viel zu leiden; er konnte seine Studien nicht beendigen und lebte elend als Dorflehrer. In so manchem seiner Gedichte ertönt die Klage über dieses Elend. Seine ersten Werke wurden kaum beachtet; erst Toldy wurde im Jahre 1875 auf seine Ballade »Judith Simon« aufmerksam. Später kam die Anerkennung und der Erfolg; er wurde ins Deutsche übersetzt und vom Wiener Hofschauspieler Lewinski überall deklamiert. In dem kleinen Bande, der seine sämtlichen Gedichte enthält, finden sich einige der schönsten Perlen der ungarischen Lyrik. Man fühlt, daß hier ein originaler Geist, über den die Inspiration nur selten kommt, mit heißem Bemühen die Ballade des modernen Lebens geschaffen hat. Man stellte auch Kiss anfangs zu den Nachahmern Arany; er ist vielmehr sein Fortsetzer. Seine aus dem ungarischen Bauern- und Judenleben genommenen Stoffe führen nicht in die Vergangenheit; sie zeichnen in markigen Zügen die Gegenwart und entwerfen in einigen Strophen ein ganzes Schauerdrama. »Die gefangene Frau«, »Judith Simon«, »Die schöne Frau Bató«, »Katarina Kerekes«, »Szomor Dani«, »Agnes Roboz«, »Die Tochter des Knesen Lazar«, »Die Burgfrau von Gedövár« sind die besten Balladen, die seit Arany geschrieben wurden. Der ungarische Typus ist mit Wahrheit und Innigkeit dargestellt, die nur daraus erklärbar ist, daß Kiss seine Jugend auf dem Dorfe zubrachte. Das Genrebild »Fräulein Adelgunde« ist in jedem Zuge vortrefflich. Führt uns Kiss in den Orient

oder nach Neapel, so weiß er seinen Gedichten neue, hellere Farben zu leihen. Seine Liebeslieder sind minder gelungen; er hat deren auch nicht viel. Das Elend der Kurtisane, im Baudelaire'schen Sinne gehalten, ist in »De profundis« ergreifend dargestellt. Höher erhebt er sich in seinem »Jehovah«, einem wahren Meisterstück, in dem das orthodoxe Judentum demjenigen des Fortschritts entgegengestellt wird. Kiss fühlt auch den Pulsschlag seiner Zeit; er zeigt es in der »Nähmaschine«, dieser ergreifenden Idylle des kleinbürgerlichen Lebens, und besonders im »Feuer«, wo er die Gefahren, mit denen die veränderten Verhältnisse des Arbeiterlebens die Gesellschaft bedrohen, in packenden Bildern darstellt. Der jüdische Dichter zeigt sich besonders in seinen »Festtagen«, wo er alte hebräische Motive mit moderner Anschauung aufarbeitet.

Ein viel bestimmterer Nachahmer Arany's in der Ballade ist Ludwig Tolnai (1837—1902), dessen Balladen, Romanzen und Volkslieder in den sechziger Jahren großes Aufsehen erregten. Wie Arany fustet er auf der Volkspoesie, er kannte jedoch auch die altenglischen, dänischen und schwedischen Balladen, von denen er so manche übersetzte. Seine Verskunst erreicht wohl nicht diejenige des Meisters, sie schmeichelt sich aber ins Ohr und gebraucht meist volkstümliche Wendungen. In manchen Stücken trifft er vortrefflich den Ton der Volksballade. Seine Liebeslieder sind einfach und sprechen zum Herzen. Tolnai, der zuerst Lehrer, dann Pastor war, konnte wegen seines freien, barschen Wesens in keiner Stellung Zufriedenheit und Genugtuung finden. Obwohl er ein tüchtiger Kanzelredner war, mußte er seine Pfarre aufgeben und lebte dann kümmerlich in der Hauptstadt. Neben seinen Gedichten veröffentlichte er eine ganze Reihe Romane und Novellen, die meist die häßliche, finstere Seite des Lebens zeigen. Er zeichnet nur solche Charaktere, die, wie er, im Leben scheitern, sei es durch ihre eigenen Fehler, sei es durch die Ränke ihrer Umgebung. Seine letzten Gedichte sind ebenfalls vom Zorne, von der Verachtung der ihm unausstehlich gewordenen Kleinstadt eingegeben und verspottet unbarmherzig die Spielsbürger, die dem Dichter das Leben verbitterten.

Arany's Sprache und poetische Anschauung nahm sich auch Andor Kozma (geb. 1861) zum Muster. Er ist der beste

Satiriker der heutigen Generation. Genauer Kenner der Volkseele und Volkssprache, stimmt er das Lob des ungarischen Bauern an und singt Lobeshymnen auf die Arbeit und die Ehrlichkeit. Jedoch in seinen »Zeitbildern«, besonders in den »Satiren« (1898), schwingt er die Geißel des Spottes. Die faule, arbeitsscheue Gentry, die Gebrechen des hauptstädtischen Lebens und der parlamentarischen Regierung, die Reichstagswahlen, der bewaffnete Friede, die Sozialisten aller Art, die Geldheiraten, selbst die Mängel des Unterrichtswesens erregen seinen Spott, der sich jedoch nicht mit Juvenalschem Grimm, sondern mit einem wohlwollenden Humor ergießt. Er ist auch ein tüchtiger Feuilletonist, der unter dem Namen Andronicus mit vieler Schärfe seine Zeitgenossen geißelt. Seine Übersetzungen aus Béranger und Hartmann sind vorzüglich.

Julius Vargha (geb. 1853), Sekretär der Kisfaludy-Gesellschaft, hat bloß ein Bändchen »Lieder« veröffentlicht, die ihn als Meister des kurzen Liebesliedes in Petöfischer Manier zeigen. Es sind Tränen, die hier kristallisiert sind. Der Seufzer kommt tief aus dem Herzen und ergießt sich in schönen Rhythmen, Einige dieser Stücke gehören zu den schönsten Schöpfungen. Will man jedoch Varghas Talent richtig beurteilen, so muß man seine Gedichte, die in der »Budapesti Szemle« und in den Annalen der Kisfaludy-Gesellschaft erscheinen, lesen. Seine Ode an Vörösmarty, sein Tinódi, sein Rückblick auf seine Laufbahn zeigen überall den Meister der Form, tiefen Gehalt und eine hohe Würde. Diese Meisterschaft bewährt er auch in seinen Übersetzungen der deutschen und französischen Dichter.

An Petöfis intime Lyrik erinnerten die ersten Werke Michael Szabolcskas (geb. 1864). Er ist Landpastor. Aus Genf und Paris sandte er seine ersten Lieder in die Heimat, die sofort Aufsehen erregten. In seinen Gedichten feiert er die calvinische Lehre, besingt jedes Fest des Jahres und drückt in seinem »Moses« »Auf dem Grabe Calvins« philosophische Gedanken in höchst einfacher, anmutvoller Sprache aus. Seine »Stimmungen« und neueren Sammlungen entrollen prachtvolle Naturbilder; einzelne Stücke, z. B. »Im Grand Café«, wo in aller Kürze sich das höchste poetische Schaffen zeigt, haben mit Recht Bewunderung erregt.

Aufs Land, besonders in dasjenige der Székler, führt uns



auch Ödön Jakab (geb. 1854), der in seinen Gedichten »Stimmen aus der Jugend«, »Sommer«, »Hirtenfeuer« voll Mafs und Ruhe schöne Volksszenen, patriotische Mahnungen, Anekdoten aus dem Bauernleben bietet. Seine Art erinnert an diejenige Tompas: zart, sentimental und innig, Verehrer der Natur, der stillen Beobachtung und der Träume, doch auch voll Glut und Feuer, wenn er seine Geliebte, Rosa, besingt. Die Sprache ist überall volkstümlich, doch rein; die Rhythmen einschmeichelnd, ungekünstelt. Nach Gergei schuf er seinen »Argyrus«, ein reizendes poetisches Märchen, und versuchte es, wie Gyulai, die Sage von »Szilágyi und Hajmási« zu modernisieren.

Zwei jung verstorbene Lyriker, Ludwig Bartók (1851 bis 1902) und Julius Reviczky (1855—1889), mögen die Reihe der Lyriker Jungungarns beschließen. Bartók war ein stark poetisches Temperament, auf den jedoch die momentane Stimmung den meisten Eindruck machte. Er überlegt und grübelt wenig. Als Herausgeber eines oppositionellen Blattes liefs er anfangs in wöchentlichen Gelegenheitsgedichten seine oft ungerecht dreinschlagende Geißel fühlen. Er strebte jedoch nach höheren Erfolgen. Er gab mehrere Bände (»Wachtfeuer«, »Waldrauschen«, »Hoffnung und Erinnerung«) heraus, in denen er patriotische und Liebeslieder voll Feuer und männlicher Würde bot. Besonders gefielen seine »Karpathenlieder«, die Silberstein, dieser geistvolle Vermittler Jungungarns mit dem Auslande, ins Deutsche übersetzte. Wie Petófi das ungarische Tiefland, so verherrlicht Bartók in reizenden Beschreibungen die Gebirge seines Vaterlandes. Als Dramatiker schuf er einige Lustspiele in Versen und erntete besonders großen Beifall durch seine historischen Dramen.

Reviczky wird gewöhnlich als der Pessimist der modernen Lyrik betrachtet. Er war es aber nicht von Natur. Schwere Kämpfe hatte er schon von Jugend auf zu bestehen. Arm und verlassen, verdiente er sich sein Brod als Journalist; seine ersten Werke wurden kaum beachtet, denn er hatte nichts vom nationalen Charakter und hielt sich vom Volkstümlichen immer fern. Seine Liebe war unglücklich. Als er dann später sowohl in der Presse als bei den Lesern Anklang fand, fiel er einer tückischen Krankheit zum Opfer. Der Band, in dem sein Freund Koroda seine gesammelten Dichtungen herausgab, enthält aufer den Liebesliedern an Emma meist Betrachtungen über das menschliche

Schicksal, über seine eigene Not, pessimistisch angehauchte Betrachtungen über das Leben, Zweifel und philosophische Grübeleien. Er gab ein wahres Meisterstück in seinem »Tode Pans« und verfocht mit Geist die »kosmopolitische« Richtung in der Litteratur.

Noch zahlreiche Sänger lassen ihre Stimme im ungarischen Dichterwald vernehmen; wir können hier nicht allen das gerechte Lob zuteil werden lassen und verweisen auf die schöne deutsche Anthologie einer talentvollen Dichterin, Irene H. Cserhalmi, die auch aus den jüngeren und jüngsten Lyrikern Proben gibt. (Ungarischer Dichterwald, 1897.)

## II. Das Theater.

Die Revolution hatte das rasche Aufblühen der Bühne ins Stocken gebracht. Die Romantiker, welche bis 1848 mit mehr oder weniger Geschick als Mitkämpfer der liberalen Ideen wirkten, mußten nun verstummen. Die einen waren tot, die anderen wanderten ins Exil, Szigligeti allein blieb in der Hauptstadt. Jedoch war während der Reaktion jedes freie Wort auf der Bühne verboten; Polizei und Zensur überwachten sie. Unter diesen Umständen nährte sich das Theater meist von Übersetzungen französischer Lustspiele und Dramen, die keinen Anstoß erregen konnten. Bis zum Ausgleich beherrschten dieselben fast ausschließlich die Bühne; die ungarischen Dramatiker lernten aus ihnen ihre Stücke aufbauen. Das Theater wurde aber immer prosaischer. Da trat mit Eugen Rákosi und seiner Schule um 1866 ein radikaler Umschwung ein. Das Publikum sehnte sich nach Poesie auf den Brettern. Sie kam mit Rákosis »Aesop« und Dóczis »Kufs«, und in ihrem Gefolge traten die jüngeren Kräfte mit schönen Leistungen auf. Die starke soziale Umwälzung, die der Dualismus herbeiführte, fand auf dramatischem Gebiete seinen beredten Ausdruck in Gregor Csiky, dem Schöpfer des sozialen Dramas. Seit seinem Tode fehlt zwar der leitende Geist, doch gibt es begabte Jünger, die seinen Spuren folgen und auch das historische Drama pflegen. Die Dramatiker bilden heute eine kompakte Gruppe. Durch den nationalen Geist begünstigt, nehmen sie nach und nach den Platz ein, den früher ausländische — besonders französische — Schriftsteller behauptet hatten. Lange begnügte sich die Hauptstadt mit zwei Theatern, heute gibt es deren sechs, und überall trachten die einheimischen

Kräfte, die fremde Produktion zu verdrängen. In den meisten Fällen gelingt ihnen dies auch, obwohl auf der ersten Bühne des Landes, dem National-Theater, die Begünstigung einheimischer Talente in den letzten Jahren keine größeren Erfolge erzielt hat.

Während der Reaktion bleibt noch immer Szigligeti die Stütze des Theaters, doch verwandelt sich der Romantiker in einen Lustspieldichter, der teils Scribe, teils Augier nachahmt. Das Publikum, welches meist aus der Jugend, den Bürgern und dem Volke bestand — die höheren Schichten hatten sich auf ihre Landgüter zurückgezogen oder lebten in der Fremde —, wollte im Theater einen heiteren Abend genießen. Szigligeti lieferte Stück auf Stück; teils feinere Lustspiele wie »Die Mutter« (1857), in der die Herrschsucht der Schwiegermütter und ihre Tyrannei gegen die Schwiegersöhne drastisch dargestellt wird; »Es ist nicht alles Gold, was glänzt« (1858), ein Bild des sparsamen Landadvokaten, der durch seine Frau während des Karnevals zu unnötigen Ausgaben gezwungen wird, um seine Töchter unter die Haube zu bringen; »Weiberherrschaft« (1862), welches durch den Kontrast zweier Paare sowie durch die Charakterzeichnung zweier Pantoffelhelden wirkt, die endlich ihr Joch abschütteln; teils mehrere Volksstücke. Durch seine unermüdliche Tätigkeit flößte er seinen Genossen Mut ein; trotz der mißlichen politischen Lage widmeten sich mehrere dem Theater, das als einzige nationale Institution unter den Trümmern stehen blieb. Einer dieser Dramatiker, Ludwig Kövér, sagt im Vorwort zu seinen Werken:

»Die Zeit, in der ich diese Laufbahn einschlug, war der strenge Winter der ungarischen Litteratur, das Dämmern nach einer langen, qualvollen Nacht; nur die tollkühne Hoffnung konnte an eine künftige Wiedergeburt glauben, doch eine innere Stimme sagte uns, daß man wohl eine Zeitlang die Nation einschläfern, sie sogar in Lethargie versenken, aber nie gänzlich vernichten könne. Es gehörte Mut dazu, gegen solche schweren Verhältnisse anzukämpfen; denn wenn andere Nationen ihre Schriftsteller auszeichneten, konnten wir Magyaren bloß auf die stille Billigung einer winzigen Minorität und auf die Spötteleien unserer Bedrücker rechnen. Sie lachten unserer Werke, wie der Kerkermeister das Schnitzwerk seines Gefangenen verlacht, das dieser im Finstern und ohne gehörige Werkzeuge, bloß mit Hilfe einiger Knochen, verfertigt hat.«

Es ist demnach nicht zu verwundern, daß von den 200 Stücken, die der emsige Historiker des ungarischen Theaters, Joseph Bayer,

In dieser Periode (1850–1867) zählt, nur wenige höheren Anforderungen entsprechen. Es war meistens Nachahmung, flüchtige, auf einige Vorstellungen berechnete Arbeit. Zu den zünftigen Dramatikern gesellten sich damals auch Lyriker, wie Coloman Tóth, gefeierte Romandichter, wie Jókai, der mit »Dalma«, »Manlius Sinister«, »Georg Dózsa« und besonders durch die patriotischen Anspielungen seiner »Märtyrer von Szigetvár« (1860) großen Beifall erntete.

Von den vielen Dramatikern seien hier nur drei erwähnt: Ludwig Kövér (1825–1863), Josef Szigeti (1822–1902) und Ludwig Dobsa (1824–1902), die neben Szigligeti die besten Stücke verfaßt haben. Kövér wurde der ungarische Scribe genannt; er nimmt sich den Franzosen in seinen zahlreichen Lustspielen zum Muster; die besten davon sind »Treue aus Untreue« (1856) und »Eroberung auf dem Dorfe«. Das erstere zeigt in Túhegyi, ehemals Nadelberg, den neuen Gutsherrn, der für billiges Geld ein adeliges Gut gekauft hat — sie waren nach der Revolution durch Konfiskation wohlfeil geworden — und der in den nun emanzipierten Leibeigenen nicht die Ehrerbietigkeit findet, die dem Gutsherrn gebührt. Seine Tochter hingegen liebt das Volk und die Poesie und will nur einen Dichter zum Gemahl. In der »Eroberung auf dem Dorfe« entspringt die Komik nicht der Situation, der Verkleidung und den Irrtümern, sondern den Charakteren. Der Gegensatz zwischen der großen Kokette der Hauptstadt, zu deren Füßen die Liebhaber schmachten, und dem einfachen, naiven, aber resoluten Dorf Mädchen ist mit viel Geschick herausgearbeitet. Kövér schrieb auch Dramen, die ebenfalls nach französischem Muster gearbeitet sind, doch noch heute den Leser stark ergreifen: »Armut und Reichtum« (1855), »Celestine« (1856), »Die schöne Marquise« (1857). Das erste Stück ist zu didaktisch gehalten; doch ist der Wettstreit des Adligen mit seinem Sekretär nicht ohne Kraft gezeichnet. — Celestine ist die Zirkusreiterin, die einen schwachen, doch liederlichen Lebemann, Gerlei, in ihren Krallen hält. Ihrethalben vernachlässigt er seine Braut; Celestine will sich jedoch nur rächen, weil Gerlei ihre Schwester verführt hat; diese Rache gelingt ihr auch vollständig und wird höchst dramatisch dargestellt. »Die schöne Marquise« ist nach einer Novelle Balzacs (Die Herzogin von Langeais) gearbeitet und stellt die Koketterie der Marquise

mit einem General, der in Algier gedient hat und in Liebessachen keinen Spafs versteht, in sehr melodramatischer Art dar. — Kövér war ein dramatisches Talent; doch ereilte ihn der Tod, als er sich eben von den fremden Einflüssen zu befreien suchte.

Szigeti war zeitlebens Schauspieler; er kannte also die Bühne und die Fäden, wodurch man die Knoten schürzt. Er zeichnete sich durch ein natürliches, wahres Spiel aus; dies sind auch die Vorzüge seiner Stücke. Wie Szigligeti ist er reich an Erfindungen und komischen Einfällen. Er stellt besonders das einfache Bürgerleben dar. Zuerst pflegte er das Volksstück und hatte so viele Erfolge, wie sein Meister Szigligeti; er zog aus Eötvös' Roman »Der Dorfnotar« seinen »Viola«, der viele Tränen fließen liefs. Ins höhere komische Fach gehören »Das Ehrenwort«, welches vom Nationaltheater gekrönt wurde (1856), und die »Landleute«, ein Genrebild aus dem guten, einfachen Provinzleben.

Dobsa kann als Fortsetzer des vormärzlichen romantischen Dramas betrachtet werden; er verfalste auch einige Lustspiele. Er war anfangs Schauspieler, kam dann nach Paris, wo er Zeuge der Februar-Revolution war, die auch seinem Vaterlande die Freiheit bringen sollte, führte die ungarische Deputation vor Lamartine, kehrte während der Revolution zurück und nahm an ihr teil. Nach einer sechsmonatigen Kerkerhaft begann er fürs Theater zu schreiben. In seinen Komödien steht er stark unter französischem Einflufs, nicht blofs, was die Charaktere, sondern selbst was den Dialog anbelangt. Sein »Komödienstoff« ist eine feine Arbeit, die jedoch blofs heitere Szenen bietet; der Gesamteffekt verschwindet. Er leistete Besseres auf dem Gebiete des Dramas. »Leichtsinn oder der Marquis von Brumon« zeigt schon im Titel die Pariser Fabrik; der Gegenstand erinnert an Obernyiks »Magnat und Bauer« und zeigt, wie der Bürger den Adeligen zugrunde richtet, weil dieser seine Schwester verführt hat. Das beste Stück Dobsas ist »Ladislaus IV.«, genannt der Kumanier, auf den der Reiz der schönen Kumanierinnen eine besondere Anziehungskraft übte. Schon Alexander Kisfaludy und Garay hatten die Liebesgeschichten und das tragische Ende dieses Arpadenkönigs dramatisiert, keiner jedoch mit so viel Kraft wie Dobsa, bei dem wir die moralische Stärke der wahren Liebe, die die Seele reinigt, in packenden Szenen dargestellt finden.

Noch während der Reaktion legte Johann Arany der Kisfaludy-Gesellschaft ein dramatisches Gedicht vor, das seinen Verfasser sofort zu den großen Dichtern seines Landes gesellte. Es war »Die Tragödie des Menschen« von Emerich Madách (1823—1864), ein Stück, das mehr mit der Philosophie als mit dem Theater zu schaffen hat. Das Gedicht steht in keinem Zusammenhange mit der Entwicklung der ungarischen Bühne, zeigt jedoch, daß der magyarische Geist, wenn er allgemein menschliche, jedem zugängliche Gegenstände behandelt, sich hoch emporschwingen kann. Ästhetiker wie Vischer haben das Werk als eine gewaltige Geistesstat erklärt, auf die die ungarische Litteratur mit vollem Recht stolz sein darf; in Frankreich wird dasselbe auch hochgehalten. Die ungarischen Ästhetiker haben mit Aufwand von vielem Wissen reichen Stoff zu dessen Beurteilung geliefert, und der große Kommentar Morvays behandelt es, wie es in Deutschland mit Goethes Faust geschieht. Seit 1883 wird das Stück in der Bearbeitung Paulays auch gegeben, und in Deutschland wurde es ebenfalls mehreremal aufgeführt.

Madách war von Haus aus kein Schriftsteller. Er stammte aus einer altadeligen Familie, verlor frühzeitig seinen Vater und wurde von einer geistesstarken, zart fühlenden Mutter erzogen. Sein träumerischer, zum Grübeln und Nachsinnen neigender Charakter entwickelte sich im väterlichen Schlosse des Nógrader Komitats. Nachdem er seine juristischen Studien in Pest beendet hatte, kam er in sein Komitat zurück und nahm am politischen Leben einigen Anteil. Hier fand er einen treuen Freund in Paul Szontágh, einen klaren, zur Satire neigenden Geist, der über das Wesen der Komitate wie Eötvös dachte. Szontágh ist in diesem Bunde der Realist, Madách der Idealist. Einige Züge Lucifers in der »Tragödie des Menschen« sind seinem kaustischen Charakter entnommen. Die Freunde schrieben zur Ergözung eine Reihe beißender Epigramme unter dem Titel: »Nógrader Bildergalerie«, die von Hand zu Hand ging, jedoch nicht veröffentlicht wurde. Ebenso schrieb Madách bloß für sich seine Dramen: »Mann und Frau«, ein Gegenstück zu Sophokles Trachinierinnen; denn bei Madách ist es Jole, die Herakles betrügt; »Die letzten Tage Csáks«, ein Stück, das er später umarbeitete und Csák, den Gegner der Anjou in Ungarn, als Vertreter der ungarischen Freiheit verherrlichte; ferner »Königin

Marie«. In allen diesen Stücken herrscht die Reflexion und das Symbol.

Im Alter von 22 Jahren heiratete Madách ein Mädchen aus der Provinz, die ihren Mann nicht verstand und nur an Tanz und Unterhaltung dachte. Madách fühlte sich anfangs glücklich; einige lyrische Gedichte zeugen davon. Er lebte zufrieden im Kreise seiner zwei Kinder, als die Revolution ausbrach. Wie für so viele Schriftsteller, war sie auch für ihn verhängnisvoll. Er verlor seinen Bruder, seine Schwester wurde von den Walachen niedergemetzelt; er selbst wurde nicht behelligt, da er keinen aktiven Anteil am Aufstand genommen hat. Er hatte jedoch dem Sekretär Kossuths Obdach gewährt und wurde deshalb im August 1852 eingekerkert. Im Gefängnis wurde ihm noch das Leben durch die Briefe seiner Frau verbittert, die ihm fortwährend Vorwürfe machte, sich über ihre Schwiegermutter beklagte und Geld verlangte. Dabei gab ihr Benehmen zum Tadel Anlaß. Als der Dichter nach neunmonatiger Haft freigelassen wurde, war die Scheidung unvermeidlich. Sie fand im Jahre 1854 statt. Madách behielt die Kinder, und »Eva, schön, jedoch ohne moralischen Halt«, sank immer tiefer. Der Dichter suchte Trost in historischen und philosophischen Werken, las besonders fleißig die Werke Humboldts und verfasste zwischen 1859 und 1860 das Stück, das seinen Namen unsterblich machte. In demselben Jahre, wo er Arany bat, es zu lesen — der große Dichter verbesserte es bedeutend in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht —, wurde Madách Abgeordneter, gehörte zur Partei Tizsas, die Deák gegenüber die vollständige Autonomie Ungarns verlangte. Drei Jahre nachher erlag er einem Herzleiden. Außer den schon erwähnten Stücken schrieb er noch eine aristophanische Komödie gegen das Bachsche System: »Der Zivilisator«, ferner eine Allegorie »Moses«, ein biblisches Stück voll Anspielungen auf die ungarische Freiheit und dessen Schöpfer Kossuth. In seinen lyrischen Gedichten herrscht ebenfalls die Reflexion; der Tod erscheint ihm als der größte Schöpfer der Weltharmonie. Einige seiner Gedichte, besonders die patriotischen, können mit denjenigen Vajdas verglichen werden. Hätte er jedoch nicht die »Tragödie des Menschen« geschrieben, so wären alle diese dramatischen und lyrischen Versuche heute unbekannt, denn es sind bloß Vorarbeiten zu seinem Meisterwerk. Dieses, »die edle Frucht eines

vielgeprüften Lebens«, ist die poetische Demonstration des Schopenhauerschen Satzes, daß die Universalgeschichte der Alp der Menschheit ist. Jede Epoche hat ihr Ideal, das jedoch bloß Enttäuschung erzeugt; jede Generation verfolgt Fantome, ohne ihr Glück zu finden. In neun geschichtlichen Bildern zeigt uns dies der Dichter in konkreter Gestalt.

Nachdem Adam vor Lucifer den Wunsch ausgesprochen hat, die Geschicke seiner Nachkommenschaft zu sehen, verfällt er in Schlaf und sieht sich im Traume zuerst als Pharaon, den unbeschränkten Herrscher von Millionen Sklaven, dessen Pyramiden jedoch nach Jahrtausenden im Sande halb begraben werden. Diesen Millionen, die für einen arbeiten, will er die Freiheit geben. Das Volk erlangt sie in Athen, wird jedoch von Demagogen gegen die besten Patrioten aufgestachelt. Adam-Miltiades wird, nachdem er sein Vaterland von den Persern befreit hat, verurteilt. »Wozu auch sollt' ein glühend Herz sich sehnen nach Hoherhabenem?« Die Menschheit hasche bloß nach Genüssen! Rom, seinem Untergang nahe, zeigt uns diese Menschheit in Trinkgelagen. Jedoch inmitten des Verfalls wird der neue Glaube durch Petrus gepredigt. Die alten Idole stürzen, ein neues Leben beginnt. Was wird aber aus dem Christentum im Laufe der Jahrhunderte? Es sinkt zum Byzantinismus herab, und Adam-Tankred kann seine geliebte Isaura, die im Kloster verschmachtet, nur beweinen. Der Hauch der neueren Zeit, der Gewissensfreiheit, beseelt Adam-Kepler, diese tragische Personifikation des Dichters. In den Szenen zwischen dem Astronomen und seiner genüßsüchtigen Frau sieht man am besten, wie viel Madách von seinem Geschicke in dieses Gedicht hineingewoben hat. Seine Eva ist bald das erhabene Weib, das an seine Mutter erinnert, bald die Dirne, die dem Ehebruch verfällt, wie seine Frau. Von allen Bildern ist die Kepler-Szene die ergreifendste. Die Danton-Szene, die folgt, erinnert an die Ausschreitungen der ungarischen Revolution. Nachdem selbst das moderne Evangelium der Freiheit und Gleichheit die Menschen nicht hat beglücken können, führt Lucifer Adam in eine StraÙe Londons, um das Weltgetriebe genauer zu betrachten. Hier ist jedoch alles, selbst die Liebe, käuflich. Der harte Kampf ums Dasein führt endlich zum Sozialismus. Die Phalansterszene, wo die größten Geister niedrige Arbeiten verrichten müssen, wo der Erdgeist der chemischen



Experimente des Gelehrten spottet, befriedigt auch nicht das Gefühl. Endlich sieht Adam, wie die Erde erkaltet, wie sein Geschlecht zu elenden Eskimos zusammenschrumpft, die bloß um mehr Robben und weniger Menschen flehen. Er will sich nun den Tod geben und so das menschliche Geschlecht schon im Keime vernichten. Eva jedoch verkündet ihm, daß sie Mutter sei. Adam wirft sich in den Staub, der Herr tröstet ihn und spricht die Worte, welche den Inhalt des Gedichtes angeben:

Forsch' nicht nach dem Geheimnis, welches deinem  
Sehnsücht'gen Blicke güt'ge Gotteshand  
Mit weisem Sinn wohlwollend hat verhüllt.  
Denn sähest du, daß deine Seele sich  
Auf Erden nur vorübergehend birgt,  
Und jenseits ew'ges Leben deiner harrt,  
Wär's keine Tugend mehr allda zu leiden.  
Und wenn du wieder sähest, deine Seele  
Verrinnt im Staub, was sollte dir ein Sporn sein,  
Dem rohen Vollgenuß des Augenblicks  
Für sittliche Ideen zu entsagen?  
. . . Dein Arm ist stark, dein Herz voll Hochgefühl,  
Das Feld unendlich, wo du schaffen sollst. (Lechner.)

Die Stimme des Gewissens, die reine Seele des Weibes werden seine Leiter sein; er möge kämpfen und vertrauen.

Der magyarische Geist, wenig an philosophisches Denken gewöhnt, hat sich hier ein dauerndes Denkmal errichtet. In theatralischer Hinsicht hat das Gedicht weniger Bedeutung; denn die Bühne kann solchen Betrachtungen wohl Gelegenheit geben, sich hier und da zu äußern, auf ihre Entwicklung bleiben sie ohne Einfluß.

Gegen Ende der Reaktion sehen wir auf der Bühne eine große Wandlung. Da die Stücke immer platter und matter wurden, sehnten sich die Zuschauer nach mehr Poesie. Der ewige Streit zwischen Schwiegersöhnen und Schwiegermüttern, die grauen Röcke der guten Spielsbürger, das prosaische Alltagsleben, das in hundert Variationen vorgeführt wurde, machte keinen Eindruck mehr. Begeisterte Jünglinge, die sich in der »Kaffeequelle« täglich zusammenfanden, traten auf und leiteten das Theater in andere Bahnen. Besonders vier unter ihnen zeichneten sich aus: Eugen Rákosi (geb. 1842), Ludwig Dóczi (geb. 1845), Arpad Berczik (geb. 1842) und Stefan Toldy

(1844—1879). Die drei ersten wirken noch heute. Ihre Laufbahn zeigt, daß nach dem Ausgleich sich auch die materielle Lage der ungarischen Schriftsteller anders gestaltete als in den schweren Zeiten der Kämpfe, denen so viele Talente unterlagen. Rákosis Jugend war auch nicht frei von Sorgen. Er sollte Landwirt werden, kam jedoch einundzwanzigjährig nach Pest und wurde Journalist. Er ist es lebenslang geblieben und hat Blätter gegründet, in denen er für die nationale Idee mit Überzeugung und Energie eintrat. Sein Organ »Budapesti Hirlap« ist das weitverbreitetste und geschätzteste Blatt Ungarns. Wieviel Talente hat er darin großgezogen, wieviel Dichter und Romanschriftsteller haben hier die nötige Ermunterung gefunden! Präsident des Journalistenvereins, steht er an der Spitze aller patriotischen Unternehmungen. Seine riesige Arbeitskraft, gepaart mit scharfem Blick, haben das große Werk der Verbreitung des nationalen Geistes bis in die tiefsten Schichten stark gefördert. Er sitzt im Magnatenhause neben Gyulai und Beöthy, diesen zwei Koryphäen der ungarischen Prosa. Er begann seine Laufbahn mit einem Lustspiel »Äsop« (1866), das in der Geschichte des ungarischen Theaters einen Wendepunkt bildet. Es ist ein dramatisches Märchen, im Sinne Shakespeares, mit bestrickender Sprache und vielem Witz. Der griechische Fabeldichter steht im Vordergrund; er ist Sklave im Hause des Xanthus, dessen schöne Tochter Erotas er durch seinen Geist und seine Gewandtheit gewinnt. Der Knoten ist meisterhaft geschürzt; die komischen Charaktere, besonders die Erzieherin Erotas, Trundusia, mit echtem Humor gezeichnet. Die Mischung von Vers und Prosa ist dem Gegenstande angemessen. Der Erfolg war schlagend. Seit Vörösmarty hatte man keine solche Sprache auf der Bühne gehört. Wie sein Held Äsop beim Anblick Erotas eine göttliche Sprache, Witz und Geist erlangt, so gewann auch der Dichter durch seine Sprache die Gunst der Zuschauer. Dieselben Schönheiten walten in der »Schule der Liebe« (1873) vor. Es ist ein dramatisiertes Märchen, das den Gegensatz zwischen dem Hof- und dem einfachen Dorfleben zum Ausdruck bringt. Rákosi blieb jedoch nicht ausschließlic Pfleger des Märchens; er schrieb auch historische Dramen, unter denen sich »Andreas und Johanna« auszeichnet, eine ergreifende Darstellung des Mordes, den die Königin von Neapel an ihrem Gemahl, dem Bruder Ludwigs des

Groszen, verübt. Seine »Magdalena« ist eine Bauerntragödie, in der er die Kühnheit des naturalistischen Dramas mit dem Volksstücke vereinigt. In seinem letzten Stück, »Tagma« (1902), führt er uns in die grauen Vorzeiten jener Volksstämme, unter denen die Magyaren einst wohnten. Die Tragödie ist voll Blut und Schrecken, jedoch echt poetisch durchgeführt und atmet Vaterlandsiebe.

Auch an der Shakespeare-Übersetzung der Kisfaludy-Gesellschaft nahm Rákosi teil, für die er vier Komödien übersetzte. Als Replik auf Beöthys meisterhafte Studie über das Tragische schrieb er einen Band, der denselben Titel trägt. Als Redner bei festlichen Gelegenheiten entfaltet er eine Beredsamkeit, die an die höchsten Muster erinnert.

»Rákosis 'Äsop' hat mir Lust und Mut gemacht, ein Lustspiel in Versen zu schreiben,« sagte jüngst Dóczi, dessen dramatische Laufbahn mit dem »Kufs« begann, einem Stück, das auch auf deutschen Bühnen mit Erfolg gegeben und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Auch er war Journalist und trat mit Feuer für die Politik Deáks ein. Andrassy wufste sein Talent zu schätzen und berief ihn nach Wien ins Ministerium des Auswärtigen, wo er seine ganze Laufbahn durchlief. Er ging bei Shakespeare in die Schule und liefs Calderon auf sich wirken. Er irrt im Lande der Märchen und der Träume umher, bewegt sich meist auf fremdem Boden und hat nur einmal ins frische Leben gegriffen, als er das Thema der Ehe zwischen Christen und Juden behandelte. Den grössten Erfolg erzielte der »Kufs« (1874), ein poetisches Märchen, in dem besonders die Sprache und der Humor ihre Wirkung üben. Der Dichter schrieb es als eine Fortsetzung zu Shakespeares »Verlorener Liebesmühe«. Auch bei Dóczi verbietet der König und die Königin von Navarra den Kufs. — aufserhalb der Ehe; der Bastard Adolar beweist ihnen jedoch, dafs auch die besten — das Königspaar selbst — der Versuchung unterliegen, wenn sich die günstige Gelegenheit bietet. Das Stück hat herrliche Szenen, kann jedoch nicht mit dem Richtmafs der dramatischen Kritik gemessen werden, da es lyrisch angelegt ist. Ritterliche Romantik herrscht auch in der »Letzten Liebe« (1883), das in der Glanzepoche des ungarischen Rittertums, unter Ludwig dem Groszen, spielt und uns den liebenswürdigen, aber flatterhaften Apor bei seinen

Liebesabenteuern zeigt. Das Stück spielt teils in Ungarn, teils in Italien, hat mehr dramatischen Gehalt als der »Kufs« und ist ebenso reich an poetischen Schönheiten. In »Maria Széchy« (1885), dieser oft besungenen Burgfrau von Murány, hat Dóczi nach den neuesten Forschungen das verleumdete Weib dargestellt, das mit allen Kräften gegen ihre Feinde kämpft. Sie ist in Murány mehr Gefangene als Gebieterin. Die Szene, in der sie Wesselényi ihr hart geprüftes Leben im Rhythmus der altungarischen Balladen erzählt, ist eine der poetischsten des Theaters. Romantisch klingt auch »Ellinor« (1897), eine schottische Königsgeschichte vom liederlichen Edgard, der die ihm bestimmte Braut nicht heiraten will, sich aber schließlich in sie verliebt, weil sie unter fremdem Namen sein Herz gewonnen hat. Verkleidungen, Namensumtausch sind überhaupt das Hauptmittel, mit dem Dóczi arbeitet. Im »Kufs« stellt sich der Bastard Adolar, der das ganze Stück leitet, als Don Andreo verkleidet vor; in der »Letzten Liebe« begleitet die Italienerin Katharina, als Ritter verkleidet, den ungarischen Helden Apor, in »Maria Széchy« übernimmt ihre Schwester Eva die Rolle Mariens, und in »Ellinor« ist es ebenfalls ein Namenswechsel, der die Handlung in Fluß bringt. Es ist dies kein künstlerisches Mittel, doch befinden wir uns bei Dóczi im Lande der Romantik. Nur in den »Gemischten Paaren« (1889) greift er in die Wirklichkeit. Er hat hier vor den Franzosen Donnay und Guinon das Problem der Ehen, in denen die eine Hälfte den aristokratischen Namen, die andere das Geld liefert, mit viel Geschick behandelt. Dóczi hat seine Stücke selbst ins Deutsche übertragen, denn er dichtet in zwei Sprachen.

Berczik verliert sich nicht in der Romantik. Er ist der heitere Lustspieldichter, dessen feine und leichte Ironie nun schon seit vierzig Jahren die Zuschauer ergötzt. Er hat von Labiche und Bisson gelernt, wie die Schwächen und Verkehrtheiten aller Schichten der Gesellschaft erfaßt und ins komische Licht gesetzt werden müssen. Es pulsiert frisches Leben in seinen Stücken, die, gut aufgebaut und mit witzigem Dialog versehen, stets Heiterkeit erregen. Die größten Erfolge erzielten die »Viertel magnaten« (1867), die »Bachusaren« — Name der österreichischen Beamten während der Reaktion —, »Die öffentlichen Angelegenheiten«, »Zum wohltätigen Zweck«, »Das blaue Zimmer«, »Schau die Mutter an«, »Ballkönigin«, »Die Protektion«,

»Die Windbeutel«, »Der Papa«, »Ministerkrise«. Auch im historischen Lustspiel leistete er Ausgezeichnetes: »Himfys Lieder« (1898), welches die Liebe Alexander Kisfaludys zu Rosa Szegedy in einem wohl gelungenen Zeitbilde darstellt, ist sein Meisterwerk. Berczik schrieb auch mehrere Volksstücke, humoristische Skizzen und Bilder, von denen einige auch ins Deutsche übersetzt wurden. Er spottet ohne Bitterkeit, versetzt Nadelstiche, schwingt aber selten die Geißel.

Ein schrofferes, herberes Talent war Toldy, der Sohn des Litterarhistorikers. Er schrieb eine Reihe Erzählungen im Geiste der französischen Naturalisten, jedoch ohne ihr Talent. Rau und abstosend wirken diese Novellen, in denen frivole Sinnlichkeit die Hauptrolle spielt. Als Dramatiker hätte Toldy Bleibendes leisten können, wenn er länger gelebt hätte. Er erfasste die Gebrechen Jungungarns, dieses neuen Staates, der mit dem Ausgleich hundert Fragen zu lösen hatte, und in dem die alte Zurückgebliebenheit, Faulenzerei, Protektion und das verrottete Komitatswesen gegen die modernen Ideen kämpften. Seine »Guten Patrioten« (1872) zeigen den Kampf dieser beiden Mächte — des neuorganisierten, modernen Staates und des Komitats — in einer Eisenbahnfrage. Ob die neue Bahn einem allgemeinen Nutzen entspreche, darum kümmert man sich weder in Tarczavölgy noch in Bondavölgy; jede Partei denkt bloß an das lokale Interesse und will auf den Ingenieur mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln einwirken. — Das zweite Stück Toldys »Die neuen Menschen« verspottet den reichen, magyarisierten Juden, dem die Emanzipation die Bürgerrechte verliehen hatte und der nun Abgeordneter werden will. Das Stück ist im antiliberalen Sinne geschrieben, stark übertrieben und zeigt, wie schwer die Assimilierung zustande kommen kann.

Toldy bewies in diesen zwei sarkastischen Lustspielen, daß er Sinn für neue Probleme und eine realistische Beobachtungsgabe besaß. Wohl bewegt er sich in den alten Bahnen, doch ist der Dialog lebhaft und geistreich.

---

Eine neue Epoche des Theaters beginnt mit dem Auftreten Gregor Csikys (1842—1891). Er war katholischer Priester, studierte in Pest und im Wiener Augustineum, lehrte im Seminar

von Temesvár kanonisches Recht und Kirchengeschichte, wirkte in Ehescheidungsangelegenheiten, die ihn mit so manchen Familiengeheimnissen und Gebrechen bekannt machten. Nach seinen ersten in der Akademie gewonnenen Preisen kam er in die Hauptstadt, trat aus dem geistlichen Orden aus, verheiratete sich und wurde Dramaturg des Nationaltheaters. Außer seinen einunddreißig Stücken, von denen zwölf gekrönt wurden, schrieb Csiky mehrere Romane und Novellen, übersetzte die Tragödien des Sophokles und die Komödien des Plautus.

Csiky ist das größte dramatische Talent nach Szigligeti; er ist jedoch tiefer als dieser und kann als Schöpfer des modernen ungarischen sozialen Dramas betrachtet werden. Auch er begann seine Laufbahn unter dem Einfluß Rákosis. Sein erstes preisgekröntes Stück »Das Orakel« spielt in Griechenland. »Janus«, »Der Magier«, »Der Unwiderstehliche« sind mehr poetische als dramatische Schöpfungen. Jedoch brachte eine Reise nach Paris, wo er das Theater studierte, seine starke realistische Ader zum Pulsieren. Er wurde der Darsteller der neuen Schichten der Gesellschaft, die das moderne Ungarn hervorgebracht hat. Seine besten Charaktere sind die »Proletarier«, wie er sein erstes Drama betitelte (1880), das die lange Reihe seiner Gesellschaftsdramen mit außerordentlichem Erfolge eröffnete. Es ist der seinem Stande entrückte, durch Geldmangel ins Elend geratene Mann, der sich durch Schwindeleien an der Oberfläche halten will, jedoch immer tiefer sinkt. In den zahlreichen Gattungen dieses Proletariats zeigt Csiky den Kampf der Gesellschaft mit den Anforderungen der Zeit, das ewige Ringen der ungarischen Rasse, um sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Er stellt uns bald das geistige Proletariat vor, das mit Mühen und Opfern seine Universitätsstudien beendet und dann vergebens um ein einträgliches Amt an den Türen der Ministerien pocht; bald den Junker, der sorglos und verschwenderisch auf den schuldenbelasteten Gütern lebt und eines schönen Morgens zum Bettler wird. Da er als Junker zu jeder ehrlichen Arbeit unfähig ist, verschafft er sich die Lebensmittel durch Betrug oder heiratet eine reiche Bürgerstochter, deren Eltern töricht genug sind, einen Adligen als Schwiegersohn haben zu wollen. Csiky zeigt uns Abenteuerinnen, die sich als Honvédswitwen ausgeben, Almosen erbetteln, Mädchen erziehen, um sie zu verkuppeln, sich

mit Hochstaplern verbinden, die selbst mit der Ehe spekulieren. Der Dichter zeigt viel Erbarmen mit den armen Teufeln, die ohne ihre Schuld im harten Kampfe ums Dasein unterliegen, er geißelt aber unerbittlich die faulenzende Gentry, die das Vermögen der Ahnen verprasst und in ihrem Stolze auf das arbeitssame Bürgertum verächtlich herabsieht. Er setzt die Tradition der ungarischen Romantiker fort, ist jedoch gemäßigter in Ton und Sprache. Statt der melodramatischen Flüche finden wir bei ihm Beobachtung und Logik. In diesen Familien, die dem Verfall entgegeneilen, findet sich immer ein tüchtiger Charakter, der durch seine Tätigkeit und Intelligenz den Ruin beschwört, den Vorurteilen trotzt und dem entnervten Geschlecht derbe Wahrheiten ins Gesicht schleudert (Die Familie Stomfay, Die Großmutter). Die neue Lage des Landes hat besonders für den Adel, der früher alle Ämter im Komitate bekleidete, schwere Zeiten gebracht. Die hohen Stellen entschlüpfen ihnen oft, die militärische Laufbahn ist ihnen wegen des österreichischen Geistes, der daselbst herrscht, verhasst. Es bleibt demnach bloß die Geldheirat übrig, die oft zu schweren Konflikten führt (Die Heirat Ceciliens). Csiky zeigt auch in mehreren Stücken das Elend der kleinen Beamten, die von ihrem Gehalt nicht leben können, sowie das der höheren, die es den Reichen gleich tun wollen und Wucherern in die Hände fallen. Diese letzteren spielen überhaupt eine große Rolle in seinen Stücken (Glänzendes Elend).

Als hellblickender Priester kannte Csiky genau die Frauenseele. Seine weiblichen Charaktere stehen denen des jüngeren Dumas, Feuillet und Augier nahe, sie haben aber auch spezifisch magyarische Züge. Am besten zeichnet er diejenigen, die durch ihre Sucht, von allen Männern bewundert zu werden, den Ehemann zur Verzweiflung treiben (Das Modebild); diejenigen, die durch die schlechte Erziehung der Mädchen das Vermögen vergeuden (Seifenblasen); die adeligen Frauen, die in Armut verfallen sind, jedoch noch einigen Einfluß auf Politiker haben und dies ausnützen, um Ordensjäger zu scheeren (Mukányi). Sind die Mädchen Waisen und auf sich selbst angewiesen, so gleiten sie bald auf die gefährliche Bahn des Lebens (Schöne Mädchen); man zwingt sie, alte Wucherer zu heiraten (Die wilde Rose), oder man gebraucht sie als Werkzeuge

der Rache und zerstört auf immer ihr Glück (Der schwarze Punkt).

So wirft jedes Drama Csikys ein soziales Problem auf, das die neugestaltete ungarische Gesellschaft auf die Tagesordnung setzte. Diese Fragen sind meisterhaft dramatisiert, und man versteht den großen Erfolg dieser Stücke. Ebenso günstig wurden seine Lustspiele aufgenommen, besonders »Mukányi«.

Csiky schrieb auch einige klassische Tragödien und historische Dramen, welche sich durch eine edle Sprache, gut entwickelte Fabel und erschütternde Szenen auszeichnen. »Spartacus« zeigt uns den Sklaven, der von der Patrizierin Flavia geliebt und dennoch verraten wird; »Nora« führt uns ins Zeitalter Maria Theresias und wirkt durch die tragische Situation der Heldin, mit der ein allmächtiger Minister nach Belieben spielt; »Petneházy« ist die Verherrlichung der Befreiung Ofens durch die Türken; »Der eiserne Mann«, ein modernes Thema, aber mit altklassischer Strenge behandelt.

Csikys früher Tod war ein herber Verlust für die ungarische Bühne, die er nicht nur bereichert, sondern in neue Bahnen geleitet hat. Er griff tiefer ins Leben als seine Vorgänger und beherrschte das Theater durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit. Neben ihm wirkten tüchtige Kräfte, wie Kornel Ábrányi, der Bruder des lyrischen Dichters, Anton Váradi, der Leiter der Schauspielschule, der Lyriker Bartók, der einige effektvolle historische Stücke schrieb. In demselben Genre zeichnet sich auch Alexander Somló, der jetzige Leiter des Nationaltheaters, aus, dessen »Fra Girolamo« (1894) ein erschütterndes Bild des tragischen Schicksals Savonarolas entrollt.

Keiner von diesen Dramatikern konnte das Erbe Csikys antreten. In den letzten zehn Jahren hat jedoch Franz Herczeg (geb. 1863), auch als Novellist und Romanzier ausgezeichnet, einige schlagende Erfolge erzielt. Seine »Tochter des Nabobs von Dolova« (1893) läßt uns einen Blick ins Garnisonleben der Provinz werfen, welches Herczeg besonders gut kennt. Das Soldatenleben wurde, da es meist von fremdem Geiste beseelt war, nur selten auf der ungarischen Bühne gezeigt; höchstens sah man Honvéds, die während der Revolution die nationale Armee bildeten. Die Neuheit des Stoffes, die gut geführte Handlung, in der die dramatische Situation des armen Offiziers,



der innig liebt, aber die verarmte Tochter des Nabobs der »Kaution« halber nicht heiraten kann, besonders effektiv ist, erregte die Aufmerksamkeit. »Haus Honthy« wirkte durch das ergreifende Bild der Gesunkenheit des hohen Adels. Herczeg zeigt sich hier als Schüler Csikys und stellt mit vieler Kraft das arbeitsame und strebsame Bürgertum, durch Nemere vertreten, der Familie Sass entgegen, die bloß auf die reiche Erbschaft des Bischofs Honthy spekuliert, jedoch in ihrer Hoffnung getäuscht wird.

Herczeg schuf dann köstliche, höchst poetische Lustspiele: »Die drei Leibgardisten« mit der grotesken Rolle eines radikalen Journalisten, »Die Töchter Gyurkovics«, die über hundert Aufführungen erlebt haben, »Die Sage vom Plattensee«, ein historisches Märchen, »Eine Hand wäscht die andere«, eine Satire auf die Protektion. Den größten Erfolg erreichte er jedoch mit seinem »Brigadier Ocskay« (1901), einer Episode des Rákóczischen Befreiungskampfes. Von den nationalen Bestrebungen, vom Rákóczikultus, der heute an der Tagesordnung ist, begünstigt, erlebte das Stück hintereinander eine Reihe von Aufführungen, die in den Annalen des ungarischen Theaters einzig dastehen. Ocskay war einer der tüchtigsten Haudegen und Generäle des Fürsten. Er verließ jedoch die Aufständischen, ging zu den Österreichern über, wurde gefangen und hingerichtet. Um diesen Verrat dramatisch zu erklären, zeigt uns Herczeg, wie beleidigtes Ehrgefühl ihn zu seinem verhängnisvollen Schritt verleitet. Das Stück besteht aus lose zusammenhängenden Gemälden dieser bewegten Zeit, die jedoch ihre Wirkung nicht verfehlt haben. — In seinem letzten Stück »Byzanz« wendet sich Herczeg in die Fremde und entrollt ein tieferschütterndes Gemälde vom Falle der Hauptstadt und der in die tiefste Korruption versunkenen Umgebung des letzten griechischen Kaisers, der als Held gegen die Türken fällt. — Als Satiriker des hohen Adels zeichnet sich Josef Prém (geb. 1850) aus. Sein »Baron Adorján«, seine »Frivole Welt« führen uns Bilder vor, die manchmal allzuschwarz gefärbt sind, in denen jedoch dramatisches Leben pulsiert.

Von den jüngeren Kräften zeichnen sich aus: Desider Malonyay, der auch auf dem Gebiete der Erzählung und der Kunstkritik Vorzügliches leistet, Franz Martos, Samuel Fényes,

dessen »David Feja, der Kurutz« ein bedeutendes Talent zeigt; Zoltán, Bosnyák, Franz Ferenczy und Georg Ruttkay.

Das von Szigligeti geschaffene Volksstück erreichte während dieser Periode seinen Höhepunkt. Nach Szigligeti und Szigeti fand es seine Hauptvertreter in Eduard Tóth (1844—1876), dessen »Dorflump« die schönste Leistung auf diesem Gebiete bleibt, in Franz Csepreghy, einem urwüchsigen Talent, das sich besonders durch eine reiche Erfindung und eine geschickte Mache auszeichnet, in Ludwig Abonyi, dem feinen Kenner des Bauernlebens. Almási, Geró führten das Genre weiter, das sich besonders dank der »nationalen Lerche«, Luise Blaha, eines großen Zulaufs erfreute; denn die eingestreuten Volkslieder, mit Feuer und Anmut gesungen, verfehlten selten ihre Wirkung. In den letzten Jahren hat jedoch das geistreichere, wenn auch minder nationale Vaudeville das Volksstück in den Hintergrund gedrängt. Auf der für dasselbe im Jahre 1875 errichteten Bühne spielt man öfter Operetten und Schaustücke als Bauernstücke. Trotz der Bemühungen Stephan Géczys, der eine stattliche Reihe Volksstücke lieferte, ist diese Gattung dem Aussterben nahe. Die Typen sind stereotyp geworden, der Volksgesang hat gegeben, was er geben konnte, neue Probleme sind in den Vordergrund getreten.

Unter diesen ist die Belehrung der Massen durch ein spezielles Theater, wo die Projektionsbilder den höchst interessantesten Text begleiten, besonders hervorzuheben. Victor Molnár, ein für die Bildung des Volkes schwärmender Geist, ist die leitende Macht dieses »Uraniatheaters«, das seit seinem Bestande sowohl in der Hauptstadt als in der Provinz tausende von Vorstellungen gab und die verschiedensten Länder Europas und ihre Sitten bekannt machte. Der Romanzier Julius Pekár, ein feiner Kenner des französischen Lebens, gab hier »Die Pariser Frau«, »Das 19. Jahrhundert«, »Der Tanz«, »Spanien«, welche zahlreiche Aufführungen erlebten.

### III. Roman und Novelle.

Der durch Jósika im Jahre 1836 geschaffene Roman entwickelt sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu ungeahnter Höhe. Er übt auf die Massen noch einen bedeutenderen Einfluß aus als Lyrik und Drama, da er verständlicher als die

erstere und zugänglicher als das letztere ist. Sein Schöpfer auf ungarischem Boden erweckte und stärkte das nationale Gefühl durch groß angelegte historische Bilder, und wandte sich später dem Familienroman in Eugène Sue's Manier zu; der zweite Vertreter benutzte den Roman, um seine liberalen Ideen oder den Weltschmerz zu verkörpern. Mit Kemény, dessen Wirksamkeit in die Zeit der Reaktion fällt, wird er psychologisch; Jókai gestaltet ihn zum Bildungs- und Unterhaltungsmittel des Volkes um; seine riesige, fast übermenschliche Tätigkeit macht aus dem Roman ein hervorragend nationales Instrument, das in hundert Tönen erklingt und das Leben in der humoristischen Skizze wie im historischen Zeitbild, im sozialen Gemälde wie im phantastisch aufgebauten Abenteuer so farbenreich darstellt, daß er eine unerschöpfliche Quelle zur Kenntnis der magyarischen Volksseele wird. Wie ein Riese beherrscht er sein Gebiet ungefähr vierzig Jahre lang und drückt seinen Stempel fast allen Epigonen auf. Jedoch gegen die achtziger Jahre hin entwickelt sich das Talent Mikszáth's, der heute als das Haupt der Jungen betrachtet wird, obwohl neben ihm außer der humoristischen und nationalen Richtung auch ausländische Strömungen zu bemerken sind. Die Produktion auf diesem Gebiete, besonders in den letzten dreißig Jahren, ist eine außerordentliche; die sich mächtig entwickelnde Presse verlangt wie ein neuer Moloch ihr tägliches Opfer; aus diesen Skizzen werden hundert und aberhundert Bände zusammengestellt, die das Mark der heutigen Leistungen enthalten. Aus diesem reichen Schaffen wählen wir das Bedeutendste und begnügen uns, die besten Namen zu nennen.

Sigismund Kemény (1814—1875) war Freiherr wie Jósika und Eötvös, seine beiden großen Vorgänger auf dem Gebiete des Romans. Er wurde in Siebenbürgen geboren, wo er sich frühzeitig mit Politik befaßte; kam dann nach Pest, wo Széchenyi, Eötvös und Csengery sein Talent erkannten, trat in die Redaktion des »Pesti Hirlap«, war Abgeordneter während der Revolution, stand an der Spitze des »Pesti Napló«, dessen Ruhm sich an seinen Namen knüpft, kämpfte mutig während der Reaktion, war Deák's intimer Freund und hatte an den Vorarbeiten des Ausgleichs einen bedeutenden Anteil. Er galt als der ausgezeichnetste Journalist seiner Zeit. Seine politischen Flugschriften, seine historisch-politischen Studien über die beiden

Wesselényi und Széchenyi werden noch heute eifrig gelesen, denn es offenbart sich ihnen ein tiefdenkender, für historische Probleme äußerst empfänglicher Geist.

Kemény schrieb, wie Eötvös, nur einige Romane, sie gehören aber zu den besten der Litteratur. Als Psychologe steht er einzig da; seine Werke hatten auch nicht jenen schlagenden Erfolg wie die seiner Zeitgenossen. Er war für die Masse zu tief, seine Sprache fließt nicht leicht, sie ist mehr gelehrt als unterhaltend. Erst nach seinem Tode zeigten die drei größten Kritiker Ungarns: Gyulai, Beöthy und Péterfy, welcher ein Meister der psychologischen Analyse er war. In seinen historischen Romanen (»Paul Gyulai«, 1847; »Die Witwe und ihre Tochter«, 1857; »Die Fanatiker«, 1858; »Rauhe Zeiten«, 1863) stellt er keine moralischen Probleme auf; nur der Mensch und dessen Geschick werden durch eine tiefe Analyse der Seelenvorgänge, der Triebfedern unserer Handlungen, dargestellt. Diese Werke sind die tragischsten der ungarischen Litteratur; es ist aber nicht die Tragik der Sünden und Leidenschaften, sondern die der Verirrungen, der Hingebung und der Treue. Sie zeigen, daß es oft leichter ist, das Verbrechen als die Folgen eines edlen Ungestüms zu vermeiden; es genügt nicht immer, die moralischen Gesetze zu beobachten, denn die verkannten politischen Interessen rächen sich fürchterlich.

Kemény kennt besonders gut die siebenbürgische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts; er dringt tiefer in die Seele seiner Personen als manche Historiker, die in seiner Schule lernten, wie die Politiker zu charakterisieren sind. In realistischen Zügen sehen wir diese kleinen Fürsten Siebenbürgens mit ihren Ratgebern, die Folgen der Türkenherrschaft in diesem Lande, das seine Unabhängigkeit, sein nationales Wesen nur der Protektion des Halbmonds verdankte, den Kampf des Katholizismus und des Protestantismus, die Sekte der Sabbatarier, die politischen Intrigen, deren Fäden in Wien und Konstantinopel gesponnen werden, die Aristokratie und den Klerus, Bürgertum und Volk, Abenteurer und fremde Schauspieler. All dies bewegt sich auf einem meist tragischen Grunde, wenn auch ein wenig verworren und schleppend, ohne Sucht, der Masse zu gefallen. In seinem ersten Roman wollte Kemény die ganze innere Geschichte Siebenbürgens zeigen. Er wählte eine Episode aus der

Regierungszeit Sigismund Báthoris, dessen treuer Berater Paul Gyulai ist. Ein Verwandter des Fürsten, Balthasar Báthori, ist sein gefährlichster Gegner. Gyulai wacht Tag und Nacht über das Wohl seines Fürsten, er ist den Türken ergeben und haßt die Jesuiten, die das Land Österreich unterwerfen wollen. In seiner allzu großen Anhänglichkeit begeht er den Fehler, den Schauspieler Senno, der sich für Balthasar erklärt hatte, im Gefängnisse erdrosseln zu lassen. Die Witwe Sennos, eine adelige Siebenbürgerin, kommt, durch die Jesuiten gewonnen, an den Hof des Fürsten, wird dessen Mätresse, erhält jedoch als Preis die Entfernung Gyulais vom Hof, der, bald des Hochverrats angeklagt, auf dem Schafott stirbt. Bloß einzelne Teile dieses breiten historischen Seelengemäldes sind fesselnd, das ganze ermüdet, obwohl die Kunst des Schriftstellers sich überall zeigt.

In den zwei folgenden Romanen zeigte Kemény die tragischen Konflikte, welche die Religion, die in Siebenbürgen damals auf das staatliche und soziale Leben einen so großen Einfluß übte, hervorrief. In der »Witwe und ihre Tochter« ist es der echt Balzacsche Charakter Rebekka Tarnóczys, die als Calvinistin ihre Tochter Sarah nicht dem Katholiken Mikes geben will, der mit großer Kunst gezeichnet ist. »Die Fanatiker«, der vollendetste Roman Keménys, zeigt uns die Sekte der Sabbatarier, von der oben (s. S. 19) die Rede war. Ihre Stütze ist der gewesene Kanzler Pécsi, der im Roman als ein edler, erhabener Charakter erscheint, den der geizige Kassai, sein Nachfolger, vernichten will, um sich seines großen Besitzes zu bemächtigen. Die Sabbatarier werden als religiöse Sekte nicht geduldet; Kassai weiß jedoch, daß Pécsi eine Synode abhalten will. Er läßt ihn durch einen seiner fanatischen Anhänger, einen flüchtigen Leib-eigenen, ausspionieren. Die Synode findet in Balázsfalva statt. Die Beschreibung dieser Versammlung ist der Glanzpunkt des Romans; Kemény zeigt hier, wie er es verstand, das Bild einer Menge zu zeichnen, deren Leidenschaften aufgestachelt sind. Dieser Roman weist Kemény auf der Höhe seines Schaffens; der folgende ist minder gelungen. »Die rauhen Zeiten« sind diejenigen, die über Ungarn nach der Schlacht bei Mohács hereinbrachen. Das Land wurde zwischen Türken und Habsburgern geteilt; die leitenden Politiker schwankten zwischen Konstantinopel und Wien. Der große politische Fehler des

Juristen Werbőczy, der in diesem Roman die Hauptrolle spielt, war nach Kemény, daß er den Türken die Hauptstadt übergeben hatte. In einer romantischen Erzählung, welche die Geschichte zweier Kinder Siebenbürgens in der ungarischen Hauptstadt darlegt, bringt Kemény seine politischen Ansichten zum Ausdruck.

Diese vier Romane sind der Ruhmestitel Keménys, dem die Kritik den Namen des ungarischen Balzac gegeben hat. Er hat von seinem französischen Vorbilde mehr gelernt als Jósika. Er war ein ihm verwandter Geist. Dies zeigt er auch in seinen anderen Werken, welche aus dem modernen Leben schöpfen. »Mann und Frau« (1852) ist eine psychologische Analyse der sträflichen Liebe Albert Kolostorys zu der Abenteurerin Iduna; er steht oft im Begriff, seine Frau zu töten, um mit seiner Buhlerin leben zu können, geht jedoch nicht so weit wie der Graf von Praslin, dessen Fall im Jahre 1847 ganz Europa in Atem hielt, und der auch den Roman Keménys beeinflusst hat. Da er als strenger Katholik weder die Scheidung, noch den Religionswechsel anerkennen kann, begeht er Selbstmord.

In seinen zahlreichen Novellen ist es besonders die weibliche Seele, die Kemény analysiert. Wie in seinen Romanen, ist auch hier der Hintergrund tragisch. Der Traum wird zum Alp, und der Fatalismus stürzt die Handelnden ins Unglück. Diese Weiber sind rätselhaft; sie sehen die Zukunft voraus; ihre Schönheit erschreckt, ihr Reiz macht die Männer traurig. Sie sind nie guter Laune, selbst ihr Lachen wird zur Grimasse und klingt schwer und dumpf. Ein solcher Schriftsteller wird selten populär. Man bewundert ihn, hält sich jedoch in der Ferne. Seine psychologische Analyse hat auch im Roman wenig Nachahmer gefunden; bloß in den Werken der naturalistischen Schriftsteller finden sich Anklänge daran, doch auf moderne Gegenstände angewandt; den tiefen historischen Blick, verbunden mit psychologischer Analyse, besitzt kein Schriftsteller in solchem Maße wie Kemény.

Übt Kemény einen besonderen Reiz auf eine geistige Elite, so hat Moritz Jókai (1825–1904) auf die ganze Nation gewirkt. Und dies in einem Maße, wie vor ihm kein ungarischer Schriftsteller. Auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung spielt er dieselbe Rolle, wie Petőfi und Arany auf dem der Dichtung. Er schuf den echten kernigen Erzählungsstil, der, mit den langen Perioden seiner Vorgänger brechend, in kurzen, lebhaften, mit

dem Golde der Volkssprache geschmückten Sätzen klar und rein dahinfließt. Jókais Bedeutung für Ungarn können die zahlreichen Übersetzungen in fremde Sprachen kaum verständlich machen; das Ausland kann durch sie bloß sein unvergleichliches Erzählungstalent bewundern; für den ungarischen Leser ist er mehr: er ist die Verkörperung seiner Volksseele, seines Humors, seiner Gedankenwelt, seiner Sprache. Man pflegt ihn mit dem älteren Dumas zu vergleichen; der Vergleich kann jedoch bloß von der Fruchtbarkeit gelten; beide schrieben schnell und lieferten Hunderte von Romanen, Erzählungen und Theaterstücken. Was jedoch den Stil anbelangt, so stehen sie weit voneinander ab. Jüngst warf die französische Kritik die Frage auf, ob Dumas in einer Sammlung von Biographien »großer« Schriftsteller überhaupt Platz finden könne? Für Jókai beantwortet selbst die strengste akademische Kritik die Frage bejahend, denn es gibt keinen Schriftsteller, dessen Sprachschatz reicher ist, der mehr aus dem tiefen Schachte der Volkssprache schöpft, der harmonischere Erzählungen geschrieben hat. Steht er als Stilist hoch, so nimmt er in Ungarn die erste Stelle als Erzähler ein, ja eine der ersten in der Weltliteratur. Man hat ihm seine außerordentliche Einbildungskraft, seine Übertreibungen, seinen Mangel an psychologischer Analyse vorgeworfen. Bei solchen Geistern muß jedoch die Kritik vor dem Urteile der Millionen Leser weichen. Diese Vorzüge und Mängel bilden eben die Natur Jókais, der Zeuge außerordentlicher Begebenheiten war, das Schöne noch schöner fand als die prosaischen Menschen, und alles mit dem Goldglanz seiner unerschöpflichen Phantasie umspann. Diese Phantasie, zu der sich der unauslöschliche Humor gesellt, verleugnet sich in keinem seiner Werke; sie sprudelt ebenso frisch im Alter wie in der Jugend und ist in den Annalen der Litteratur eine Seltenheit bei allen Völkern. Sechzig Jahre lang führte Jókai die Feder. Schon die Nationalausgabe seiner Werke, welche bei seinem fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläum (1894) unternommen wurde, umfaßt hundert Oktavbände; würde man die Werke der letzten zehn Jahre, seine Reden im Abgeordnetenhaus und seine politischen Artikel hinzufügen, so käme das Doppelte heraus. Und da ist kein Blatt, das nicht mit ungarischem Herzen und Gemüt geschrieben wäre.

Jókai ging nicht aus den tiefsten Volksschichten hervor wie

Petőfi und Arany. Sein Vater war Advokat und Waisenvater in Komárom und bestimmte den Sohn ebenfalls für die juristischen Studien, die dieser auch absolvierte. Jedoch die demokratische Bewegung, die Jókais Gemüt früh erfasste, der bestimmende Einfluss, den die französische Romantik und Petőfi, mit dem er sich als Schüler am Kollegium zu Pépa befreundete, auf ihn ausübten, bewirkten, daß er alle adeligen Privilegien bekämpfte. Die Revolution, die aus den verschiedenen Kasten eine Nation machte, fand in ihm einen begeisterten Anhänger. Die historische Rolle, die er am 15. März 1848 spielte, hat er in so manchem seiner Werke verewigt, nicht minder das Andenken an seine erste Frau, die berühmte Schauspielerin Rosa Laborfalvi, die er im Sturme des Befreiungskrieges heimführte. Auch er flüchtete nach Világos in die Wildnis und blieb versteckt, bis die Militärbehörde ihn freisprach. Während der Reaktion entfaltete er seine schönste Tätigkeit. Seine Romane, die er meistens der Széchenyi-Epoche, den bewegten Jahren vor der Revolution, entnahm, spendeten der gebeugten Nation Trost. Als Romancier und Journalist focht er den Kampf für die Befreiung der Geister, für die Errungenschaften des Jahres 1848 aus. Oft harrte seiner die Kerkerzelle, er blieb jedoch unerschütterlich. Mit der neuen Ära nahm er im Parlament die ihm gebührende Stelle ein. Er ließ seine beredte Stimme hören, so oft es sich um die ewigen Rechte der Menschheit handelte. Im Jahre 1896 trat er in Anerkennung seiner schriftstellerischen Verdienste ins Magnatenhaus.

Jókais Werke umfassen die ganze Geschichte des ungarischen Volkes. Vom grauesten Altertum bis in die Gegenwart hat er seine unermüdliche Phantasie schweifen lassen; weniger treu, wenn er in früheren Jahrhunderten weilt, als wenn er sich dem 19. Jahrhundert nähert. Er scheint das Wort Széchenyis, der die Dichter auf die Gegenwart verwies und das melancholische Träumen über die herrliche Vergangenheit nicht billigte, beherzigt zu haben. Er wußte, daß der große Umwandlungsprozess, der aus einem zurückgebliebenen feudalen einen liberalen, modernen Staat bildete, von größerer Bedeutung für die Zukunft des Landes sei als die vergangenen Jahrhunderte. In der romantischen Darstellung dieses Zeitalters entfaltete er seine ganze Kraft der Charakterisierung, des Humors; er scheint hier aus der Tiefe der Seele zu schöpfen. Die Erweckung des



magyarischen Geistes, durch die Unerschrockenheit seiner Schriftsteller führt er in »Eppur si muove« vor; das alte Ungarn mit seinen faulenzenden und schlemmenden Magnaten im »Ungarischen Nabob«, die jüngere Generation, die durch Männer wie Széchenyi und Wesselényi, aus dem Todesschlafe geweckt, für das Wohl des Landes arbeiten will, in »Zoltán Kárpáthy«, einer Fortsetzung des »Nabob«. Diese zwei Werke sind Meisterstücke; es gibt wenige Romane in der Weltliteratur, die mit so viel Kunst den Gegensatz zweier Epochen, das Leben und Wirken zweier Generationen mit so viel Kraft und Anmut schildern. Es ist freilich nicht die psychologische Analyse Keménys, aber welcher Reichtum in der Charakteristik, welche Fülle von Gestalten, welche Wärme, welcher glänzende Humor und welches fesselndes Erzählungstalent! Dieses Talent zeigt sich in seinem vollen Glanze in den zahlreichen humoristischen Skizzen aus der guten, alten vormärzlichen Zeit (»Die guten alten Tablabirós«); auch er spottet dieser primitiven Komitats-Administration und Justiz, er schwingt jedoch nicht die Geißel wie Eötvös. Seine der Revolution gewidmeten Romane, in denen die große Epopöe des modernen Ungarn in allen ihren Phasen vor Auge tritt, tröstete die Millionen Leser während der Reaktion. Die »Schlachtbilder«, »Traurige Tage«, »Das blutige Buch«, »Die politischen Moden«, »Die Söhne des steinherzigen Mannes«, »Die Frau mit den Meeresaugen« erzählten mit einem Talent, das für Ungarn neu war, die hundert Episoden des Befreiungskrieges. Mit einer großen Kunst weiß Jókai hier auch von sich selbst zu reden. Er tut es ohne Eitelkeit, mit einer Innigkeit und einem Reiz, das wir dem Dichter für diese autobiographischen Skizzen, die sein Panegyriker Beöthy kurz nach seinem Tode gesammelt hat, zu Dank verpflichtet sind. Auch andere Episoden der Zeitgeschichte hat der Dichter bearbeitet, besonders oft die großen Katastrophen, die das Land im 19. Jahrhundert heimsuchten, beschrieben. Hier kann man die außerordentliche Divinationsgabe Jókais bewundern, der Überschwemmungen, Epidemien, Meeresstürme, Kohlenbrände mit solch realistischer Anschaulichkeit schildert, als ob er in seiner Jugend nicht bei den Romantikern, sondern bei den Realisten in die Schule gegangen wäre.

Als die Strenge der Reaktion nachließ, verfasste er den »Neuen Gutsherrn« (1863), der neben dem »Nabob« und »Kár-

páthy« vielleicht sein künstlerisch vollendetstes Werk ist. Er lieh darin der ungewöhnlichen Eroberungs- und Assimilierungskraft des magyarischen Charakters und Bodens den poetischsten Ausdruck. Die Tochter des braven Obristen Ankerschmidt, der sich nach der Revolution in Ungarn niederliefs, ist das Prototyp jener Familien, die sich trotz ihrer fremden Abstammung dem Magyarentum nähern und langsamerweise in dasselbe aufgehen. Der Roman zeigt aber auch die fesselnde Gewalt der Gräber, wo unsere Lieben ruhen, auf das Gemüt. Der fremde Ankerschmidt hat hier ein Kind begraben; die ungarische Erde bewahrt sein Teuerstes, auch er wird zu ihrem Sohne. Und durch diese fremden Alluvionen erstarkt die magyarische Rasse; welche Männer erhielt sie durch das magyarisirte Slaventum! Denken wir nur an die Ahnen Zrinyis, Kossuths und Petöfis.

In seinen zahlreichen historischen Romanen (»Das goldene Zeitalter in Siebenbürgen«, »Die Türkenherrschaft«, »Das Zauber Schloss«, »Die schöne Frau von Lócse«) glänzt sein Talent in der Erfindung und Führung der Fabel, weniger im Eindringen in den geschichtlichen Sinn der Epoche; geht er auf fremden Boden, nach Italien und Rußland, oder folgt er den Spuren Vernes ins Reich des Außerordentlichen, so verliert er seine Kraft, die er wie Antäus wieder gewinnt, wenn er die Mutter Erde berührt.

Das Riesenwerk Jókais spiegelt demnach die ganze politische, gesellschaftliche und litterarische Evolution des 19. Jahrhunderts bis zum Ausgleich zurück. Die Bestrebungen eines ganzen Landes sind in demselben in Kürze enthalten. Dies und sein außerordentliches Talent zum Fabulieren erklären den unermesslichen Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen übte, die er im buchstäblichen Sinne ans Lesen gewöhnte. Die Zukunft wird in ihm die reichste Quelle für eine Epoche finden, die den herrlichen Frühling eines Volkes bildet. Der Reiz seiner Sprache kann nicht verschwinden, und was bloß zur Unterhaltung und Aufmunterung der Zeitgenossen geschrieben war, bleibt als Monument der Entwicklung des ungarischen Romans in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Nicht bloß auf die Leser erstreckte sich die Herrschaft des Jókaischen Genies; die Schriftsteller, die neben ihm wirkten, konnten sich derselben auch nicht entziehen. Es ist jedoch beinahe unmöglich, seine Vorzüge nachzuahmen. Die Epigonen

lernten aber von ihm, wie man erzählen muß, um auf das Volk zu wirken; der Stil wurde geschmeidiger, einschmeichelnder, und einige Schriftsteller entwickelten hierin eine große Meisterschaft. Es seien hier nur die besten erwähnt. Den Jókaischen Humor, jedoch in vergrößerter Auflage, finden wir in den zahlreichen Werken *Vas Gerebens* (1823—1867), dessen »Wespennest« eine tiefere Kenntnis des Volkscharakters und der Volkssprache verrät. Er redigierte auch Blätter und Almanache für das Volk und zeichnete in seinen zahlreichen Romanen das patriarchalische Leben im vormärzlichen Ungarn, mit unzähligen Anekdoten und Späßen, die aber oft etwas Gesuchtes und Gezwungenes haben. — An *George Sand* und *Balzac* bildete sich *Albert Pálffy* (1820—1897), der zu gleicher Zeit wie *Jókai* auftrat, mit *Petőfi* eng befreundet war und jenem Kreise der »Zehn« angehörte, der vor der Revolution gänzlich unter französischem Einfluß stand. »Pálffy war unser *Eugène Sue*, *Degré* unser *Paul de Kock*,« sagt *Jókai* in seinen Erinnerungen. Während der Revolution redigierte er das ultra-radikale Blatt: »Der fünfzehnte März«, wurde während der Reaktion nach *Budweis* verbannt und kehrte als Anhänger *Deáks* und tüchtiger Architekt nach Ungarn zurück. Pálffys Verdienst liegt besonders in der gut ausgedachten Fabel, in einer gewissen Vornehmheit des Vortrags, die er den Franzosen verdankt, in den gut gezeichneten Charakteren. Er behandelte soziale Probleme (»Der Professor Fräulein Esters«, »Die letzten Jahre des alten Ungarn«) oder historische Episoden. Er steht seinen Schöpfungen kalt gegenüber, nur seine »Letzten Jahre«, in denen er seine Jugend und die Epoche der vierziger Jahre erzählt, zeigt einige Wärme. — *Alois Degré* (1820—1898), in dessen Adern französisches Blut floß, war einer der Führer der revolutionären Jugend, wurde in *Arad* interniert, kam dann in die Hauptstadt, wo seine Werke neben denen *Jókais* die gelesensten waren. Seine »Memoiren des Teufels«, die stark an diejenigen *Souliés* erinnern, seine »Abenteurerin« und anderes sind leicht und anmutig geschrieben. Man sagte von ihnen, es seien französische Werke in ungarischem Gewand. Seine »Erinnerungen« geben interessante Silhouetten aus dem politischen und litterarischen Leben seiner Zeit.

Der langjährige Direktor der »Hauptstädtischen Blätter«, *Karl Vadnai* (1832—1902), der schon als siebzehnjähriger

Jüngling am Befreiungskampfe teilnahm, zeichnet sich besonders durch die Gemälde naiver, einfacher Mädchenseelen aus. Seine Romane und Novellen sind keusch, zierlich und sorgfältig geschrieben. Sein Einfluß auf die jüngere Generation der Schriftsteller, die in seinem Blatte debütierte, war groß. Er erzählte auch mit Anmut seine litterarischen Erinnerungen (»Vergangene Zeiten«) und war in der Kisfaludy-Gesellschaft oft der Panegyriker verstorbener Mitglieder. Seine litterarischen Essays gab diese Gesellschaft jüngst heraus (1905); sie gehören zu den besseren auf diesem Gebiete. Die Dorfnovelle fand ihren Vertreter in Ludwig Abonyi (1833—1898), Pseudonym für Franz Márton, der sich nach der Revolution auf sein Gut in Abony zurückgezogen hatte und dort in seinen kürzeren Erzählungen, die mit wahrer Liebe das Land und seine Leute darstellen, Vorzügliches leistete. Auch seine Volksstücke wurden mit Erfolg gegeben. — Alexander Baksay (geb. 1832), lange Pastor in der Provinz, hat ebenfalls das Dorfleben beobachtet; er zeichnet mit besonderem Glücke das kirchliche Leben der Calvinisten. Zwei Sammlungen seiner Novellen sind besonders bekannt, und seine Novelle »Patak banya« ist eine der besten der modernen Litteratur. — Der fruchtbarste Novellist, der schon über tausend Erzählungen geschrieben hat, ist Arnold Vértesi (geb. 1836); er sieht, wie Tolnai, das Leben von seiner düsteren Seite. In seinen »Selbstmördernovellen« finden wir eine traurige Reihe Opfer des sozialen Lebens, verkannte Talente und unschuldig Verfolgte. Auch seine Romane sind pessimistisch angelegt.

Die Reaktion brachte, wie um die Gemüter zu erheitern, auch einige Humoristen hervor. Albert Pákh (1823—1867), der Gründer der »Sonntagszeitung«, noch heute das beste illustrierte Familienblatt, behandelte mit urwüchsigem Humor die Tagesfragen und erklärte dem Sentimentalen, Schwülstigen den Krieg. Aus dem Provinzleben schöpfte seine humoristischen Skizzen Gustav Lauka (1818—1902), welcher mehrere Generationen mit gesundem Menschenverstand, feinem Witz, heiterer Laune, lebhaftem Stil ergötzte. Die Palme auf diesem Gebiete errang Adolf Ágai (geb. 1836), der zum Arzt bestimmt war, die kranke Menschheit jedoch mit seinem unerschöpflichen Humor heilte. Er hat Europa, Asien und Afrika bereist, schrieb heitere Reiseeindrücke und gab sowohl in ungarischer als in deutscher

Sprache Skizzen aus der Gesellschaft und dem Familienleben. Jedes Feuilleton Porzós (sein Pseudonym, das auch in Deutschland guten Klang hat) ist ein Schmaus für die Kenner des echt ungarischen Humors. Er gründete das beliebteste Witzblatt der Hauptstadt, und seine Feuilletons verlieren nichts an ihrem Reiz, wenn sie gesammelt werden.

---

Wie in der Lyrik, so kann man auch in der Erzählung seit den letzten fünfundzwanzig Jahren neue Strömungen bemerken. Auch hier hat der radikale Umschwung des gesellschaftlichen Lebens Erscheinungen zutage gefördert, welche in den realistisch angelegten Novellisten feine Beobachter gefunden haben. Die alles beherrschende Presse belegt die besten Kräfte mit Beschlag und trägt viel dazu bei, daß die alten Formen des Romans durch andere ersetzt werden. Von den zahlreichen Schriftstellern, die auf diesem Gebiete tätig sind, gibt es kaum zwei oder drei, die den Roman im Sinne der vier Koryphäen pflegen; das historische Element ist gänzlich in den Hintergrund getreten; bloß die Gegenwart, sowohl im hauptstädtischen als im Landleben, wird analysiert und beschrieben. Die Novelle, die Skizze, das Feuilleton ersetzen meist die längere, durch künstliche Fäden verknüpfte Erzählung. Der Einfluß fremder Litteraturen — besonders der französischen und russischen — macht sich noch in höherem Maße bemerkbar als derjenige des französischen Romantizismus in den vierziger und fünfziger Jahren. Die meisten Schriftsteller streben jedoch danach, auf nationalem Boden zu bleiben, magyarische Typen zu schaffen, jede Provinz des Landes litterarisch auszubeuten. Die vorzüglichsten Novellisten Jung-Ungarns gehören dieser Richtung an. Ihr Haupt ist Koloman Mikszáth (geb. 1849) aus dem Nógrader Komitate, das auch Madách der Litteratur schenkte. Er trat in den Komitatsdienst, ging dann als Journalist nach Szegeden, wo er nach der großen Überschwemmung dem Neubau der Stadt, der Verwaltung Ludwig Tizsas als feiner Beobachter beiwohnte, und kam 1881 in die Hauptstadt, wo er seitdem wirkt. Obwohl seit 1882 Deputierter, hat Mikszáth nie eine bedeutendere politische Rolle gespielt; das Parlament diente ihm bloß als Beobachtungsfeld für seine Novellen. Seine ersten Erzählungen erregten kein Aufsehen; »Der Zauber-

kaftan«, eine humoristische Anekdote aus der Zeit der Türkenherrschaft, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn, aber erst seine »Slovakischen Landsleute« (1881) und »Die guten Palóczen« (1882) machten seinen Namen berühmt. Es sind dies realistisch gehaltene Skizzen aus dem Volksleben, welche in einigen treffenden Zügen ein ganzes Leben darstellen. Sie reihen sich an Bret Hartes Novellen und geben ein treffenderes Bild des ungarischen Charakters, besonders der nordungarischen Schäfer- und Ackerbauerwelt — die Palóczen sind ein magyarischer Stamm am Fusse des Tátragebirges —, als die in romantischen Farben gehaltenen Bauern der früheren Erzähler. Mikszáth weiß besonders die Liebe des Bauern zu seiner Scholle, zu seiner Herde in kräftigen Zügen zu zeichnen; wie sein Schäfer Olej (»Jener schwarze Fleck«) kennt er die Stimme der Natur, jede Schlucht, jedes Bächlein, jeden Busch, jeden Farbenwechsel in der Natur. Er fühlt mit seinen Personen, weiß das Seelenleben dieser Hirten in einfachen, ungeschminkten Zügen bloßzulegen. Diese Skizzen sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden und haben Mikszáth einen ehrenvollen Rang in der Weltliteratur verschafft. Er beobachtet aber ebenso genau und beschreibt mit ebensoviel Humor das Leben der Gentry in den Provinzstädten, das Komitatsleben; er erzählt seine Jugendliebe im Rahmen einer anmutigen Dorfgeschichte, die einen seiner bestgezeichneten Charaktere, den Geizhals Gáll, enthält (»Prakovszky, der taube Schmied«); er zeigt in einer parallelen Geschichte den Romantizismus der Jókaischen Schule und den Realismus der Modernen (»Die Taube im Käfig«). Überall geißelt er das »Strebertum«, das im sozialen Leben so viel Vertreter hat.

Mikszáth ist auch der große Satiriker des Parlaments und der mit ihm verbundenen Skandale. Eine ganze Reihe von Skizzen und Novellen widmete er demselben. Anfangs genügte ihm der Spas, das Sticheln, wie in der Beschreibung der Parteien (»Das geehrte Haus«); nach und nach liefs er die Geißel schärfer fühlen, indem er die »Demokraten«, die fortwährend das Volkswohl im Munde führen, die bei den Wahlen vorkommenden Mißbräuche, das Ausspielen der Wähler durch die Stadtbehörden verspottet (»Eine Wahl in Ungarn«). Den Bankschwindel zeigt uns die »Neue Zrinyiade«, eine echt aristophanische Lauge, worin der aus der Asche erstandene Held des 16. Jahrhunderts ins

Getriebe des modernen Lebens gerät und sowohl die Minister als das Parlament in eine arge Klemme bringt. Dorfgeschichten und sozialpolitische Satiren sind die zwei Hauptgattungen, die Mikszáth pflegt; er schrieb aber auch gröfsere Erzählungen, wie »Der Regenschirm des heiligen Petrus«, eines seiner Meisterwerke, das unter viel Außerordentlichem eine feine Charakteristik des Advokaten Widra enthält; oder »Die Belagerung von Besztercze«, das uns in Stefan Pongrácz, Schlofsherrn von Nedecz, eine Art verrückten Don Quichotte darstellt, der im 19. Jahrhundert wie die Ritter des 16. Jahrhunderts leben will. Dieser Roman, der ebenfalls im Norden Ungarns spielt, zeigt eine ganze Reihe Typen und eine wahrhaft idyllische Gestalt in der schönen Apolka, die als Geißel im Schlosse von Nedecz bleibt und ihres Erlösers harrt.

Mikszáth redigiert seit 1888 einen Almanach, der jährlich die besten Kräfte Jung-Ungarns vereint, und in dem der Meister eine prachtvolle Novelle oder Skizze als Neujahrgeschenk bringt. In diesen Bänden treffen wir die besten Erzählertalente der jungen Schule an, von denen einige schon eine ganze Reihe von Werken geschaffen haben. Géza Gárdonyi (geb. 1863), dessen urwüchsiges Talent sich auf dem Gebiete der Poesie, des Volksstückes und der Erzählung betätigt, wurde vom Dorflehrer zum Journalisten, meidet jedoch die Hauptstadt und lebt einzig der Betrachtung der Volksseele und dem Studium. Seine zahlreichen Novellen und humoristischen Skizzen reihen sich würdig denjenigen Mikszáths an. In den letzten Jahren gab er auch längere Erzählungen. »Die Sterne von Eger« ist ein spannender historischer Roman aus der Zeit der Türkenkriege und entrollt ein Bild der heldenmütigen Verteidigung Egers durch Dobó. »Der unsichtbare Mensch« (1902) ist die Jugendgeschichte des Sklaven Zeta, der mit dem Rhetor Priskos an den Hof Attilas nach Ungarn kommt, die schöne Emöke sieht und sie durch seine Heldentaten erobern will. Er nimmt am Feldzuge Attilas gegen Aëtius teil und beschreibt das Leben der Hunnen. Wir haben im Roman Gárdonyis, der nur durch künstlerische, einfache Mittel wirkt, ein Seitenbild zu Arany's Epos »Budas Tod«. Selten ist ein ungarischer Erzähler in so graue Vorzeit zurückgegangen. Der letzte Roman (»Jener Dritte, der Mächtige«) ist eine feine Studie über die Frauenseele und eine wahre Hymne an den Gott der

Liebe, den Mächtigen, der aus dem Weiberfeinde den hingebendsten Gatten, aus dem streng religiös erzogenen Mädchen eine Heldin macht, die den sozialen Vorurteilen trotzt, dem Erwählten ihres Herzens in die Einöde folgt, jedoch ihre Keuschheit bewahrt, da sie kein uneheliches Kind zur Welt bringen will. Wie lange wird sie jedoch diese Keuschheit bewahren können? Wird der »Mächtige« nicht auch ihre Sinne bestriicken? — Gárdonyi hat es auch versucht, das Volksstück in neue Bahnen zu lenken, indem er die eingestreuten Lieder verbannte und wahre Bauerndramen (»Der Wein«) schuf.

Das Dorf und seine Leute werden auch von Stefan Petelei mit vieler Meisterschaft beschrieben. Seit dem ersten Versuche dieses Novellisten (»Meine Gasse«) bis zum letzten (»Das Leben«) nimmt man einen beständigen Fortschritt wahr. Er hat etwas von der slavischen Melancholie; seine Gestalten — meist Jünglinge oder Greise — verlieren die Schlacht des Lebens und enden im Elend.

Franz Herczeg schrieb anfangs Novellen, in denen er besonders das hauptstädtische Leben darstellte. Diese Skizzen zeichnen sich durch Geist und eine angenehme Darstellungsgabe aus. Er strebte dann höher in seinen Romanen. »Die Heirat Szabolcs'« ist ein psychologisches Gemälde des verarmten Adligen, der sich durch eine Geldheirat zu retten trachtet, jedoch seine Frau vernachlässigt, sie zum Ehebruch treibt und sich dann tötet. Das Gegenstück zu diesem entnervten Adel bietet »Der Landeseroberer«, der wohl in einer Nacht sein Vermögen verspielt, doch genug Charakterstärke besitzt, um sein Leben als Arbeiter von vorn zu beginnen und sich durch Fleiß und Ausdauer in der Levante ein neues Vermögen zu erwerben. »Unter Fremden« ist das Tagebuch einer Erzieherin, die in verschiedenen Stellungen die »vornehme Welt« betrachtet, wegen ihrer Schönheit nirgendwo bleiben kann, endlich einen mittelmäßigen Beamten heiratet, der sie nicht versteht. Sein von der Akademie gekrönter Roman: »Die Heiden« ist einer der besten historischen Romane der jungen Generation. In kräftigen Zügen stellt uns Herczeg den Kampf des alten, heidnischen Ungarn gegen das westliche Mönchtum dar, und zeigt die letzte große Empörung des asiatischen Stammes im 11. Jahrhundert gegen den Klerus, der den alten Sitten und Gebräuchen den Vernichtungskrieg erklärt hat.



Der größte Humorist Jung-Ungarns, Victor Rákosi (geb. 1860), der sein Pseudonym »Sipulusz« einem Genre verliehen hat, erinnert mit seinem unerschöpflich sprühenden Witz an Mark Twain. Er bleibt auf ungarischem Boden und beobachtet die Verschrobenheiten der sozialen Verhältnisse, übertreibt gewisse Manieren der Sonderlinge, und da er als Journalist und Deputierter die Presse und das Abgeordnetenhaus gut kennt, wählt er auch seine Helden aus ihrer Mitte. Er hat aber auch Talent zu größeren, ernsteren Werken. Seine »Morschen Holzkreuze« führen uns Episoden aus der Revolution vor, seine »Verstummten Glocken« zeigen uns den Kampf, den ein gebildeter und energischer Pastor auf siebenbürgischem Boden gegen den Aberglauben der Orthodoxie, gegen das Überhandnehmen der rumänischen Liga führt. Auf siebenbürgischem Boden bewegen sich auch die meisten Erzählungen Ödön Jakabs, des bekannten Lyrikers. Im Széklerland ist auch Alexius Benedek geboren (1859), der sich als Sammler von Volkssagen und Märchen (Ungarische Märchenwelt, 5 Bde.) sowie als volkstümlicher Historiker (»Vergangenheit und Gegenwart des ungarischen Volkes«; »Die großen Ungaren«) schöne Verdienste erworben hat. Er hat sein merkwürdiges Talent in zahlreichen Novellen bewiesen, welche ein überaus zartes Gemüt, keine Ironie, sondern bloß Mitleid zeigen, gute und edle Gesinnung atmen. Selbst wo das Herz schwere Kämpfe zu bestehen hat (Anna Huszár), breitet Benedek, wie das Volksmärchen, seine wohlthuende, versöhnliche Stimmung über die Tragik.

Eine ganz besondere Stellung nimmt Stefan Bársony (geb. 1855) ein. Er ist der Schöpfer der Tiernovelle. In seinen flott geschriebenen Skizzen »Im Wald und auf der Wiese« erklingt ein neuer Ton. Der Wald war im ungarischen Volkslied unbekannt, vielleicht weil das Volk das edle Wild nicht jagen konnte; es war dies ein Vergnügen der Privilegierten. In Bársony sehen wir einen Jäger, der die Tierseele genau kennt; er schreibt keine gewöhnlichen Jagdabenteuer, sondern wahre Dramen zwischen den Tieren (»Katze und Iltis«), Seelengemälde (»Grus«, »Der Fuchs in der Runde«), Szenen aus dem Walde bei Nacht oder das Schicksal des Königs der Tiere in der Gefangenschaft. Alle diese Novellen zeigen einen Meister der Beobachtung und des Stils.

Einer früheren Generation gehört Karl Eötvös (geb. 1842) an, der als Advokat und Politiker einen europäischen Namen hat; er begann jedoch spät auf belletristischem Gebiete zu wirken, wo er die Erfahrungen und Erinnerungen eines reichen Lebens in einer kernigen, echt magyarischen Sprache erzählt. Seine »Reise um den Plattensee« (1901) führt uns ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts und zeigt, wie das Magyarentum sich damals unterhielt, wie es in sozialer Hinsicht erstarkte und trotz der patriarchalischen Einrichtungen eine neue Welt vorbereitete. Es ist dies meist anekdotenhaft erzählt (wie auch die Notizen des Grafen Gabriel Károlyi und die jüngst erschienenen Bände über Franz Deák und die Erlebnisse von 1848), jedoch mit viel Geschick und Anmut.

Herczeg ausgenommen, der für das Volkstümliche wenig Sinn hat, gehören alle diese Novellisten der populären, echt magyarischen, ländlichen Richtung an. Sie werden heute hoch über die andere Gruppe gestellt, welche, mehr den fremdländischen Strömungen zugänglich, den psychologischen oder naturalistischen Roman pflegen, besonders die hauptstädtischen, höheren adeligen oder bürgerlichen Kreise beobachten. Da sie meist in die Schule fremder Meister gegangen sind, zeigt ihre Sprache weniger Kraft und Nerv. Das magyarische Idiom ist für die moderne psychologische Analyse, für die Schattierungen des Seelenlebens überhaupt weniger geeignet, als für das einfach Volkstümliche. Es hat eben noch nicht die Schule durchgemacht, welche der französische analytische Roman von Madame La Fayette's »Prinzessin von Clèves« bis Bourget hinter sich hat. Den Kampf, den die jüngeren Kräfte wie Sigismund Justh (1863—1894), Bródy, Ambrus, Malonyay und Pekár mit dieser Armut im Nüancieren führen, ist bewundernswert. Der Stil entwickelt sich auch dank ihren Bestrebungen, und das schwere psychologische Geschütz Keménys wird durch ein leichteres ersetzt, das meist in Paris bestellt wird. Nicht umsonst gab Justh, der erste Vertreter dieser Richtung, der auch im Kampfe unterlag, den ungarischen Romanziern den Rat, die Form im »modernen Babylon« zu lernen. Sie kamen auch auf kürzere und längere Zeit, tranken an der Quelle, ahmten anfangs nach, stehen jedoch jetzt auf eigenen Füßen. Justh selbst wollte die psychologische Manier der Franzosen auf das ungarische Bauernvolk anwenden.

Sein »Buch der Puzsta«, das auch ins Französische übersetzt wurde, ist in dieser Hinsicht bemerkenswert. Ein tüchtiges naturalistisches Talent ist Sigismund Bródy (geb. 1863), der von seinem »Elend« bis zu seiner »Weissen Ziege« eine ganze Reihe von Romanen veröffentlicht hat. Er zeigt besonders die Opfer der Versunkenheit des hauptstädtischen Lebens, weilt gerne in medizinischen Kreisen, wo er die Charcotschen Theorien mit einer stark dramatischen Ader auseinandersetzt, hat sich auch auf dem Theater versucht (»Die Amme«, »Schneewittchen«, »Königsidyllen«) redigierte ganz allein mehrere Bände eines Jahrbuchs (»Das weisse Buch«) und schuf die »Zukunft«. Seine angestrengte Arbeit hat sein Nervensystem zugrunde gerichtet.

Zoltan Ambrus, der feinste Stilist dieser Gruppe, ist bei Anatole France in die Schule gegangen. Bei ihm lernte er den Wert des »Wortes«. Seine »Zerstörung Ninivehs« erinnert stark an die »Thais« des französischen Meisters, jedoch in seinen folgenden Romanen und Novellen (»September«, »Baron Berzsenyi«, »Stolze und Gedeütigte«) hat er mit Glück seine Charaktere entworfen. Sein feiner Sprachsinn zeigt sich auch in seinen Übersetzungen der Romane Goncourts und Flauberts. Diese Übersetzungen zeigen, welche Kunst es erheischt, mit solchen Mustern im Magyarischen zu ringen und zu siegen.

Desider Malonyay ist ein klardenkender Kopf, dessen zahlreiche Novellen ein tiefgehendes Studium der französischen Meister verraten. Die unter dem Titel »Ohnmächtiges Ringen« gesammelten, sein »Letzter« zeigen noch Spuren dieses Studiums, jedoch streben seine in Siebenbürgen spielenden Werke (»Die Bärenjagd zu Tartód«, »Dominik und seine Hauslehrer«) nach selbständiger Auffassung. Seine Kunststudien haben sich auch in diesen Romanen Geltung verschafft. Er liebt es, den Antagonismus zwischen einer vierzigjährigen Frau, die aber der Liebe noch nicht entsagt hat, und einem Mädchen, das sie erzogen und deren Schönheit ihren Neid erweckt, zu zeichnen. Deshalb erzählt er so oft das Märchen von Schneewittchen.

Julius Pekár (geb. 1867), ebenfalls durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris ausgebildet, ist durch sein Sprachentalent bemerkenswert. Er ging zuerst bei den Russen (Turgenjeff, Gogol) in die Schule, später übte Flaubert und die formvollendete Schule der Parnassiens ihre Wirkung auf ihn. Er kehrt heute

zum ungarischen Leben zurück, zeichnet die Gentry, weilt aber auch gern im Cinquecento, hat eine Neigung zum Zeitalter Ludwigs XIV. und zum ersten Empire. Er ist auch auf dramatischem Gebiete tätig, hat besonders viel fürs Uraniatheater geschrieben; doch liegt sein Haupttalent in der Novelle, denn er hält sich für einen »ganz kleinen Enkel« der französischen Erzähler. Diese Kunst bewährt er besonders in seinen mittelalterlichen Legenden, in denen Glaube und Liebe in Konflikt geraten.

Schwarz in Schwarz malt Eduard Kabos (geb. 1864), dessen »Spatzen«, »Weisse Nächte«, »Bettler«, »Wanderer«, »Harakiri« eine ganze Gallerie moderner, pessimistisch angehauchter, mit dem Leben unzufriedener Individuen vorführt. Er kennt auch genau die Theaterkulissen und entlehnt der Schauspielerwelt so manche Gestalten, denen er mit einer außerordentlichen Kraft Leben einhaucht.

Jókais romantischer Roman findet heute wenig Nachahmer. Robert Tábori (1855—1906) hat in dieser Richtung einige Versuche, besonders für die Jugend, gemacht. Er besaß ein schönes Erzählertalent und schrieb auch in deutscher Sprache. Heute ist es namentlich Julius Werner, der mit politischem Blick und einer schönen Gabe für die Erzählung in historisch bedeutende Epochen zurückgreift und ein detailliertes Bild derselben entwirft. Sein von der Akademie gekrönter Roman »Es wird noch einmal tagen« spielt im Revolutionsjahr, zeigt den Kampf des Magyarentums gegen innere und äußere Feinde und drückt sein Vertrauen auf den Sieg des starken, einheitlichen Ungarn aus. »Die Heirat Emerich Kendis« ist ein Bild der Reaktion. Der Verfasser verdammt das ewige Politisieren; er will sein Land durch fleißige Arbeit, durch Ausnutzung jedes Talentes, durch wahre Vaterlandsliebe retten. Obwohl im Jókaischen Sinne angelegt, enthalten diese Werke dennoch viele realistische Züge, denn in der heutigen Strömung kann sich kein Romanzier mehr den Anforderungen einer genauen Betrachtung der Dinge entziehen.

#### IV. Geschichte und Kritik.

Es soll in diesen Blättern kein Abriss der ungarischen Gelehrsamkeit und Wissenschaft im 19. Jahrhundert gegeben,

sondern nur solche Leistungen kurz charakterisiert werden, welche als Meisterwerke des prosaischen Stils einen Platz selbst in einer knappen Darstellung der Litteratur beanspruchen dürfen, oder solche, die auf das geistige Leben der Nation einen Einfluß ausgeübt haben. Geschichte und Kritik, im Dienste des nationalen Geistes tätig, waren mächtige Hebel zur Entfaltung des magyarischen Genies. Die Geschichte lieferte den Dichtern Stoffe zu einer Zeit, wo alle Manifestationen auf historischer Basis fulsten; es gab Epochen, wo Lyrik, Drama und Roman blos von der Vergangenheit lebten. Die Kritik und Ästhetik schuf im 19. Jahrhundert das ganze Gebäude der ungarischen Litteraturgeschichte.

Die Geschichtsforschung wurde durch die nationalen Bestrebungen besonders begünstigt. Die Gründung der Akademie durch den Grafen Széchenyi und andere Magnaten war von entschiedenem Einfluß auf dieselbe. Die großen Arbeiten der gelehrten Jesuiten des 18. Jahrhunderts waren in lateinischer, die Werke Fefslers und Engels in deutscher Sprache verfaßt. Nachdem jedoch Georg Fejér (1766—1851) in den vierzig Bänden seines »Codex diplomaticus Hungariae« den größten Teil des Materials ohne Hilfe der Krone oder des Landes mit eisernem Fleiße gesammelt hatte, kam auch die Zeit der ungarischen Geschichtsschreibung. Ihre ersten Vertreter waren jedoch keine kritischen Geister. Stefan Horvát (1784—1846), der in seinen Vorträgen wohl die Jugend für den Ahnenkultus begeisterte, folgte in seinen Werken mehr der Phantasie als der Wissenschaft. Statt dem nationalen Stolz zu schmeicheln, war es vielmehr notwendig, mit Benutzung der Quellen dem Volke einen treuen Spiegel seiner Vergangenheit vorzuhalten. Dies taten Männer wie Paul Jászay (1809—1852), der die Folgen der Schlacht bei Mohács auf politischem und sozialem, religiösem und moralischem Gebiete darlegte, ferner mit tiefem Blicke einen Versuch über die älteste magyarische Geschichte schrieb; Josef Teleki (1790—1855), Präsident der Akademie, der während dreißig Jahre die Dokumente der Hunyadi-Epoche sammelte und in einem neunbändigen Werke (1852—1857) verarbeitete. Dem glorreichen Haus der Hunyadi wurde so das erste dauernde Monument errichtet. Das historische Recht Ungarns, das während der Reaktion die einzige Stütze der Nation blieb, wurde in zahl-

reichen Werken dargelegt. Im Exil, das der Revolution folgte, entfalteten ihre Tätigkeit der liberale Bischof Michael Horváth (1809—1878) und Ladislaus Szalay (1813—1864). Horváth war Unterrichtsminister während der Revolution. Im Exil arbeitete er in Belgien und in der Schweiz. Seine sechsbändige Geschichte der Ungarn (1860) blieb lange Zeit das Meisterwerk, aus dem Generationen ihre Belehrung schöpften. In seinen »Fünfundzwanzig Jahren ungarischer Geschichte« (1864) legte er pragmatisch die liberalen Kämpfe der Széchenyi-Periode bis zur Revolution dar, schrieb auch eine Geschichte des Freiheitskampfes und zahlreiche Monographien, in denen sich sein reiches Wissen und ein scharfer Blick verrät. Szalay war der intimste Freund Eötvös' und einer der größten Politiker Ungarns, der das Gebiet des Rechtes, der Politik und der Geschichte beherrschte. Genauer Kenner Englands und Frankreichs, wollte er in seiner Heimat das Recht und die Gesetzgebung reformieren, übernahm nach Kossuths Rücktritt die Redaktion des »Pesti Hirnap« und wurde der Vertreter Ungarns auf dem Frankfurter Parlament. Nach der Revolution lebte er in der Schweiz, und hier am Ufer des Bodensees faßte er den Entschluß, seinem Volke zu zeigen, daß Ungarn schon härtere Proben bestanden habe und aus ihnen siegreich hervorgegangen sei. Er schrieb die Geschichte des ungarischen Volkes in sechs Bänden (1852—1859), die jedoch nur bis zum Jahre 1706 reichen. Er beleuchtete die Entwicklung der Konstitution, die Kontinuität des ungarischen Rechtes und der Verfassung, die durch keine Revolution verwirkt werden kann. Szalay wurde so der Mitarbeiter Deáks, der ihn besonders hochschätzte. Szalays Studien über englische und französische Staatsmänner, seine Arbeiten über Ungarns politisches Verhältnis zu Frankreich zeigen, wie genau er das Ausland kannte, und wie sehr er immer bestrebt war, das parlamentarische Leben der beiden konstitutionellen Staaten auch in Ungarn einzuführen. Englands Politik und soziales Leben begeisterte auch Anton Csengery (1822—1880), der wie Szalay und Eötvös zu den Zentralisten gehörte. Er entfaltete schon vor der Revolution eine eifrige Tätigkeit als Publizist, war besonders während der Reaktion rührig, als es sich darum handelte, teils dem Auslande die wahre Stellung Ungarns in der Habsburgischen Monarchie darzulegen, teils in Ungarn selbst die

geistigen Strömungen des Auslandes bekannt zu machen. Csengery spielte diese Vermittlerrolle mit so viel Takt und Wissen, daß er zu den intimsten Freunden Deáks zählte und seine rechte Hand genannt wurde. Kurz nach der Revolution gab er in ungarischer und deutscher Sprache die »Redner und Staatsmänner Ungarns« (1851) heraus, ein Sammelwerk, an dessen Bearbeitung Kemény und andere teilgenommen hatten. Der Zweck war, dem Auslande die Vorkämpfer der liberalen Ideen und ihre Rolle vor der Revolution zu zeigen. Er gründete dann (1857) die »Budapesti Szemle«, eine Rundschau, welche Ungarn mit dem geistigen Leben Europas bekannt machen sollte und veröffentlichte wertvolle historische Studien über die Kulturgeschichte Ungarns, in denen sein leuchtendes Beispiel Macaulay war. Auch auf dem Unterrichtsgebiete entfaltete er eine reiche publizistische Tätigkeit und war eine Stütze der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft. Seine Werke in fünf Bänden (1884) geben Zeugnis von seinem historischen Wissen, seinem tiefen Blick und seinem edlen Herzen. — Während der Reaktion begann auch seine Tätigkeit einer der besten Stilisten Ungarns, Franz Salamon (1825—1892), der anfangs auf dem Gebiete der litterarischen Kritik tätig war und feine Essays über Zrinyi, Csokonai, Petöfi und Arany schrieb. Er wandte dann sein kritisches Talent, seine klare Darstellungsgabe auf Geschichtsfragen an und schuf einige Werke, wie »Ungarn unter der Türkenherrschaft«, »Die pragmatische Sanktion«, »Die Kriegsführung der alten Magyaren«, welche als musterhaft gelten. — Die Geschichte Siebenbürgens fand einen tüchtigen Forscher in Alexander Szilágyi (1830—1899), der schon in jungen Jahren sein Organisationstalent zeigte, indem er kurz nach der Revolution die Erstarrung des öffentlichen Geistes bekämpfte. Er schrieb dann die Geschichte seines engeren Vaterlandes, gab seine Geschichtsquellen heraus und erforschte die Beziehungen Bethlens und Georg Rákóczis zu der europäischen Diplomatie, war einer der Begründer der Historischen Gesellschaft (1867), und zeigte dann in der großen Nationalgeschichte Ungarns, welche das Athenaeum zur Millenniumsfeier mit tausenden von Illustrationen in zehn starken Oktavbänden herausgab, was die jüngere historische Schule auf dem Gebiete der Geschichte leisten kann. — Sein Landsmann Karl Szabó (1824—1890) ist besonders durch

seine kritischen Studien über die älteste Geschichte Ungarns bekannt. Thierrys Werk über Attila verdankt ihm viel Verbesserungen. Er übersetzte musterhaft die ältesten lateinischen Quellen der magyarischen Geschichte, gab sein Buch über die ungarischen Herzöge, die vor dem heiligen Stefan das Land regierten, und sammelte endlich in seiner »Alten ungarischen Bibliothek« die Titel der Werke, die von Beginn des Buchdrucks bis zum Jahre 1711 das geistige Leben des Volkes in den alten Zeiten widerspiegeln. Koloman Thaly (geb. 1839), auch als Politiker tätig, hat sein ganzes Können und Schaffen der Rákóczi-Periode gewidmet. Ihm verdankt die Litteraturgeschichte die Entdeckung der Kurutzenlieder (s. oben S. 41); seine zahlreichen Studien über Franz Rákóczi II., dessen Generäle: Bottyán, Ocskay und Bercsényi, sein »Archivum Rakoczianum«, in denen die Aktenstücke veröffentlicht sind, seine Reisen nach der Türkei, wo er den Resten seiner Helden und ihrem Andenken nachforschte, haben bedeutend zum Rákóczi-Kultus beigetragen, der in den letzten Jahren die Nation ergriffen hat. Obwohl Enthusiast, hat Thaly in seinen Werken die strenge historische Methode befolgt.

Die jüngere historische Schule vertieft sich noch mehr in das Studium der Quellen, welche sich immer mehr auftun. Die österreichischen Archive stehen ihr nun frei, selbst der Vatikan hat für das Studium der Beziehungen Roms zu Ungarn seine Schätze geöffnet. Das Material, meist in den »Monumenta Hungariae historica« von der Akademie veröffentlicht, wird immer reicher, und die Detailforschung über einzelne Epochen bringt auch litterarisch bedeutende Werke hervor. Ist jedoch auch die Dokumentierung reicher, so kommt der Einfluß dieser Werke auf die gebildeten Stände nicht demjenigen gleich, den vor Jahrzehnten die Werke eines Michael Horváth, Szalay oder Salamon ausübten. Man merkt ihnen eine zu starke Spezialisierung an, sie sind für den Laien weniger anziehend als die Werke der älteren Schule.

Der hervorragendste Historiker des modernen Ungarn ist Wilhelm Fraknói (geb. 1843). Er gehört dem geistlichen Stande an, lebt jedoch nur der Wissenschaft. In Rom legte er den Grund zu einem ungarischen Institut für Geschichtsforschung. Seine Arbeiten zeichnen sich durch die musterhafte Benutzung





des Quellenmaterials und durch eine anziehende Darstellung aus. Nachdem er eine Geschichte des Unterrichts in Ungarn im 16. Jahrhundert geschrieben hatte, fühlte er sich durch die imponierende Figur des Kardinals Pázmány (s. oben S. 30) angezogen, sein Leben und seine Zeit zu beschreiben, wandte sich dann der Regierung Mathias Korvins zu, die er in allen ihren Phasen bearbeitete, lieferte Beiträge zur Regierung seiner Nachfolger und legte sich, nachdem die vatikanischen Archive geöffnet waren, mit allem Eifer auf die Ausbeutung der Ungarn betreffenden Dokumente; er beschrieb auf Grund dieser die Beteiligung des Papsttums an der Befreiung Ungarns vom türkischen Joche und in drei starken Bänden die politischen Beziehungen des heiligen Stuhls zu Ungarn. Fraknói leitete auch die Edition mehrerer Quellensammlungen, so die Dokumente der ungarischen Reichstage vom Jahre 1526 an und die »Monumenta Vaticana«, die sich auf Ungarn beziehen.

Der ehemalige Direktor des ungarischen Staatsarchivs, Julius Pauler (1841 – 1903), hat in seiner »Verschwörung Wesselényis« und besonders in seiner »Geschichte der Arpaden« (1893) und »Geschichte Ungarns bis zum heiligen Stephan« (1900) wahre Muster einer historischen Kritik gegeben, der nichts von den edierten und unedierten Quellen des In- und Auslandes entgangen ist. — Er veröffentlichte mit Alexander Szilágyi im Auftrage der Akademie das große Quellenwerk über die Besitznahme des Landes durch die Ungarn, in welchem die orientalischen und okzidentalischen Quellen meist mit musterhafter Kritik ediert sind. Die Mitarbeiter dieses Werkes beweisen, daß auch auf diesem Gebiete große Fortschritte gemacht wurden, denn Gelehrte wie Ladislaus Fejérpataky, Heinrich Marczali gereichen jeder historischen Schule zur Zierde. Wie hell die Epoche der Arpaden durch die Arbeiten Paulers beleuchtet wurde, zeigt auch das unter der Leitung Julius Forsters erschienene Prachtwerk: »Andenken an den ungarischen König Béla III.« (1900), dessen Mitarbeiter meist der jüngeren Generation angehören.

Mit dem Erwachen des nationalen Geistes traten auch die alten Denkmäler, Zeugnisse des Kunstsinnes der magyarischen Rasse, ins Bereich der Forschung. Das von Franz Széchenyi gegründete Nationalmuseum (1802) wurde der Mittelpunkt dieser Arbeiten, jedoch leistete erst die zweite Hälfte des 19. Jahr-

hundreds Bedeutendes. Franz Pulszky (1814—1897), der vor der Revolution am politischen Leben teilnahm, während derselben eine bedeutende Rolle spielte, dann in England und Italien lebte, wurde nach dem Ausgleich Direktor dieser Sammlungen und gab der Archäologie einen nationalen Charakter. Er war auch als geistreicher Publizist tätig; seine Memoiren »Mein Leben, meine Zeit« in vier Bänden (auch deutsch erschienen) bringen interessante Denkwürdigkeiten aus dem vormärzlichen Ungarn, aus dem Befreiungskriege und der Emigration. — Arnold Ipolyi (1823—1886) veröffentlichte zuerst eine »Magyarische Mythologie« (1854) nach dem Muster Grimms, wandte sich dann der Erforschung der Kunstschatze seiner Diözese Besztercze zu und beschrieb die ungarische Krone vom kunsthistorischen Standpunkt aus. — Emerich Henszlmann (1813—1888), während des Exils in Paris ausgebildet, gab die ersten bedeutenderen Werke über die Altertümer der Stadt Pécs, Székes-Fehérvár und Lőcse (Leutschau) heraus; seine Studien über die ungarische Gotik waren bahnbrechend. — Floris Rómer (1815—1889) war ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der alten magyarischen Kunst, vertiefte sich dann in die Epigraphik und stand an der Spitze der prähistorischen Forschung. Sein Nachfolger ist Josef Hampel (geb. 1849), der in seiner Archäologischen Zeitschrift die jüngeren Kräfte um sich schart und in seinen »Altertümern aus dem 4.—10. Jahrhundert« Bleibendes geleistet hat.

Neben den Historikern und Archäologen können die großen Publizisten, deren Reihe Stefan Széchenyi selbst eröffnet, nicht übergangen werden. Sie schloßen sich eng an die großen Dichter und Schriftsteller an und spielen nicht nur die hervorragendste Rolle im sozialen Leben, sondern sind auch als Stilisten bemerkenswert. Die meisten wurden schon im Laufe unserer Darstellung genannt: Széchenyi, dessen edler Mitkämpfer Nikolaus Wesselényi (1797—1850), der Siebenbürger Athlet an Körper und Seele, der das Opfer des Metternichschen Systems wurde, Kossuth, Eötvös, Kemény, Csengery. Als Gegner der liberalen Strömung trat der geistreiche Aurel Deseffy (1808—1842) auf, dessen Flugschriften sowohl Széchenyi als Kossuth bekämpften. Nach der Revolution wirkte August Trefort (1817—1888), der zuerst auf ökonomischem Gebiete tätig war,

dann über Tocqueville, Thiers, Guizot und Mignet schrieb, nach Eötvös das ungarische Unterrichtswesen in neue Bahnen lenkte, die dann durch Csáky und Wlassics in echt nationalem Sinne noch erweitert wurden. — Große Verdienste erwarb sich auch Moritz Lukács (1812—1879), dessen Werke Paul Gyulai herausgab. Er klärte besonders das Ausland auf und verfocht Ungarns Recht in deutscher Sprache. Ein Berater der größten Staatsmänner Ungarns war Max Falk (geb. 1828), dessen publizistische Tätigkeit zu Gunsten Ungarns sich zuerst in Wien entfaltete, und der dann durch seinen »Pester Lloyd« der mächtigste Vermittler des ungarischen Geistes im Auslande wurde. Der moralische Nutzen, den er seinem Vaterland durch sein Blatt brachte, in dem tüchtige Schriftsteller die geistige Produktion Tag für Tag in den Ländern deutscher Zunge bekannt machen, ist unberechenbar. Seine Biographien Széchenyis und Szalays, seine »Zeit- und Charakterbilder« zeigen tiefe politische Auffassung. — Die Werke Gustav Beksic's (1847—1906) (»Die ungarischen Doktrinäre«, »Sigismund Kemény und der Ausgleich«, »Die Rumänenfrage«, »Das Reich Mathias Corvins«) zeugen von tiefem historischen Wissen und einem klaren Blick in die Lebensbedingungen des Landes. Die Sammlung der politischen Reden Albert Apponyis (geb. 1846) ist ein schlagender Beweis für das hohe Niveau der parlamentarischen Beredsamkeit, deren Meister schon im vormärzlichen Ungarn glänzten und die uns im Werke Csengerys vorgeführt werden. Es ist schade, daß diejenigen Desider Szilágyis, dieses Helden der Rednerbühne, der durch sein energisches Auftreten im Kabinet Wekerle den politisch-religiösen Reformen zum Siege verhalf, noch nicht gesammelt sind. Man könnte so die beiden Koryphäen des modernen parlamentarischen Lebens aneinander messen. — Die publizistische und parlamentarische Tätigkeit Albert Berzeviczys (geb. 1853) spiegelt sich in den jüngst veröffentlichten »Reden und Studien« (1905) wieder, die in ihm besonders den Mann zeigen, der für die Lebensfragen der ungarischen Kultur ein tiefes Verständnis hat und das Unterrichtswesen, das er einige Zeit leitete, vom Kindergarten bis zur Universität genau kennt.

Die Entwicklung der Kritik und Ästhetik ging mit der Geschichtsforschung Hand in Hand, hat jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Meisterwerke hervor-

gebracht. Ihre ersten Spuren finden wir bei Kőlcsey und seinem Anhänger Szemere (s. oben S. 103); ins nationale Bewußtsein drang sie durch die Gründung der Kisfaludy-Gesellschaft, die bis heute ihre Pflegestätte ist. Die Freunde Karl Kisfaludys, welche sie gründeten: Vörösmarty, Bajza und Toldy, wollten besonders das Andenken des Schöpfers der ungarischen Komödie ehren. Die Gesellschaft betrachtete dann als Zweck die Pflege der Litteratur, die ästhetische Forschung, die Übersetzungen ausländischer Meisterwerke und das Sammeln der Volkspoesie. Franz Toldy (1805—1875) wird als Begründer der ungarischen Litteraturgeschichte betrachtet. Er betrieb anfangs medizinische Studien. Kazinczy und der Aurora-Kreis zogen ihn an und machten ihn zum Schriftsteller. Er unternahm es, die Annalen der ungarischen Litteratur zu sichten und zu ordnen. Was vor ihm geleistet wurde, konnte kaum in Betracht kommen, da es bloß unsichere, chronologisch geordnete Notizen waren. Schon im Jahre 1828 veröffentlichte er in deutscher Sprache ein Handbuch der ungarischen Poesie, das eine Auswahl aus den besten Dichtern gab; arbeitete dann unablässig auf diesem Gebiete, gab zahlreiche Schriftsteller des 18. Jahrhunderts heraus, sammelte und erklärte die alten Sprachdenkmäler, Legenden und Fabeln, sowie die Werke der alten Grammatiker, und verfasste endlich seine »Geschichte der ungarischen Nationallitteratur« (1852), welche für das Mittelalter grundlegend wurde; drei Jahre später seine »Geschichte der ungarischen Poesie«, die bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts, ferner (1865) seinen »Abriss«, der bis zur Revolution geht. Sein »Handbuch der ungarischen Dichtung« (1870) in fünf Bänden ist eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Diese Werke sowie die zahlreichen Studien, die in den von ihm redigierten Zeitschriften, in den Abhandlungen der Akademie, deren Generalsekretär er von 1835 bis 1861 war, und in den Jahrbüchern der Kisfaludy-Gesellschaft erschienen, bilden die Grundlage, auf der die folgenden Generationen weiterbauten. Toldy war der Schüler Kazinczys, sein Ideal blieb auch das des Meisters: die klassische Richtung. Er hatte wenig Sinn für das Volkstümliche und konnte sich nur schwer mit Petőfis und Arany's Dichtung befreunden. Er war auch keine künstlerisch angelegte Natur wie seine Nachfolger Gyulai und Beöthy; er hatte aber ein großes Organisationstalent

und einen Sammlerfleiß ohnegleichen. Der Nationalpreis, den ihm das Parlament verlieh, war wohlverdient, denn dank seinen Leistungen wurde das Studium der nationalen Litteratur eifriger betrieben, die Quellen fleissiger erforscht. Neben und nach ihm wirkten Gelehrte wie Alexander Imre, Aron Szilády, der Herausgeber der »Litteraturhistorischen Beiträge«, ein vielseitiger Forscher, der besonders durch seine Sammlung alter Dichter (15. und 16. Jahrhundert) große Verdienste hat. Der als Dichter und Ästhetiker schon genannte Paul Gyulai, Nachfolger Toldys an der Budapester Universität, bearbeitete besonders das Gebiet des 19. Jahrhunderts, eroberte Petöfi und Arany den ihnen gebührenden Platz, wurde durch zahlreiche Ausgaben und durch die Redaktion der »Budapesti Szemle« der eifrigste Förderer dieser Studien. Bei ihm steht die ästhetische Behandlungsweise im Vordergrund, da er ein poetischer Geist ist. Dieselbe hat besonders in der Kisfaludy-Gesellschaft große Pflege gefunden. Schon vor der Revolution lieferten Erdélyi und Henszlmann Beiträge zur Kenntnis des Schönen. Nach ihnen entwickelte der Hegelianer August Greguss (1825—1882), der zwanzig Jahre lang Sekretär der Gesellschaft und der erste Professor der Ästhetik an der Budapester Universität war, eine fruchtbringende Tätigkeit. Sein Hauptbestreben war, diese in Ungarn neue Wissenschaft den Lesern in angenehmer, geistreicher Form vorzulegen. Er schrieb eingehende Kritiken, ein wertvolles Werk über die Ballade und unternahm am Ende seines Lebens eine Biographie Shakespeares, von der aber nur der erste Band erschien. Sein Nachfolger an der Universität, Zoltán Beöthy (geb. 1848), Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft, steht heute an der Spitze der ästhetischen Forschung. Er begann seine Laufbahn als anmutiger Erzähler, widmete sich dann der litterarischen Forschung und veröffentlichte eine zweibändige Litteraturgeschichte (1877), welche sich durch die historische Auffassungsweise, ihren reinen, klaren Stil und eine reiche Bibliographie auszeichnet. Das Werk wurde das verbreitetste Handbuch und hat schon mehreren Generationen die Liebe zur nationalen Litteratur eingeflößt. Seine im »Pesti Napló« veröffentlichten dramatischen Feuilletons hat er in zwei Bänden gesammelt herausgegeben (1882). Sie bieten das Beste auf diesem Gebiete und zeichnen sich durch eingehendes Studium und streng kritische Auffassung aus. Dann folgten seine

Meisterwerke: »Das Tragische« (1885), heute das beste ästhetische Werk über diesen Gegenstand, in dem die zahlreichen Hinweise auf die ungarische Litteratur, besonders auf Kemény, befruchtend wirkten; ferner seine »Geschichte der ungarischen Prosa« (1886 bis 1887) in zwei Bänden, welche in eingehender, jedoch immer musterhaft lebendiger Darstellung die Anfänge der prosaischen Erzählung vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts behandelt. Er redigierte dann die vom Athenäum zur Millenniumsfeier herausgegebene illustrierte Litteraturgeschichte, die schon in zweiter Auflage vorliegt. Dieses Werk gibt die Resultate der bisherigen Forschungen; jedes Kapitel ist von einem Fachmann verfaßt. Es ist nur schade, daß die Erscheinungen der letzten dreißig Jahre noch nicht berührt sind. Beöthy gab noch einige glänzende Beiträge zur Litteraturgeschichte (Horaz und Kazinczy, Széchenyi's Einfluß auf die Litteratur); er nimmt bei feierlichen Gelegenheiten oft das Wort, hat Denkrede auf Wesselényi und Jókai gehalten, die bloß mit denen Gyulais verglichen werden können. Sein Einfluß auf den Unterricht ist auch bedeutend. Alle diese Verdienste wurden durch seine Berufung ins Herrenhaus anerkannt, wo er neben Gyulai und Eugen Rákosi glänzend das Litteratentum vertritt.

Der jetzige Generalsekretär der Akademie, Gustav Heinrich (geb. 1845), hat besonders als Gelehrter Bedeutendes geleistet. Als gründlicher Kenner der deutschen Litteratur, die er an der Universität über dreißig Jahre vertrat, hat er dunkle und schwierige Fragen, die sich auf Übersetzungen, Umarbeitungen deutscher Werke in der älteren ungarischen Litteratur beziehen, glänzend gelöst. Seine einschlägigen Arbeiten, welche meist in der von ihm gegründeten »Zeitschrift für allgemeine Philologie« und in der »Budapesti Szemle« erschienen, bilden zusammen mit denjenigen, die er der vergleichenden Sagenforschung widmete, eine stattliche Sammlung. Er veröffentlichte außerdem ein Werk über Boccaccio und eine deutsche Litteraturgeschichte, die aber nicht vollendet ist, redigiert die »Alte ungarische Bibliothek«, eine Sammlung von unedirten oder sehr selten gewordenen Schriften der älteren ungarischen Litteratur, gibt jetzt die »Ungarischen Klassiker« in 60 Bänden heraus und hat die erste »Geschichte der Weltlitteraturen« (bis jetzt zwei Bände) unternommen. In allen diesen Unternehmungen zeigt sich sein äußerst

praktisches Talent, das die größten Schwierigkeiten überwindet und ihn überall die tüchtigsten Mitarbeiter finden läßt. Es gibt wenige ungarische Gelehrte, die so befruchtend auf die jüngere Generation gewirkt haben wie er.

Neben diesen Koryphäen der litterarischen Kritik entfaltete reiche Tätigkeit der geniale Eugen Péterfy (1850—1899), ein Gymnasiallehrer, den die Verzweiflung in den Tod trieb. Seine von der Kisfaludy-Gesellschaft in drei Bänden herausgegebenen Essays zeigen einen Meister ersten Ranges. Er war anfangs journalistisch tätig, gab später feine Studien über die ungarischen Romandichter (Eötvös, Kemény, Jókai) heraus, die seinen Namen allgemein bekannt machten, schrieb über das Tragische, über Dante, über Taine und begann am Ende seines Lebens eine »Griechische Litteraturgeschichte«, von der einzelne Kapitel in der genannten Sammlung vorliegen. Die klassische Philologie hatte noch nie in Ungarn so beredt gesprochen. Péterfy, ein Schüler Sainte-Beuves, hatte die Gabe, einen persönlichen, eleganten Stil zu schreiben und zugleich tief in die Seele der Schriftsteller zu dringen und in kräftigen Strichen ihr Porträt zu entwerfen. Wohl ist er manchmal unbarmherzig, wie in seinem Essay über Jókai, aber seine Bilder prägen sich dem Leser tief ins Gedächtnis.

---

### Schluss.

---

Wir haben in knappen Zügen das geistige Leben der Magyaren, wie es sich in ihrer Litteratur offenbart, dargelegt. Zwei Hauptzüge können von den ersten schwachen Anfängen bis zur vollständigen Blüte beobachtet werden: ein zeitgemäßes, talentvolles Anschmiegen an die Strömungen der europäischen Kultur, und ein zähes Festhalten am nationalen Wesen. Der ungarische Geist wurde stark vom Abendlande beeinflusst. Schon im Mittelalter gelangte die Askese in den Klöstern und in den dort entstandenen Schriftwerken zum Ausdruck, obwohl das Volk im allgemeinen der religiösen Schwärmerei fremd gegenüberstand. Im 15. Jahrhundert fand die Renaissance am Hofe Mathias Corvins eine Pflegestätte, wie es deren außerhalb Italiens wenige

in Europa gab. Der Geist der Reformation weckte das ungarische Gemüt, löste die Zunge und schuf die ersten Werke in nationalem Idiom; Luthers und Calvins Lehren, selbst der unitarische Glaube fanden heldenmütige Vertreter; ein Bauernsohn aus Siebenbürgen machte Ungarn mit der Philosophie des Descartes bekannt. Als dann im 18. Jahrhundert die französische Litteratur die Hegemonie in Europa hatte und das Land aus einem tiefen Schlaf erwachte, waren es der französische Klassizismus und die Werke Voltaires, welche bestimmend auf die Wiedergeburt einwirkten, während zu Beginn des 19. Jahrhunderts Weimar die Muster zur Nachahmung lieferte. Aber schon entfaltete der ungarische Geist seine Flügel und schuf Werke von echt nationalem Charakter, welche viel dazu beitrugen, das Land politisch und gesellschaftlich neu zu gestalten. Selbst in den Perioden der Nachahmung hat der ungarische Schriftsteller seine Heimat vor Augen, und da diese Heimat bald von Türken, bald von Nachbarvölkern bedroht und unterjocht wurde, drückte die große Vaterlandsliebe der ganzen Litteratur ihren Stempel auf. Der staatsbildende und -erhaltende Geist der Magyaren, den sie schon aus Asien mitbrachten, wurde durch die harten Kämpfe noch gestählt. In einer Zeit, wo die Politik verstummen mußte, und die leitenden Kreise gänzlich fremden Sitten huldigten, waren es die Schriftsteller, die von keiner Macht unterstützt, bloß in ihrem Herzen und Geiste die Töne fanden, um den erstarrten nationalen Geist wieder ins Leben zurückzurufen. Ist demnach die Litteratur in anderen Ländern der Ausdruck der Volksseele, so war sie in Ungarn ihre Erweckerin und Erhalterin. Wie Gustav Heinrich treffend sagt: »Die Litteratur erhielt im Volke den Glauben an die Zukunft, sie schuf die Ideale des nationalen Lebens, sie ebnete den Staatsmännern die Bahn.«

Bessere Tage brachen dann an; immer tiefere Schichten der Gesellschaft wurden der Litteratur gewonnen, aber auch in diesen Zeiten ist es immer das Nationale, das charakteristisch Magyarische, das Patriotische, welches die meisten Werke beseelt. Die fremden Strömungen werden in nationale Dienste gezogen, die französische Romantik dient dazu, den Feudalstaat in einen modernen umzuwandeln. Der ungarische Genius brachte während dieser Blüte Männer und Werke hervor, welche jeder westeuropäischen Kultur zur Ehre gereichten. Ein Volk, das in der Politik ein Drei-



gestirnt wie Széchenyi, Kossuth und Deák, in der Lyrik und Epik Vörösmarty, Petöfi und Arany, in der Dramatik Katona, Szigligeti, Madách und Csiky, im Roman Eötvös, Kemény, Jókai und Mikszáth, in der Ästhetik und litterarischen Forschung Toldy, Gyulai und Beöthy, in der Geschichte Horváth, Szalay, Thaly und Fraknói, Reisende wie Körösi Csoma, Reguly und Vámbéry, Sprachforscher wie Révai, Hunfalvy, Budenz und Szily hervorgebracht und gebildet hat; das nun auch in den exakten Wissenschaften und in der Kunst Großes leistet, kann an der Schwelle des 20. Jahrhunderts getrost seinem litterarischen Geschick entgegensehen. Die Zukunft wird diese reiche Blüte noch vermehren und von einem in Sitten und Gesinnung nationalen Staate begünstigt, eine Macht schaffen, die mehr als jede andere dazu geeignet sein wird, zwischen Okzident und Orient die geistige Vermittlerrolle zu spielen.

---

## Bibliographie.

---

Wir geben hier die Titel der Hauptwerke, welche denjenigen, die sich mit der ungarischen Litteratur eingehender beschäftigen wollen, als Wegweiser dienen können. Wir nennen die besten der in deutscher (D.), französischer (F.) und englischer (E.) Sprache erschienenen Bücher oder Abhandlungen.

**Allgemeines.** (D.) J. H. Schwicker: *Gesch. der ungarischen Litteratur*. Lpzg., 1889. 944 S. Das Werk ist besonders der vielen Zitate und Übersetzungsproben halber brauchbar; es zeigt jedoch wenig Selbständigkeit. — Neményi: *Das moderne Ungarn* (Skizzen über verschiedene Schriftsteller). Berl., 1883. — Ad. Dux: *Aus Ungarn. Litteratur- und kulturgesch. Studien*. Lpzg., 1880. — Reiches Material in *•Literarische Berichte aus Ungarn•* (1877—1880), *•Ungarische Revue•* (1881—1895). Bpest und Lpzg. — Bibliographie. Kertbeny und Petrik: *Ungarns deutsche Bibliographie (1801—1860)*. Budapest, 1886. Die deutschen Übersetzungen (bis 1875) bei Kertbeny: *Die ung. Litteratur in der Weltlitteratur*. Bpest, 1876. — (F.) Charles Ujfalvy: *La Hongrie, son histoire, sa langue et sa littérature* (Kurze Einleitung und Übersetzungsproben). Paris, 1872; Artikel in der *Grande Encyclopédie* von Sayous und Kont; I. Kont: *La Hongrie littéraire et scientifique*, Paris, 1896 (Litteratur, Wissenschaft und Schulen); *Histoire de la littérature hongroise* (nach ungarischen Quellen, illustriert, Bpest und Paris, 1900). — M. de Polignac: *Notes sur la littérature hongroise*. Paris, 1900. Die von Angelo de Gubernatis redigierte *Revue internationale* brachte zwischen 1883 und 1890 zahlreiche Artikel über Litteratur und geistiges Leben. In den Werken von Boldényi (*La Hongrie ancienne et moderne*, Paris, 1851), Gubernatis (*La Hongrie politique et sociale*, Florenz, 1885) und Chélard (*La Hongrie contemporaine*, Paris, 1891, *La Hongrie millénaire*, 1896) findet sich nur wenig über Litteratur. — (E.) Emil Reich: *Hungarian Literature*. London, 1898.

**I. Mittelalter und Renaissance.** Über die Renaissance und die Corvina sind bahnbrechend die Arbeiten Abels: *Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Ungarn* (1880) usw. Die Arbeiten Abels übersetzt in: *Litterarische Berichte aus Ungarn*, Bd. II und IV; *Ung. Revue*, Bd. I. Über die Renaissance einiges bei Vogt: *Die Wieder-*

belebung des klass. Altertums, Bd. II (nach Abel). Pulszky: Die Renaissance und König Mathias, in: Ungar. Revue, Bd. X.

II. **Religions- und Freiheitskämpfe** (16. und 17. Jahrh.). (D.) Über Pázmány, Acsády (nach Fraknói) in: Ungar. Revue, Bd. VI. Schwicker, Die Sabbatarier (nach S. Kohn) in: Ungar. Revue, Bd. XII. Über Alsted und Bisterfeld, Kvacssala in: Ungar. Revue, Bd. IX und XIII — (F.) Sayous: L'établissement de la Réforme en Hongrie (in: Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français, 1873. Dasselbst: I. Kont, La littérature hongroise et le protestantisme de langue française aux XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles, 1899).

III. **Der Verfall** (18. Jahrh.). (D.) Darvai, Ungarn im 18. Jahrh., in: Ungar. Revue, Bd. IX. Derselbe, über das Unterrichtswesen im 18. Jahrhundert, Bd. II.

IV. **Die Wiedergeburt**. (D.) Josef Teleki in: Siebenbürgische Quartalschrift, Bd. VII, (1801) von seinem Sohne. Über Al. Kisfaludy die Studie Szécsens in: Das moderne Ungarn, 1883. Über Martinovics, Marczali in: Ungar. Revue, Bd. I. Über die polit. Litteratur bis 1825, Darvai, Bd. IX. — (F.) I. Kont, Etude sur l'influence de la littérature française en Hongrie, Paris. 1902. Die Einleitung gibt mehreres über Molnár von Szencz, Cseri und Mikes. Das I. Buch (S. 65—273) behandelt ausführlich die franz. Schule und die liberale Bewegung, mit einer Bibliographie. — Fekete. Derselbe: Un correspondant hongrois de Voltaire (Fekete) in Grande Revue, nov. 1905. Sayous, Histoire des Hongrois et de leur litt. politique de 1790 à 1815. Paris, 1872.

(D.) Dichtungen von Berzsenyi, Csokonai, Kölcsey in den verschiedenen Anthologien von Kertbeny. — Fannys Nachlaß von Kármán, übers. von Rózsa. — Beöthy, Horaz und Kazinczy, in: Ungar. Revue, Bd. X.

V. **Romantisch und National**. Széchenyi. (D.) Biogr. von M. Falk, Aurel Kecskeméthy (1866). Über seine Reisen und Briefe, Ungar. Revue, Bd. X, XI. Gyulai, Széchenyi als Schriftsteller, Bd. XII. Zsilinszky, Széchenyi und die Nationalitätenfrage, Bd. XIV. — (F.) Saint-René Taillandier in: Revue des deux mondes (1. Aug., 15. Okt. 1867), Abdruck in: Bohême et Hongrie, 1869. I. Kont: Etienne Széchenyi à l'armée des alliés (Revue des revues, 15. Febr. 1897).

Poesie. Übersetzungen: (D.) Die älteren s. bei Kertbeny; die neueren in den Literar. Berichten aus Ung. (bes. Bd. II, Ungar. Dichtungen in deutscher Gestalt von Heinrich) und in der Ungar. Revue. — Ungarischer Dichterwald von Irene H. Cserhalmi. Stuttg. und Lpzg. 1897 (Vorwort von G. Ebers). — (F.) Desbordes-Valmore et Ujfalvy: Poésies magyares. Paris, 1873. — M. de Polignac: Poésies magyares (1896). C. de Harlez: Poésies hongroises. Louvain, 1895. — (E.) J. Bowring: Poetry of the Magyars. London, 1830. Mehreres von Butler Dundas und Loew (Poetry selections from Hungarian poets, 1899).

(D.) Vörösmarty: Dux in Lit. Ber. aus Ungarn, Bd. II. Eingang zu Zaláns Flucht, übers. von Handmann, Ungar. Revue, Bd. IX.

Cserhalom, übers. von Pachler, Stier. Ban Marót von Ring. Csongor und Tünde von Gärtner, 1904. Lyrisches in den verschiedenen Anthologien: ausgew. Gedichte von Jekel, 1901. — (F.) Saint-René Taillandier in: *Bohème et Hongrie*; daselbst auch über Garay. — I. Kont: *Un poète hongrois*. Michel Vörösmarty (Paris, 1903). — Garay. Lindner in: *Ungar. Revue*, Bd. I mit Übersetzungen.

Volkspoesie: (D.) Aigner, Übersetzung (1873) und Studie in: *Das moderne Ungarn*, 1883. G. Heinrich. *Ungar. Volksballaden*. in: *Ungar. Revue*, Bd. III. Volkslieder und Märchen, Bd. V u. VI. Märchen. Übers. von Gaal, Majláth, Elisabeth Sklarek: *Ungar. Volksmärchen*. Leipzig, 1901. — (F.) Dora d'Istria, *La poésie populaire des Magyars*. in: *Revue des deux mondes*. 1. Aug. 1870. — Néthy, *Ballades et chansons populaires de la Hongrie*. Paris, 1891. — Klimó, *Contes et légendes de Hongrie*. Paris, 1898. — Sayous, *La poésie pop. hongroise pendant la guerre de 1848-49*, in: *Revue des deux mondes*, 15. Aug. 1872. — (E.) *The folk-tales of the Magyars*. Translated by H. Jones and L. Kropf. London, 1889. — *Myths and folk-tales of the . . . Magyars*, by J. Curtin. London, 1890.

Petőfi: (D.) Zahlreiche Übersetzungen von Kertbeny bis auf Steinbach. A. Fischer, *Petőfis Leben und Werke*. Lpzg., 1889. Péterfy in: *Das moderne Ungarn*. 1883. — (F.) Saint-René Taillandier, in: *Revue des deux mondes*, 15. April 1860. Ch. L. Chassin, *Alex. Petőfi*. Paris, 1860. I. Kont, *La vie intime d'Alex. Petőfi* in: *Revue des Revues*, nov. 1897. Übersetzungen von Desbordes-Valmore und Ujfalvy, 1871. Dozon, *Le chevalier Jean*, 1877. Dasselbe Epos von Gauthier (in Versen), 1898. — (E.) Übersetzungen von Bowring (1866), Butler (1881), Loew (1887).

Theater und Roman. (F.) I. Kont, *Etude sur l'influence de la littérature française en Hongrie*. Buch II (S. 287-451) gibt eine Übersicht von 1836 bis 1896. — Dramatik. (D.) Gyulai über K. Kisfaludy in *Ungar. Revue*, Bd. VIII. Ötvös-Silberstein, *Die ungar. Schauspielkunst*, in: *Das moderne Ungarn*, 1883. — Dux, in: *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. III. Heinrich, *Das Jubiläum des Nationaltheaters*, in *Ungar. Revue*, Bd. VII. Gyulai, *Zur Gesch. des ungar. Theaters*, Bd. IX. — (F.) I. Kont, *Szigligeti et le drame romantique hongrois*, in: *Revue d'art dramatique*, 1900.

VI. **Reaktion und Ausgleich.** Deák. (D.) Außer den Geschichtswerken, eine Studie von Wertheimer in: *Deutsche Rundschau*, Febr. 1904. Über Andrassy, B. Kállay, in: *Ungar. Revue*, Bd. XI. — (F.) Deák. Laveleye in: *Revue des deux mondes*, nov. 1868. Eisenmann, *Le Compromis austro-hongrois de 1867*. Paris, 1904. — I. Kont in: *Revue d' Europe*, 1905.

Über Arany: (D.) Riedl in: *Das moderne Ungarn*, 1883. Sturm, *Die Epenitologie J. Arany's*, in: *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. IV. Arany's Selbstbiographie ergänzt von G. Heinrich in *Ungar. Revue*, Bd. III. Gyulais Denkrede, Bd. IV. Sturm, *Arany's Nachlaß* in *Ungar. Revue*,

Bd. VIII. Lévay, Arany's Lyrik, Bd. XIII. Übersetzungen: Gedichte (Auswahl) von Korrodi (1863), Dóczy (1902), Toldi von Kolbenheyer (1857 und 1884) und Lemberger (1903). Budas Tod von Sturm (1879). — (F.) Sayous, Arany in: *Revue chrétienne*, Febr. 1893. I. Kont, Un poète hongrois. Jean Arany. Paris 1904. Übers. Toldi (I. Teil) von Gauthier (in Versen).

Lyrik: (D.) Zahlreiche Übersetzungen in: *Liter. Ber. aus Ung. und Ungar. Revue*. Lévay. Lindner in: *Ungar. Revue*, Bd. I. Tóth. Sturm in: *Ungar. Revue*, Bd. I. Übers. von Bartók (Silberstein), Endrődi (Ivanhoe), Reviczky (Nascher), Kiss (Neugebauer). — (F.) Übers. in der *Anthologie* von M. de Polignac. I. Kont, *Poètes lyriques hongrois*. Tompa, Gyulai, Szász et Lévay. Paris, 1905. Derselbe. *Le mouvement littéraire en Hongrie* in: *Revue des revues*, sept. 1898 und *Revue bleue* 1906, I (auch über das Theater und den Roman).

Drama: (D.) Die Tragödie des Menschen wurde mehrmals übersetzt. Riedl, Em. Madách, in: *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. IV. — (F.) Übers. von Bigault de Casanove. Paris, 1896, Studie von J. Wohl in: *Revue internationale*, Bd. I. Sayous in: *Revue chrétienne*, Oktob. 1894.

(D.) Dux: Stef. Toldy in: *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. IV. — (F.) I. Kont, Grégoire Csiky et le théâtre contemporain en Hongrie, in: *Revue d'art dramatique*, 1899. In derselben *Revue* über die neuesten Stücke (1899, 1901, 1903).

Roman: Kemény: (D.) Denkrede von Szász in: *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. I.

M. Jókai: Die meisten Romane sind übersetzt. Jókai-Jubiläum in *Ungar. Revue*, Bd. XIV. — Einiges ins (F.) und (E.). Der Band *Horns*: Jókai (Paris, 1895), enthält ein Vorwort von G. Boissier und vier Novellen. — Mikszáth: Mehrere Übersetzungen ins (D.), (F.) und (E.), besonders der Dorfgeschichten. — Studie von Szana in: *Revue internationale*, Bd. III.

Geschichte: (D.) Die Geschichte der ungarischen Geschichtschreibung von Flegler. Michael Horváth von Fraknói in *Lit. Ber. aus Ungarn*, Bd. III. Über Csengery, *Ung. Revue*, Bd. II u. VII; Lukács, Bd. II; Ipolyi, Bd. VIII; Trefort, Bd. VIII. — (F.) Berichte von Sayous, Lederer-Marczali und I. Kont in der *Revue historique*, 1876, 1887, 1901—1906. — Bibliographie von I. Kont in: *Revue de synthèse historique*, 1901.

Kritik: (D.) Über Greguss, Stier in: *Ungar. Revue*, Bd. III. — (F.) Über die Hauptwerke der Kritik und Philologie: Rezensionen in der *Revue critique d'histoire et de littérature* (1893—1906). Bibliographie von I. Kont in: *Revue de synthèse historique*, 1902.

---

## Index.

Die mit einem \* versehenen Ziffern bezeichnen die Hauptstellen.

- Abonyi** 230, 240.  
**Ábrányi (Emil)** 185, 208.  
**Ábrányi (Kornel)** 228.  
**Academia Istropolitana** 14.  
**Ágai** 240.  
**Akademie** 68, 110, 114, 116, 130,  
189, 197, 252.  
**Almási** 230.  
**Álmos** 4.  
**Alsted** 43.  
**Amade** 52.  
**Ambrus** 247.  
**Andrássy** 184, 223.  
**Anonyme (der) Notar** 6.  
**Anonymus (von Szendrő)** 26, 198.  
**Ányos** 73, 75.  
**Apáthi** 12.  
**Apor** 46.  
**Apponyi** 255.  
**Arany (Johann)** 7, 26, 40, 81, 120,  
147, 152, \*186, 211, 218.  
**Arany (Ladislaus)** 189, 207.  
**Ariosto** 36, 72.  
**Aristophanes** 189, 194.  
**Arnaud** 70.  
**Árpád** 4.  
**Attavante** 14.  
**Attila** 4.  
**Augier** 162, 215, 227.
- Bacsányi** \*74, 83, 101, 108.  
**Bajza** 116, \*129, 138.  
**Baksay** 240.  
**Balassa** 19, \*24, 35, 52.  
**Balduinus** 31.
- Balzac** 216, 234, 239.  
**Bandello** 151.  
**Barcsay** 70, 73.  
**Bárd** 199.  
**Báróczy** 69.  
**Bársony** 245.  
**Bartók** 213, 228.  
**Basire** 43.  
**Batthyány** 175.  
**Baudelaire** 186, 211.  
**Baumberg** 75.  
**Bayer** 215.  
**Bayle** 56.  
**Bazancourt** 169.  
**Beksics** 255.  
**Bél** 56.  
**Béla III.** 5.  
**Bellarmin** 30.  
**Bem** 146.  
**Benedek** 245.  
**Benyák** 55.  
**Beöthy** 68, 157, 222, 232, 237,  
\*257.  
**Béranger** 139.  
**Berczik** 224.  
**Bernardin** 76.  
**Bertin** 78.  
**Berzeviczy** 255.  
**Berzsenyi** 63, 81, \*84, 105, 106.  
**Bessenyei** 62, \*64, 96, 106, 148,  
166.  
**Bethlen (Gabriel)** 17, 29, 32, 34, 35.  
**Bethlen (Nicolaus)** 46.  
**Bèze** 22, 33, 34.  
**Bion** 82.

- Bisson 224.  
Bisterfeld 33, 43.  
Blaha 230.  
Blandrata 22.  
Blin de Sainmore 70.  
Bluntschli 180.  
Boccaccio 27.  
Bod 21, 56.  
Boileau 71, 77.  
Bólyai 151.  
Bonfini 14, 28.  
Bornemisza 23.  
Bosnyák 230.  
Bourdalous 32.  
Bourget 246.  
Bret Harte 242.  
Bródy 247.  
Brühl 148.  
Buchdruckerei 14, 18, 23.  
Budai 84.  
Budenz 261.  
Burns 202.  
Bürger 94, 105.  
Byron 139, 186, 187.
- Calderon 223.  
Calvin 34.  
Celtés 28.  
Chateaubriand 177.  
Chaulieu 70, 72.  
Cicero 99.  
Colardeau 70, 74.  
Comenius 44.  
Constant 177.  
Corvina 8.  
Csáky 255.  
Csató 131, 157.  
Csengery 189, 231, 250, 254.  
Csepregy 230.  
Cserei 46.  
Cserhalmi 214.  
Cseri 44.  
Csiky 185, 214, \*225, 229.  
Csipkés 32.  
Csokonai 63, \*92, 105, 187.  
Csoma 261.
- Czakó 164.  
Czuczor 81, \*126, 133.
- Dajka 35.  
Dalmady 205.  
Dante 7.  
Dávid 19, 22.  
Dayka 73.  
Deák 109, 112, 117, \*183, 231, 250.  
Debreczeni 128.  
Degré 239.  
Delille 76.  
D'Ennery 164.  
Déry 149, 153.  
Descartes 44.  
Deshoulières 78.  
Dessewffy 254.  
Destouches 66.  
Dévai 21.  
Dobsa 217.  
Döbrentei 103.  
Dóczi 40, 214, 223.  
Donnay 224.  
Dorat 70, 74.  
Dorell 51.  
Dugonics 87, 187.  
Dumas (père) 156, 159, 172, 174, 235.  
Dumas (fils) 227.  
Dusch 69.
- Egressy 154, 161, 166.  
Endrődi 185, 209.  
Engel 56.  
Eötvös (Joseph) 105, 110, 112, 143, 158, 166, \*175, 217, 237, 250, 254.  
Eötvös (Karl) 246.  
Erdélyi 134, 186, 257.  
Erdősi 81.
- Falbaire 148.  
Falk 255.  
Faludi 50.  
Fáy 170.  
Fazekas 91.

- Fejér 249.  
Fejérpatak 253.  
Fekete 71.  
Felvinczi 43.  
Fényes 229.  
Ferenczi 139.  
Ferenczy 230.  
Fesler 56, 150.  
Feuillet 227.  
Flaubert 247.  
Fleury 54.  
Földi 91.  
Fogarasi 127.  
Forgách 28.  
Forster 253.  
Fraknói 32, 55, 252.  
France 247.  
Franz I. 61.
- Gaál** (Joseph) 90, 157, 170.  
Garay 128, 164, 217.  
Gárdonyi 243.  
Gärtner 124.  
Gebler 63.  
Géczy 230.  
Gellert 77.  
Gergei 27, 124.  
Gerhard (heil.) 4.  
Gerő 230.  
Gelsner 51, 99.  
Goethe 99, 100, 129, 193.  
Gomez 54.  
Gottsched 65.  
Görgei 199.  
Gracian 51.  
Grécourt 72.  
Greguss 257.  
Grimm (H) 137.  
Grimm (J) 254.  
Guinon 224.  
Gvadányi 89, 170, 187.  
Gyöngyösi 39, 87, 88, 170.  
Gyulai 26, 105, 116, 144, 157,  
189, \*197, 222, 232, 255, 257.
- Haller 42.  
Hampel 254.
- Haraszti 93.  
Heine 139, 186, 209.  
Heinrich 88, 125, 157, \*258, 260.  
Heliodor 40.  
Heltai 20, 27, 28.  
Henszlmann 254, 257.  
Herczeg 228, 244.  
Herder 2, 41, 96, 99, 129.  
Hefs 14.  
Homer 87, 119, 187.  
Horaz 74, 83, 85.  
Horvát 84, 102, 126, 175, 249.  
Horváth (Pázmándi) 126.  
Horváth (Michael) 55, 56, 250.  
Horváth (Palóczi) 88.  
Hölty 99, 131.  
Hugo (Karl) 168.  
Hugo (Victor) 139, 142, 157, 159,  
172, 186.  
Humboldt 219.  
Hunfalvy 261.  
Hunyadi 8, 249.  
Hus 11.
- Illei 55.  
Ilosvai 26, 190.  
Imre 257.  
Ipolyi 254.  
Istvánffy 28.
- Jakab** 27, 213, 245.  
Janus Pannonius 9, 13.  
Jászay 249.  
Jókai 90, 141, 146, 216, 231,  
\*234.  
Joseph II. 60, 73, 87, 97.  
Jósika 164, \*171.  
Justh 246.
- Kabos** 248.  
Káldi 32.  
Karai 14.  
Kármán 99, 101, 170.  
Karnarutic 37.  
Károli 21, 33.  
Katharina (heil.) 10.  
Katona (Josef) 153.



- Katona (Geleji) 35, 44.  
Katona (Stephan) 56.  
Kazinczy 62, 67, 69, 74, 75, 91,  
\*95, 108, 126, 133, 148, 154,  
256.  
Kemény (Johann) 46.  
Kemény (Sigismund) \*231, 251,  
254, 258.  
Kerényi 132, 144.  
Kézai 6, 7.  
Kis 84, 102.  
Kiss 185, 210.  
Kisfaludy (Alexander) 63, \*78,  
106, 217, 225.  
Kisfaludy (Karl) 99, 107, 130, 133,  
\*149, 170.  
Kisfaludy-Gesellschaft 114, 133,  
150, 187, 196, 201, 240, \*256,  
259.  
Klopstock 81, 84, 96, 99, 125.  
Kölcsy 63, 86, 94, \*103, 256.  
Komjáthi 20.  
Komócsy 205.  
Körner 103, 105, 149.  
Kossuth 85, 106, 111, 112, \*113,  
131, 133, 145, 180, 184, 199,  
219, 238, 254.  
Kotzebue 148, 151, 160.  
Kovács 152, 170.  
Kövér 215, 216.  
Kozma 211.  
Kulcsár 53.  
Kurutzenpoesie \*41, 210.  
Kuthy 164, 174.
- Labiche 224.  
Laboulaye 180.  
La Calprenède (de) 69.  
Ladislaus (heil.) 4, 9.  
La Fayette 246.  
La Fontaine 72, 73, 76.  
Lamartine 141, 145, 217.  
La Rochefoucauld 99.  
Lauka 240.  
Lázár 66.  
Lebrun 72.  
Leibgarde (ungarische) 63.
- Lemierre 99.  
Lenau 141.  
Lendvay 161.  
Lermontoff 208.  
Lessing 69, 96, 99, 129, 158, 190.  
Lévay 202.  
Lewinski 210.  
Lucan 66.  
Ludwig (der Grofse) 7, 11, 192,  
223.  
Lukács 255.  
Lustkandl 184.  
Luther 21.
- Mabillon 56.  
Macaulay 251.  
Macchiavelli 39.  
Madách \*218.  
Magyari 31.  
Malonyay 229, 247.  
Marczali 253.  
Margareta (heil.) 9.  
Maria Theresia 59.  
Marmontel 66, 69, 99.  
Marot 34.  
Martinovics 61, 74, 175.  
Martinuzzi 17.  
Martos 229.  
Mathias Corvin 2, 8, 13.  
Matthisson 85, 99, 131.  
Melanchthon 21.  
Melius 22, 28.  
Mentovich 200.  
Mercier 148.  
Mészáros 101, 170.  
Metternich 61, 110, 112.  
Michelet 8.  
Mikes \*52, 151, 203.  
Mikszáth 185, 231, \*241.  
Mill 180.  
Millot 76, 91.  
Milton 187.  
Mohács (Schlacht) 16.  
Molière 99, 148, 187.  
Molnár (Albert) \*33, 52.  
Molnár (Victor) 230.  
Monoszlói 24.

- Montesquieu 63, 64.  
Mörvey 72, 218.  
Musset 177.
- Nagy** 141, 166, 175.  
Napoleon I. 61, 72, 75, 79.  
Nationaltheater 114, 169, 214.  
Niccoli 8.
- Obernyik** 165, 217.  
Oláh 23.  
Opitz 43.  
Orczy 70.  
Ossian 76, 99, 103, 118, 125.  
Ovid 40, 72, 73, 82, 196.  
Ozorai 21.
- Pákh** 141, 240.  
Pálffy 239.  
Pállya 55.  
Parny 78.  
Paulay 218.  
Pauler 55, 253.  
Pázmány 24, 29, \*30, 36, 42.  
Pécsi 11.  
Péczei 72.  
Pekár 230, 247.  
Pelbárt 9, 13.  
Pesti 20, 27.  
Petelei 244.  
Péterfy 232, 259.  
Petőfi 40, 81, 89, 92, 125, 131,  
\*137, 162, 186, 188, 193, 198,  
236, 238.  
Petrarca 8, 78.  
Petrőczy 36.  
Petthő 46.  
Piccolomini 27.  
Piron 92.  
Piscator 43.  
Plautus 226.  
Ponsard 168.  
Pope 66, 94.  
Pray 56.  
Prém 229.  
Priskos 191.  
Properz 82.
- Pulszky 254.  
Puschkin 199.
- Rabener** 77.  
Rádai 52, 71.  
Ráday 81.  
Radó 202.  
Rájnis 81, 82.  
Rákóczi (Franz II.) 29, 52, 53,  
74, 229, 252.  
Rákosi (Eugen) 162, 199, 214,  
\*222, 226, 258.  
Rákosi (Victor) 245.  
Ramus 34, 43, 45.  
Ráskai 10.  
Regiomontanus 14.  
Reguly 261.  
Renaissance 12.  
Révai 70, 77, 81, 82, 97, 185.  
Reviczky 213.  
Riedl 191.  
Rimay 35.  
Rómer 254.  
Ronsard 99.  
Rousseau 63, 70, 71, 78, 91, 92,  
Rudolf (v. Habsburg) 7.  
Ruttkay 230.
- Sabbatarier** 19, 24, 233.  
Sainte-Beuve 259.  
Sajnovics 56.  
Salamon 186, 251.  
Salis 85, 99, 131.  
Sallust 99.  
Sand 144, 239.  
Sárosy 132.  
Schiller 59, 94, 102, 105, 129,  
133, 139, 158, 193.  
Schlegel (W.) 103.  
Scott 172.  
Scribe 162, 216.  
Sculptetus 34.  
Sedaine 148.  
Senancour 177.  
Shakespeare 99, 103, 123, 124,  
148, 155, 187, 194, 222, 223.  
Shelley 139.

- Siebenbürgen 17.  
Silberstein 213.  
Soden 88.  
Somló 228.  
Sophokles 226.  
Spielmänner 4, 11.  
Steinbach 137.  
Stephan (heh.) 4, 9.  
Sue 173, 174, 175.  
Sylvester 20.  
Sylvester II. 4.  
Szabó (Baróti) 81, 82.  
Szabó (Karl) 251.  
Szabolcska 212.  
Szalárdi 45.  
Szalay 56, 250.  
Szántó 23.  
Szász 186, \*200.  
Széchenyi (Franz) 253.  
Széchenyi (Stephan) 85, 99, \*110,  
183, 193, 232, 236.  
Széchy 128.  
Székely (Alexander) 125.  
Székely (Stephan) 28.  
Szekér 84.  
Szemere 102, 104, 256.  
Szendrey 144.  
Szentjóni Szabó 77.  
Szigeti 217.  
Szigligeti 133, 158, \*160, 215.  
Szilády 257.  
Szilágyi (Alexander) 251.  
Szilágyi (Desider) 255.  
Szily 97, 261.  
Szontágh 218.  
Sztárai 28.  
  
Tábori 248.  
Táncz 55.  
Tasso 36, 78, 187, 194.  
Telegdi 23.  
Teleki (Joseph) 71.  
Teleki (Joseph) 249.  
Teleki (Ladislaus) 166.  
Thaly 41, 252.  
Thierry 252.  
Thököly 29.  
  
Thomas (v. Aquino) 9.  
Thomasius 45.  
Thuróczy 15.  
Tibull 82.  
Tinódi 26.  
Tisza 184, 219.  
Tocqueville 180.  
Toldi 12.  
Toldy (Franz) 130, 199, 210, 256.  
Toldy (Stephan) 225.  
Tollius 37.  
Tolnai 211.  
Tompá 188, \*194, 213.  
Tóth (Coloman) 203.  
Tóth (Eduard) 230.  
Trefort 254.  
Twain 245.  
  
Übersetzer und Übersetzungen  
201, 202.  
Uhland 193.  
Ujlaki 11.  
  
Vachott 132.  
Vadnai 204, 239.  
Vahot 166.  
Vajda (Johann) 186, 205, 219.  
Vajda (Peter) 170.  
Vámbéry 261.  
Vanière 82.  
Várad 228.  
Vargha 212.  
Vas 239.  
Verancsics 28.  
Vergil 82, 87.  
Verseggy 76.  
Vértesi 240.  
Vidal (Peire) 5.  
Villard de Honnecourt 5.  
Virág 81, 83.  
Vischer 218.  
Vitéz 9, 13.  
Vitkovics 102.  
Volkspoesie 133.  
Voltaire 63, 64, 65, 66, 70, 71,  
72, 76, 90, 95, 148, 187.

Vierhundert	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100																																															
Wach	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

### Druckfehler-Verzeichnis.

- S. 41 Z. 14 v. u. lies: Lonyay statt Longay
- S. 74 Z. 2 v. o. lies: Kossoway statt Kosoway
- S. 77 Z. 17 v. u. lies: geschrieben 1814 abere 1812 statt 1784
- S. 85 Z. 15 v. u. lies: eines einzachen unanzachen. statt einzachen unanzachen.
- S. 126 Z. 16 v. o. lies: Horvat statt Horvath
- S. 231 Z. 12 v. o. lies: Zoltan Kosnyak statt Zoltan Kosnyak
- S. 241 Z. 7 v. u. lies: Szeged Szegedin statt Szeg eden
- S. 247 Z. 1 v. o. lies: Pusza statt Pusta.
- S. 247 Z. 12 v. u. lies: sein statt seine.

Bei einigen Städtenamen ist es überschen worden, der deutschen Bezeichnung die magyarische hinzuzutügen.

G ü n t h e r F r a n z

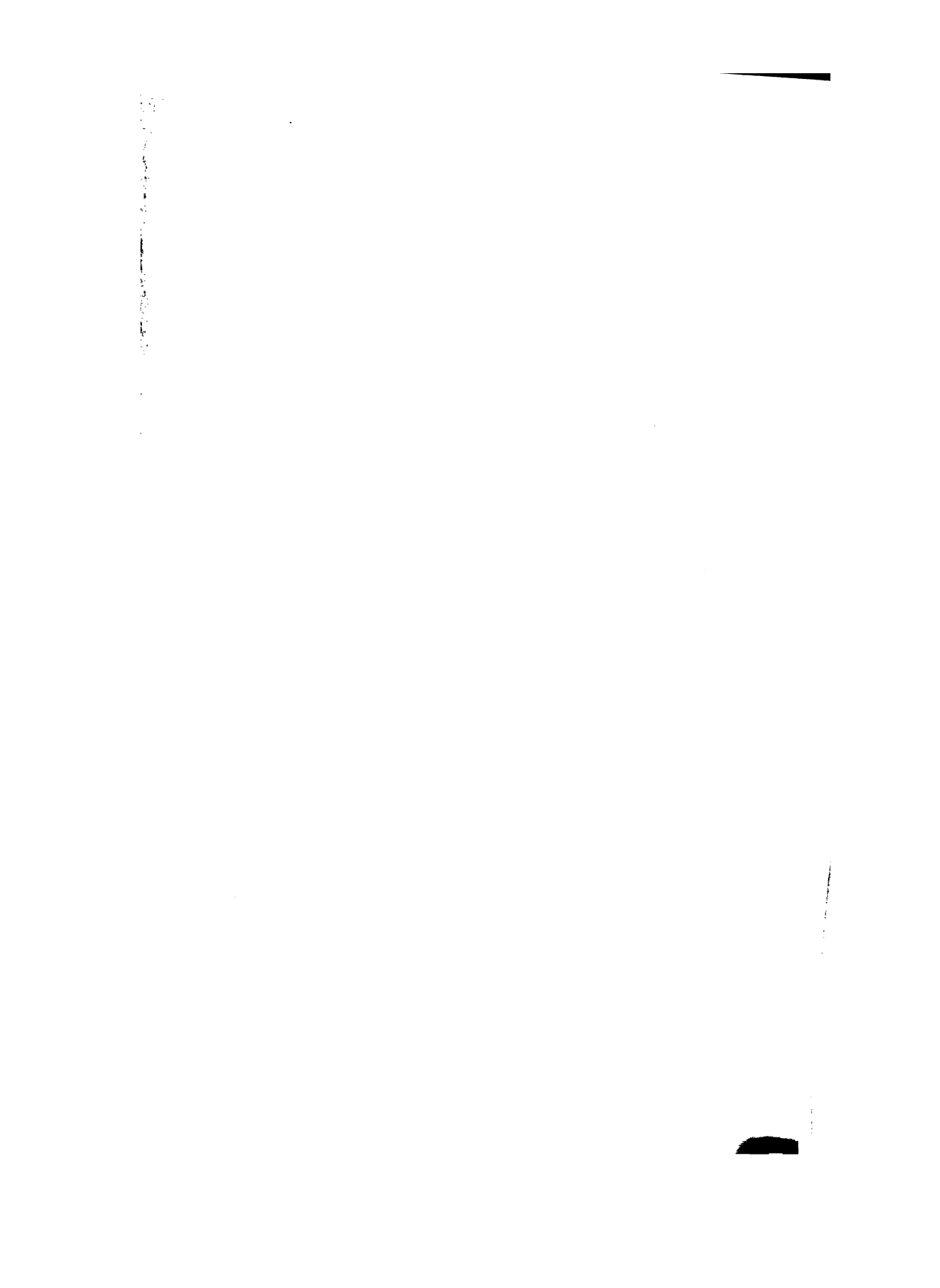
---

B i s m a r c k s  
N a t i o n a l g e f ü h l



Leipzig / Berlin  
Verlag von B. G. Teubner





154



Stanford University Libraries

3 6105 124 433 165



PH  
3012  
K596



**Stanford University Libraries**  
**Stanford, California**

**Return this book on or before date due.**

<b>Return this book on or before date due.</b>		

